Zur Bedeutung urbaner öffentlicher Räume für benachteiligte Jugendliche in einer Großwohnsiedlung

Von der Philosophischen Fakultät
der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover
zur Erlangung des Grades einer

DOKTORIN DER PHILOSOPHIE
Dr. phil.

genehmigte Dissertation
von

Dipl.-Sozialwiss. Claudia Heinzelmann
geboren am 18.6.1963, in Lippstadt

2009

Referent: Prof. Dr. Heiko Geiling
Korreferent: Prof. Dr. Ulfert Herlyn

Tag der mündlichen Prüfung: 18.6.2009

Claudia Heinzelmann – Zur Bedeutung urbaner öffentlicher Räume für benachteiligte Jugendliche in einer Großwohnsiedlung

Zusammenfassung

In der vorliegenden Arbeit werden die öffentlichen Räume der westdeutschen Großwohnsiedlung Hannover-Vahrenheide im Hinblick auf ihre Bedeutung für die dort lebenden sozial benachteiligten Jugendlichen untersucht. Dies geschieht im Rahmen einer vorwiegend qualitativ und interdisziplinär angelegten sozialwissenschaftlichen Stadtstudie, die exemplarisch die wechselseitigen Einflüsse von Handlungen, Raum- und Machtstrukturen beleuchtet. Gefragt wird nach den spezifischen Benachteiligungsfaktoren der sozialräumlichen Gegebenheiten und nach den Potenzialen dieses städtebaulichen Siedlungstypus für eine Personengruppe, die in diesem Zusammenhang bisher kaum gesondert betrachtet wurde.

Theoretischer Hintergrund der Untersuchung ist ein unter Bezug auf die Fachdiskussion entwickeltes Raumverständnis, in dem Raum multidimensional und dessen Öffentlichkeitscharakter kontinuierlich aufgefasst wird. Dabei werden für die Auswertung vier Raumdimensionen unterschieden: die materiell-bauliche, die sozialstrukturelle, die normative und die administrative Dimension. Der Begriff der urbanen Öffentlichkeit – verstanden als normativer Anspruch, einen Rahmen für Integration, Emanzipation und Erfahrungslernen zu bieten – bildet den Maßstab zur Bewertung der Befunde.

Die Darstellung der empirisch vielfältig ermittelten Stadtteilstrukturen und der lokalen Handlungen benachteiligter Jugendlicher mündet jeweils in einem Analysediagramm. Anschließend werden Befunde zu den Raumhandlungspraktiken von Jugendlichen in anderen städtischen Kontexten vergleichend herangezogen. Kennzeichnendes Ergebnis ist eine besonders ortsbeständige und eigenstrukturierte Geselligkeit bei sozial benachteiligten Jugendlichen sowie ein auffallend restriktiver Umgangsstil ihnen gegenüber. Die spezifischen Orte der Großwohnsiedlung, die mit dieser Raumnutzung korrespondieren, werden als Öffentlichkeitsnischen charakterisiert, weil sie sich als weniger formalisiert, geringer bewertet und weniger wirkungsvoll erwiesen, als es öffentlicher Raum theoretisch verspricht.

Nach einer Diskussion der Befunde in ihren Bezügen zu den vier Raumdimensionen wird deutlich, dass die sozialräumliche Konstellation der Großwohnsiedlung den Verbleib in diesen Nischen befördert, der für eine altersgemäße Weiterentwicklung untypisch ist und letztendlich die marginalisierte gesellschaftliche Position dieser Jugendlichen verfestigt. Die Arbeit schließt mit einem Ausblick, in dem Zielrichtungen für Veränderungen auf allen vier Raumdimensionen angegeben werden.

Schlagwörter: Öffentlicher Raum, Jugendliche, Sozialraumanalyse

Claudia Heinzelmann – The Significance of Urban Public Spaces for Disadvantaged Young Residents of Large-Scale Housing Developments

Summary

This work investigates the public spaces of the Hannover-Vahrenheide large-scale housing development in West Germany in terms of their significance for its socially disadvantaged young residents. This is achieved within the framework of a chiefly qualitative and interdisciplinary social science urban study that highlights by way of example the mutual effects of actions, space-, and power-related structures. The focus is on specific detrimental factors of this social environment and the potentials of this particular kind of urban housing development and how these affect a group of people who have so far and in this context been given little attention.

The theoretical basis of this study is a concept of space which has been developed pertaining to the subject and which includes the perception of space as multidimensional and its public character as continual. In this process, there are four space dimensions relevant to the evaluation: the physical-constructional, the social-structural, the normative, and the administrative dimension. The term of urban public – perceived as a normative requirement to provide a framework for integration, emancipation and learning by doing – constitutes the standard for the evaluation of the findings.

The presentation of the diverse empirically determined neighbourhood structures and local actions of socially disadvantaged young people ends in analysis diagrams. Afterwards, interaction space practises of young people in other urban contexts were used as a basis for comparison. Prominent among the findings of the study is a special local connected and autonomously structured sociability among socially disadvantaged young people as well as society's remarkably restrictive attitude towards these young people. The specific large housing development spaces which correspond with this use of space are characterised as public niches because they prove less formalised, less valued and less effective than public space – at least in theory – suggests.

Following the discussion of these findings in relation to the four space dimensions it becomes obvious that the constellation of large-scale housing projects seen from a social environment angle causes young people to remain in these niches which is atypical for an age-appropriate development and ultimately reinforces their marginalised social status. The study's conclusion aims at ideas for change taking into account all four space dimensions.

Key words: public space, young people, social environment analysis

Inhaltsverzeichnis

1. Einführung in Themenstellung und Aufbau der Arbeit 1

2. Theoretischer Hintergrund: Raum und urbane Öffentlichkeit 7

2.1 Differenzierte Räume 7

2.1.1 Sozialer Raum nach Pierre Bourdieu 9

2.1.2 Der gesellschaftliche Raum von Dieter Läpple 12

2.1.3 Relationale Räume bei Martina Löw 14

2.1.4 Zur Notwendigkeit eines multidimensionalen Raumverständnisses 16

2.2 Urbane Öffentlichkeit 19

2.2.1 Bürgerliche Prägungen eines politischen Öffentlichkeitsbegriffs 19

2.2.2 Zur Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit als Kennzeichen von Urbanität 23

2.2.3 Öffentlichkeit als Lern- und Erfahrungsraum 28

2.2.4 Ein kontinuierliches Modell öffentlicher Räume 36

3. Untersuchungsfokus: Großwohnsiedlungen und die benachteiligten Jugendlichen 43

3.1 Öffentliche Räume im Siedlungstyp Großwohnsiedlung 43

3.2 Zu den Anforderungen und Bedingungen der Jugendphase 47

3.3 Vorliegende Befunde zur Situation von Jugendlichen in Großwohnsiedlungen 55

3.4 Verlauf und Effekte residentieller Segregation in Wohnquartieren 60

3.5 Zum Begriff der benachteiligten Jugendlichen 66

4. Forschungsdesign und angewandte Methodik 73

4.1 Forschungsleitende Hypothesen und Fragestellungen 73

4.2 Empirische Grundlagen 78

4.2.1 Stadtteilanalysen 79

4.2.2 Vertiefende Erhebungen 84

4.2.3 Forschungen zur Raumnutzung von Jugendlichen 91

5. Sozialräumliche Strukturen der Großwohnsiedlung Hannover-Vahrenheide .. 95
5.1 Entstehungsbedingungen und bauliche Strukturen 95
5.2 Sozialstruktur der Stadtteilbevölkerung 101
5.3 Lokale Ökonomie und institutionelle Infrastruktur 109
5.3.1 Schulen 114
5.3.2 Jugendzentrum 115
5.3.3 Straßensozialarbeit und Jugendkontaktladen 118
5.3.4 Spielpark Holzwiesen 119
5.3.5 Bildungs-, Beratungs- und Präventionsangebote 120
5.3.6 Angebote der Kirchengemeinden 121
5.3.7 Sportvereine 123
5.4 Probleme und Nachbesserungen 124
5.5 Sozialer Zusammenhalt und Konfliktlinien im Stadtteil 129

6. Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher 139
6.1 Benachteiligte Jugendliche in den öffentlichen Räumen der Großwohnsiedlung .. 142
6.1.1 Freiräume mit eingeschränkten Öffentlichkeitsgraden 145
6.1.2 Freiräume mit hohen Öffentlichkeitsgraden 149
6.1.3 Gebäude-Infrastrukturen mit hohen Öffentlichkeitsgraden 156
6.1.4 Gebäude-Infrastrukturen mit eingeschränkten Öffentlichkeitsgraden 159
6.1.5 Zusammenfassender Überblick der lokalen Raumhandlungspraktiken 165
6.2 Interne Differenzen und über den Stadtteil hinausgehende Bezüge 170
6.2.1 Grenzen und Rivalitäten 170
6.2.2 Identifikatorische Bindungen an die Großwohnsiedlung 178
6.2.3 Aktionsräume 181
6.2.4 Genderbezogene Unterschiede 185

7. Vergleich mit den Raumhandlungspraktiken von Jugendlichen in anderen städtischen Kontexten 189
7.1 Vergleich übergreifender Raumhandlungsmuster 189
7.1.1 Tagesabläufe und Aktionsräume 190
7.1.2 Bevorzugte Räume 194
7.2 Raumtypologischer Vergleich 199
7.2.1 Freiräume mit eingeschränktem Öffentlichkeitsgrad: Wohnumfelder in Bothfeld und eine Brache in der Südstadt 200
7.2.2 Freiräume mit hohem Öffentlichkeitsgrad: Ein zentraler Stadtplatz, zwei Stadtbahnhaltestellen und ein Quartierspark in Vahrenwald 205
7.2.3 Gebäude-Infrastruktur für Jugendliche: Das Jugendzentrum Mühlenberg 210

8. Ergebnisdiskussion: Multidimensionale Einflüsse des Raums Großwohnsiedlung ... 215
8.1 Auswirkungen der sozialen Lage ... 215
8.1.1 Unattraktive private Räume und unzugängliche Konsumorte ... 216
8.1.2 Soziale und emotionale Verunsicherungen ... 219
8.1.3 Distanz zum Bildungssystem ... 221
8.2 Einfluss der materiell-baulichen Strukturen ... 223
8.2.1 Eingeschränktes Raumspektrum ... 224
8.2.2 Gleichförmige Orte ... 227
8.3 Normative Aspekte ... 229
8.3.1 Diffuse Verhaltenserwartungen ... 229
8.3.2 Herabgesetzte Öffentlichkeitsausprägungen ... 232
8.4 Effekte der administrativen Steuerung ... 234
8.4.1 Hoher Nutzungsdruck und einseitige Konfliktvermeidungsstrategien ... 235
8.4.2 Fürsorge statt Förderung von Autonomie ... 237
8.5 Abschließende Einschätzung ... 239

9. Theoretischer Rückbezug und Ausblick ... 245
9.1 Zu den Bedeutungsaspekten öffentlicher urbaner Räume ... 245
9.1.1 Öffentlichkeitsnischen als Spielwiesen der Großwohnsiedlung ... 246
9.1.2 Sackgassen ohne Verbindungen zur Erwachsenengesellschaft ... 248
9.1.3 Fazit ... 251
9.2 Weiterführende Folgerungen ... 253
9.3 Schlussbetrachtung ... 255

10. Literaturverzeichnis ... 259

Anhänge

Anhang I: Übersicht über das Interviewsample Stadtteilkundige ... 279
Anhang II: Interviewleitfaden – Stadtteilkundige ... 281
Anhang III: Beobachtungsbogen zu den Interviews mit Stadtteilkundigen ... 285
Anhang IV: Leitfaden für die Interviews mit Jugendlichen ... 287

Dank ... 289

Darstellungsverzeichnis

Darstellung 1: Unterteilung öffentlicher Räume nach baulich-sozial-normativer Struktur 41
Darstellung 2: Aufenthaltsdauer in bzw. außerhalb der familiären Wohnung nach Alter 50
Darstellung 3: Altersstruktur 103
Darstellung 4: Laufende Hilfe zum Lebensunterhalt (HLU) 104
Darstellung 5: Schulformen 106
Darstellung 6: Ausländeranteile 107
Darstellung 7: Sozialstruktur des Stadtteils Hannover-Vahrenheide 108
Darstellung 8: Lokale Infrastruktureinrichtungen in Hannover-Vahrenheide 113
Darstellung 9: Soziale Nähe und Distanz in Hannover-Vahrenheide 131
Darstellung 10: Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher in den öffentlichen Räumen von Hannover-Vahrenheide 166
Darstellung 11: Überlokale Raumnutzungen benachteiligter Jugendlicher 184
Darstellung 12: Raumdimensionen der Großwohnsiedlung 240

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1 und 2: Einfamilienhausbereich in Vahrenheide-West 98
Abb. 3 und 4: Zeilenbauten in Vahrenheide-Ost und -West 98
Abb. 5 und 6: Hochhausbebauung in Vahrenheide-Südost 98
Abb. 7: Nördliche Freifläche 99
Abb. 8: Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel 99
Abb. 9: Grünzug 99
Abb. 10: Garagenhof 99
Abb. 11 und 12: Hausnahe Spielflächen 99
Abb. 13: Bolzplatz 99
Abb. 14 und 15: Vahrenheider Markt 111
Abb. 16: Jugendzentrum Camp 111
Abb. 17: Jugendkontaktladen 111
Abb. 18: Ev. Tituskirche 111
Abb. 19: Kath. St. Franziskuskirche 111

Kartenverzeichnis

Karte 1: Übersicht Wohngebiete Vahrenheide 137

Karte 2: Jugendliche in den öffentlichen Freiräumen an einem Donnerstag- (Ostteil) und Freitagnachmittag (Westteil) 143

Karte 3: Jugendliche in den öffentlichen Freiräumen an einem Dienstagnachmittag 143

Karte 4: Jugendliche in den öffentlichen Freiräumen an einem Sonntagnachmittag 144

Karte 5: Verteilung unterschiedlicher Jugendgruppen im lokalen Raum 176

Abkürzungsverzeichnis

AWO - Arbeiterwohlfahrt, auch: interne Bezeichnung Jugendlicher für den Jugendkontaktladen der AWO

GBH - Gesellschaft für Bauen und Wohnen Hannover mbH

HAZ - Hannoversche Allgemeine Zeitung

HLU - Hilfe zum Lebensunterhalt

ipos - institut für praxisorientierte sozialforschung

LHH - Landeshauptstadt Hannover

mpfs - Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest

MS - Niedersächsisches Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit

„Um die Langeweile zu vertreiben, wählen sich die Kids die Straße, nicht weil sie ein wunderbarer Ort voller Leben ist, vielmehr betrachten sie sie als den Ort, wo die größte Chance besteht, daß irgend etwas geschehen wird."

Paul Corrigan – Nichtstun (1979)

1. Einführung in Themenstellung und Aufbau der Arbeit

Öffentliche urbane Räume sind bedeutsame Räume. Hier findet öffentliches Leben und eine spezifisch städtische Form der Interaktion statt. An diesen teilweise umkämpften, hierarchisierten Orten treten die gesellschaftlichen Positionen der jeweiligen Nutzergruppen deutlich hervor (vgl. Bourdieu 1991: 26 ff.; Flohe/ Knopp 2009). Mit urbaner Öffentlichkeit werden aber auch, im Sinne des stadthistorischen Ausspruchs ‚Stadtluft macht frei' (vgl. Weber 1999 [1914]: 105), befreiende Aspekte verbunden und entlang der Formel von Städten als ‚Integrationsmaschinen' (vgl. Häußermann 1996: 41) integrative Wirkungen diskutiert.

In der vorliegenden Arbeit wird die konkrete Bedeutung urbaner öffentlicher Räume für eine bestimmte soziale Gruppe am Beispiel der westdeutschen Großwohnsiedlung Hannover-Vahrenheide herausgearbeitet. Der Untersuchungsfokus richtet sich auf ‚benachteiligte Jugendliche', wobei der Begriff auf die mangelnden gesellschaftlichen Teilhabechancen dieser Gruppe verweist. In der Analyse kommt der multidimensionalen Struktur der lokalen öffentlichen Räume zentrale Beachtung zu, denn der urbane Raum der Großwohnsiedlung wird als vielschichtig mit dem Verhalten der Akteure verwoben verstanden. Den wechselseitigen Einflüssen von Handlungen, Raum- und Machtstrukturen wird im Rahmen einer vorwiegend qualitativ angelegten sozialwissenschaftliche Studie der Stadt nachgegangen.

Auch wenn sich verschiedene Fachrichtungen mit den Themenfeldern ‚öffentlicher Raum' und ‚Jugendliche' befassen, wurde bisher nur selten ein systematischer Zusammenhang zwischen den Handlungsweisen von Jugendlichen und der räumlichen Situation hergestellt. In den Studien, in denen dies differenziert erfolgte, lag der Fokus nicht auf sozialen Lageeffekten (vgl. Herlyn/ von Seggern/ Heinzelmann/ Karow 2003; Frohnhofen 2003; Wüstenrot Stiftung (Hg.) 2009) oder es wurde eine dezidiert sozialpädagogische (vgl. Baisch-Weber 2002; Reutlinger 2003) bzw. stadtplanerische (vgl. Weinert 2002) Zielrichtung verfolgt. In den vielen vorliegenden repräsentativen Studien zum Freizeitverhalten von deutschen Jugendlichen (vgl. u.a. ipos 2003; Shell Deutschland Holding (Hg.) 2006; mpfs 2007) werden räumliche Faktoren allenfalls als Randaspekte thematisiert. Die umfangreiche Forschungsliteratur zur Problematik von westdeutschen Großwohnsiedlungen (vgl. u.a. Becker/ Keim (Hg.) 1977; Herlyn/ von Saldern/ Tessin (Hg.) 1987; Deutscher Bundestag

1994; Krings-Heckemeier/ Pfeiffer 1998) hat wiederum nicht spezifisch Jugendliche als Betroffene und Handelnde im Blick. In der Zusammenschau weisen die Ergebnisse dieser Untersuchungen darauf hin, dass der Aufenthalt in öffentlichen Räumen für Jugendliche insgesamt eminent wichtig ist. Außerdem erscheint die sozialräumliche Situation in Großwohnsiedlungen prekär und stellt teilweise eine eigene benachteiligende Dimension dar.

Sich mit benachteiligten Jugendlichen und ihrem Handeln in lokalen städtischen Räumen zu beschäftigen ist geboten, weil um deren Aufenthalte dort Konflikte bestehen, die bisher nicht zufriedenstellend gelöst werden konnten. Benachteiligte Jugendliche, die sich in öffentlichen Räumen aufhalten, werden zumeist als Störfaktor und Sicherheitsrisiko wahrgenommen (vgl. u.a. Sessar 2003: 207; Steffen/ Baumann/ Betz 2004: 122). Durch verschiedene Maßnahmen wird daher versucht, sie von bestimmten Orten fernzuhalten. Zur Anwendung kommt dabei auch eine gezielte Vertreibungstechnik, die aufgrund rechtlicher und gesundheitlicher Bedenken umstritten ist. So wurde der Ultraschall-Störgeräuschsender mit dem Namen ‚Mosquito', dessen unangenehmer Ton altersbedingt von Personen über 25 Jahren meist nicht mehr wahrgenommen wird, nach Firmenangabe bereits 700 mal in Deutschland verkauft (vgl. HAZ 8.10.2007; SPIEGEL ONLINE 23.4.2008) und an Spielplätzen, Schulhöfen, Parkplätzen oder Haltestellen installiert. In der englischen Kleinstadt Redruth wurde während der Sommerferien des Jahres 2008 eine gänzliche abendliche Ausgangssperre für Jugendliche verhängt, die besonders auf die Jugendlichen aus bestimmten ‚unsicheren' Wohnblöcken zielte (vgl. HAZ 12.7.2008). Wenn Jugendliche sich dennoch in öffentlichen Räumen aufhalten, sehen sich Anwohnende offenbar manchmal genötigt, sich hinter stacheldrahtbewehrten Palisadenzäunen zu verschanzen (vgl. HAZ 28.5.2002).

Der beschriebene Konflikt um den Aufenthalt benachteiligter Jugendlicher in öffentlichen Räumen ist keineswegs neu. Im Blickpunkt stehen immer männliche Jugendliche unterer sozialer Lagen. Früher betraf dies vor allem Arbeiterjugendliche, heute richten sich Aufmerksamkeit und Maßnahmen vorrangig auf Jugendliche mit Migrationshintergrund. Auch der Ort des Geschehens spielt eine wesentliche Rolle, denn in städtischen Armutsgebieten treten diese Konflikte besonders stark in Erscheinung. Durch die Verknüpfung von Armut mit Gefahr (vgl. Dubet/ Lapeyronnie 1994: 126 ff.; Hafeneger 1995: 84 ff.; de Marinis 2000: 222 ff.; Wehrheim 2002: 37 f.) unterliegen diese Jugendlichen einem Generalverdacht, der restriktive und exkludierende Maßnahmen hervorruft. In der vorliegenden Arbeit wird davon ausgegangen, dass es sich dabei um eine Projektion handelt, und dass sich die angenommene Gefährlichkeit zumindest in diesem Ausmaß empirisch nicht nachweisen lassen wird. Diese Zuschreibung könnte sich im Gegenteil als ein weiterer benachteiligender Faktor herausstellen.

Die hier grundlegende Hypothese ist, dass die Auseinandersetzungen um die Raumnutzungsweisen benachteiligter Jugendlicher auf tieferliegende gesellschaftliche Konfliktli-

nien zurückgehen. In den klassischen Studien zu Jugendlichen unterer sozialer Lagen (vgl. Whyte 1996 [1943]; Clarke u.a. 1979; Willis 1982; Dubet/ Lapeyronnie 1994) konnte gezeigt werden, dass das jeweilige widerständige Handeln Plausibilität aufweist, und zwar im Sinne des Versuchs der Verarbeitung einer gesellschaftlich marginalisierten Position. Daran anknüpfend wird erwartet, dass sich in den raumbezogenen Verhaltensweisen benachteiligter Jugendlicher eine Stringenz entdecken lässt, die nicht auf individuelles Fehlverhalten reduziert werden kann.

Anliegen der vorliegenden Arbeit ist es, diese ‚innere Logik' der Raumnutzungsweisen zu ergründen und mit den idealen Potenzialen öffentlicher Räume in Bezug zu setzen. Die Beschäftigung mit dem Topos der Öffentlichkeit und der damit verkoppelten Urbanität verspricht weiterführende Erkenntnisse, insbesondere weil mit diesen Begriffen befreiende Wirkungen städtischer Räume antizipiert werden, denen die beschriebenen Ausgrenzungsversuche diametral entgegen stehen. Die theoretischen ‚Aufgaben' öffentlicher Räume bilden den Maßstab, an dem die konkreten Raumhandlungspraktiken und die lokalen Konfliktkonstellationen gemessen werden sollen.

Die zentralen Fragestellungen lauten:

◦ Inwieweit sind die Jugendlichen der Großwohnsiedlung von Benachteiligungen betroffen? Welche Benachteiligungen gehen von den sozialräumlichen Gegebenheiten aus?

◦ In welcher Weise nutzen benachteiligte Jugendliche öffentliche urbane Räume in der Großwohnsiedlung? Welche Funktion und Bedeutung haben öffentliche urbane Räume für benachteiligte Jugendliche?

◦ Entsprechen diese Bedeutungen und Funktionsweisen den theoretischen Vorstellungen zu öffentlichen Räumen? Wo liegen Unterschiede?

Der Analyse wird ein multidimensionales Raumverständnis zugrunde gelegt, das auf den Überlegungen von Dieter Läpple (1992) und Martina Löw (2001) basiert. Dieser Ansatz ermöglicht es, die Verwobenheit von baulichen Strukturen, normativen und administrativen Regelungen sowie sozialem Verhalten differenziert zu erfassen. Die Verhaltensweisen benachteiligter Jugendlicher werden als ‚Raumhandlungspraktiken' in einen Gesamtzusammenhang gestellt und in einer an den Arbeiten Pierre Bourdieus anknüpfenden akteursorientierten Perspektive im Hinblick auf gesellschaftliche Machtkonstellationen analysiert. Um die strukturellen Aspekte des Konflikts näher herauszuarbeiten, wird auf die Theorietradition der Stadtsoziologie in der Beschäftigung mit den Funktionsweisen und dem Wandel öffentlicher urbaner Räume Bezug genommen, die u.a. mit den Namen Hans-Paul Bahrdt, Ulfert Herlyn, Hartmut Häußermann und Walter Siebel verbunden ist. Philosophische Wurzeln des Begriffs der Öffentlichkeit werden mit einbezogen, ebenso wie pädagogische Betrachtungen zu öffentlichen Räumen.

Die empirische Basis der Untersuchung umfasst mehrere Quellen. Zurückgegriffen wird auf Material und Befunde von zwei Studien der Arbeitsgruppe interdisziplinäre Sozialstrukturforschung (agis) der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover, an denen die Autorin beteiligt war. Diese Untersuchungen entstanden in einem sich als politische Soziologie der Stadt verstehenden Forschungszusammenhang, der sich auf Probleme sozialer Integration und wachsende soziale Ungleichheiten richtet (vgl. Geiling 2006 a: 1). In diesem Rahmen fanden in der Großwohnsiedlung Hannover-Vahrenheide Sozialstrukturanalysen statt. Sie wurden in Vorbereitung der ‚Integrierten Sanierung Vahrenheide-Ost' sowie begleitend zum Bund-Länder-Programm: ‚Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Die soziale Stadt' durchgeführt (s. Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001; 2002 a; 2002 b). Für die hier verfolgte Fragestellung wurden die Daten und Ergebnisse teilweise aktualisiert und sekundär ausgewertet. Von der Autorin wurden zusätzlich weitere Erhebungen durchgeführt, insbesondere Gespräche mit den betroffenen Jugendlichen selbst.

Um die Besonderheiten der Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher in einem bestimmten Raum hervorheben zu können, ist die Kontrastierung mit den raumbezogenen Verhaltensweisen Jugendlicher in anderen sozialräumlichen Settings hilfreich. Dazu werden Ergebnisse zweier Forschungsprojekte des Institutes für Freiraumentwicklung der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover vergleichend herangezogen, an denen die Autorin ebenfalls beteiligt war. In der ersten Studie sind sechs raumtypologisch unterschiedliche Orte hinsichtlich der Raumnutzungsweisen Jugendlicher analysiert worden (s. Herlyn/ von Seggern/ Heinzelmann/ Karow 2003). Das zweite Projekt befasste sich mit den gesamtstädtischen Raumhandlungsmustern von Jugendlichen (s. Wüstenrot Stiftung (Hg.) 2009). Mittels des Vergleichs werden die strukturellen Unterschiede, die sich aus der benachteiligten Situation ergeben, präzisiert.

Aufgebaut ist die vorliegende Arbeit wie folgt: Zu Beginn wird in Kapitel 2 der theoretische Bezugsrahmen erläutert. Geklärt wird das soziologische Raumverständnis, welches über die Betrachtung verschiedener Ansätze als multidimensional konzipiert wird. Dem Begriff der urbanen Öffentlichkeit wird sich über philosophische, stadtsoziologische und pädagogische Bezüge genähert.

Im darauf folgenden Kapitel wird dieser übergeordnete Bedeutungshorizont der öffentlichen urbanen Räume auf die besonderen sozialräumlichen Bedingungen von Großwohnsiedlungen bezogen und der Untersuchungsort hinsichtlich bekannter Problematiken spezifiziert. Zur Definition der Untersuchungsgruppe erfolgen Erläuterungen der allgemeinen entwicklungspsychologischen Anforderungen der Jugendphase und die Klärung, welche Faktoren zu der Bezeichnung ‚benachteiligte Jugendliche' führen.

Im Anschluss an die Theoriediskussion der Kapitel 2 und 3 werden im vierten Kapitel zusammenfassend die forschungsleitenden Fragestellungen formuliert. Kapitel 4 gibt weiterhin Auskunft über die Untersuchungsmethodik und die im einzelnen angewandten Verfahren.

In den Kapiteln 5 bis 7 erfolgt die Darstellung der empirischen Befunde. In Kapitel 5 wird der sozialräumliche Zusammenhang der Großwohnsiedlung Hannover-Vahrenheide erläutert. Die lokale Konfliktkonstellation wird mittels einer schematischen Darstellung der sozialen Nähen und Distanzen veranschaulicht. Das sechste Kapitel widmet sich speziell den Raumhandlungspraktiken von benachteiligten Jugendlichen innerhalb dieses Zusammenhanges. Die von ihnen genutzten öffentlichen Orte werden entlang einer zuvor entwickelten Unterteilung nach Öffentlichkeitsgrad und Raumstruktur betrachtet. Die Differenzierungen innerhalb der sozialen Gruppe der benachteiligten Jugendlichen werden im Anschluss daran aufgegriffen. Dazu gehören die sozialen Distanzen und die Grenzen, die diese Jugendlichen untereinander ziehen, sowie aufscheinende strukturelle Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen. Die Darstellung der empirischen Befunde schließt mit dem Vergleich mit den Raumhandlungspraktiken anderer Jugendlicher im siebten Kapitel.

In Kapitel 8 werden die dargelegten Ergebnisse diskutiert. Dies erfolgt entlang der Raumdimensionen, die für das sozialräumliche Handeln bestimmend sind: die soziale Lage der Nutzer/innen, die materiell-baulichen Strukturen und die normativen wie administrativen Vorgaben. Die Folgerungen werden im neunten Kapitel schließlich auf die eingangs ermittelten Bedeutungsaspekte öffentlicher Räume rückbezogen. Es wird gezeigt, welche Art von öffentlichen Räumen benachteiligte Jugendliche zu welchen Zwecken nutzen und welche Bedeutung ihren Raumhandlungspraktiken hinsichtlich der Potenziale von Öffentlichkeit zugemessen werden kann.

2. Theoretischer Hintergrund: Raum und urbane Öffentlichkeit

In diesem Kapitel wird der theoretische Bezugsrahmen erläutert, anhand dessen die empirischen Befunde zur Raumhandlungspraxis benachteiligter Jugendlicher im Stadtteil Hannover-Vahrenheide strukturiert und analysiert werden. Im ersten Teil werden Theorien vorgestellt, die Raum auch in sozialer Hinsicht differenziert konzipieren. Der zweite Teil handelt von den Begriffen Öffentlichkeit und Urbanität.

2.1 Differenzierte Räume

Städtische öffentliche Räume sind Gegenstand der Stadtsoziologie, und zwar – wie neuerdings stets hervorgehoben wird – nicht bloß als räumlich figurierter Rahmen oder Behältnis, in dem sich das für die Soziologie relevante soziale Handeln vollzieht. Doch welcher Art ist die Beziehung zwischen Handeln und baulichen Strukturen? Sind Räume in ihrer baulichen Substanz objektiv gegeben und können als vom Handeln getrennt gedacht werden? Kann der Raum ‚an sich' als physische Entität betrachtet werden, als sozial wirksame Gegebenheit? Oder ist anders herum der Raum sozial geprägtes Abbild gesamtgesellschaftlicher Prozesse?

Zu diesem Themenfeld gibt es eine Vielzahl an theoretischen Ansätzen und Ausführungen. Sie reichen von klassischen soziologischen und philosophischen Theorien (vgl. u.a. Simmel 1984 [1903]; 1992 [1903]; Durkheim 1994 [1912]; Lefebvre 1991 [1974]; Foucault 1991 [1984]; Bourdieu 1982; Giddens 1988) über stadtsoziologisch bzw. sozialgeographisch orientierte Definitionen (vgl. u.a. Park/ Burgess 1984 [1925]; Herlyn 1970; Obermaier 1980; Hamm 1982; Werlen 1987; Läpple 1992; Soja 1996; Nissen 1998; Sturm 2000) bis hin zu der aktuellen Debatte im Rahmen des ‚spatial turn' (vgl. u.a. Schubert 2000 b; Löw 2001; Schmid 2005; Schroer 2006; Döring/ Thielmann (Hg.) 2008), die in eine weitgehende Abkehr von einer dualistischen oder euklidischen Raumvorstellung einmündet. Von dieser umfassenden Theoriediskussion können an dieser Stelle nur einige Eckpunkte einleitend angegeben werden.

Eine Weiterentwicklung der traditionellen Vorstellung vom ‚Container-Raum' markiert die Verwendung des aus der Verhaltenspsychologie stammenden Begriffs des „behavior settings" (Barker 1968), nach dem Raum bestimmte Handlungsmöglichkeiten anbietet bzw. vorgibt. Die dabei vorausgesetzte verhaltensregulierende Kraft von Räumen (vgl. Tessin 2004: 34) wurde von Alexander Mitscherlich provokant mit der Metapher des ‚Prägestocks' zugespitzt:

„Unsere Städte und unsere Wohnungen sind Produkte der Phantasie wie der Phantasielosigkeit, der Großzügigkeit wie des engen Eigensinns. Da sie aber aus harter Materie bestehen, wirken sie auch wie Prägestöcke; wir müssen uns ihnen anpassen. Und das ändert zum Teil unser Verhalten, unser Wesen. Es geht um einen im Wortsinn fatalen, einen schicksalsbildenden Zirkel: Menschen schaffen sich in den Städten einen Lebens-

raum, aber auch ein Ausdrucksfeld mit Tausenden von Facetten, doch rückläufig schafft diese Stadtgestalt am sozialen Charakter der Bewohner mit“ (Mitscherlich 1980 [1965]: 9).

Durch ihre deutliche „antigeographische Wendung“ (Dünne 2006: 291) wird den Schriften von Georg Simmel eine Vorläuferrolle zu einem neuen Raumdenken in der Soziologie zugemessen (vgl. ebd.: 291 f.). Simmel eröffnete eine neue Sichtweise, die nicht von einer primär einseitigen Wirkung von bebautem Raum auf menschliches Verhalten ausgeht. In seiner ‚Soziologie des Raums’ betrachtete er schon im Jahre 1903 ausführlich, wie ‚räumliche Grundqualitäten’[1] mit soziologischen Formungen (Staat, Kirche, Stadt, Dorf, etc.) zusammenhängen. So wird nach Simmel weder ein großes Reich durch seinen geographischen Umfang gebildet, noch werden die Qualitäten von Nachbarschaften durch den spezifischen räumlichen Abstand im Quartier gestiftet. Am Beispiel der Länder- oder Grundstücksgrenze hob er hervor, dass es sich hierbei um „eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt“ (Simmel 1992 [1903]: 229) handele und nicht um eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen (vgl. ebd.: 221 ff.). Formgebend sind psychologische Kräfte oder seelische Inhalte, während Raum eine an sich wirkungslose Form bleibt (vgl. ebd.: 221 f.). Den Dualismus von Raum und sozialen Vorgängen behielt Simmel bei, doch die Wirkungsrichtung wurde von ihm auch umgekehrt betrachtet (vgl. Simmel 1995 [1903]: 201). Es handelt sich um eine „zweigleisig verfahrende[n] Theorie“ (Schroer 2006: 64), die sowohl die Herstellung von Raum im Handeln als auch die Wirkungen des Raums auf das Handeln zu analysieren sucht (vgl. ebd.: 64 f.), und damit um einen bereits sehr ‚modernen’ Ansatz.

Die Prägungen sozialer Prozesse in bauliche Strukturen wurden später von anderen Autor/innen differenzierter gefasst. Ulfert Herlyn wies darauf hin, dass jegliche materielle räumliche Umweltgestaltung vielfältig sozial und kulturell vermittelt ist, und daher niemals voraussetzungslos entsteht (vgl. Herlyn 1970: 54). Im Entstehungsprozess gebauter Umwelten kommen gesellschaftliche Aushandlungsprozesse zum Tragen und auch die Bedeutungen, die mit bestimmten räumlichen Arrangements verknüpft werden, entstehen durch soziale Interaktionen (vgl. Herlyn 1987 a: 20). Ein Versuch, bauliche Strukturen und soziales Verhalten zusammen zu denken, findet sich bei Dorothee Obermaier, die sich mit dem Topos der Aneignung[2] städtischer Räume befasste. In ihrer Betrachtung schrieb Obermaier von Gelegenheiten, die eine physische und eine soziale Dimension aufweisen:

„Eine Gelegenheit hat also immer eine physische und eine soziale Dimension, letztere eben in Form von ‚eingebauten’ Verhaltensnormen, die gemeinsam verhaltenswirksam oder verhaltensfordernd sind. Daher ist naheliegend, davon auszugehen, daß auch Nutzer nicht allein auf die materielle Dimension einer Gelegenheit reagieren, sondern gleichermaßen von der sozialen Dimension einer Gelegenheit beeinflußt werden bzw. ihr

[1] Als ‚räumliche Grundqualitäten’ benennt Simmel die Ausschließlichkeit des Raums (einen konkreten Ort gibt es nicht in der Mehrzahl), die Möglichkeit zur Zerlegbarkeit und Begrenzung, den Aspekt der Fixierung an einem Ort, die Beziehungen von Nähe und Distanz und die Möglichkeit der Bewegung (vgl. Simmel 1992 [1903]: 222 ff.).

[2] Der Aneignungsbegriff wird in Abschnitt 2.2.3 näher erläutert (s. S. 35).

gegenüber bestimmte Haltungen, wie Ablehnung oder Übereinstimmung, entwickeln“ (Obermaier 1980: 104).

Mit dieser Auffassung wurde bereits von einem Ganzen ausgegangen, das sich hinsichtlich unterschiedlicher Dimensionen oder Ebenen ausdifferenzieren lässt. Während Obermaier den Begriff des ‚Territoriums‘[3] benutzte, um angeeigneten Raum zu charakterisieren, ist Raum in aktuellen Raumkonzepten der Soziologie immer schon von Menschen angeeigneter, d.h. sozial geformter und spezifisch wahrgenommener Raum. Dieser wird nun als eine Art übergreifendes Prinzip verstanden, in dem sich unterschiedliche Dimensionen in ihrem Zusammenwirken differenzieren lassen. Raum wird den sozialen Vorgängen nicht mehr gegenübergestellt, sondern die sozialen Vorgänge sind Teil des Raums.

Es folgen vertiefende Einblicke in die Raumvorstellungen von Pierre Bourdieu, Dieter Läpple und Martina Löw, da diese in ihren theoretischen Auffassungen jeweils unterschiedliche und hier relevant erscheinende Akzente setzen. Während Bourdieu eine von Herrschaftsbeziehungen bestimmte Raumtheorie vertritt, entwickelte Läpple als einer der ersten eine Differenzierung unterschiedlicher aufeinander bezogener Raumdimensionen. Löw wiederum stellt auf der Basis einer umfassenden Auseinandersetzung mit den vorliegenden Raumtheorien die Handlungen der Subjekte stärker in den Vordergrund, womit auch unterschiedliche Raumwahrnehmungen eines bestimmten Ortes erfassbar werden. Ausgehend von diesen drei Konzepten wird das hier vertretene und forschungsleitende Raumverständnis dargelegt.

2.1.1 Sozialer Raum nach Pierre Bourdieu

Das Konzept des sozialen Raums wurde von dem französischen Soziologen Pierre Bourdieu entwickelt. In diesem Konzept geht es um ein vertieftes Verständnis der hierarchischen Gliederung der Gesellschaft. Dazu gehört auch ein spezifisches Raumverständnis.

Bourdieu begriff die Gesellschaft als ein System von Beziehungen. Dabei handelt es sich grundsätzlich um asymmetrische Unterschiedsbeziehungen, um Machtbeziehungen. Dieses Beziehungsgefüge konstituiert den Raum. Sozialer Raum ist nach Bourdieu ein

„Ensemble von Positionen, die distinkt und koexistent sind, einander äußerlich, bestimmt durch ihr jeweiliges Verhältnis zu allen anderen, durch ihre wechselseitige Äußerlichkeit und durch Relationen von Nähe und Nachbarschaft bzw. Entfernung wie auch durch Ordnungsrelationen wie über, unter und zwischen“ (Bourdieu 1998: 18).

Im sozialen Raum zeigt sich die Anordnung der sozialen Positionen der Individuen, bzw. in der Terminologie von Bourdieu: der sozialen Akteure, innerhalb der Gesellschaft. Dabei

[3] Territorialität wird als gelungene Aneignung eines sozialgeographischen Raums definiert. Indikator dafür ist die Bereitschaft einer Person oder Gruppe, sich mit diesem Raum zu identifizieren (vgl. Obermaier 1980: 104). Abgesehen von dieser positiv wertenden Definition schwingt in dem Begriff alltagssprachlich eine Abwertung als einem eher primitiven Verhaltensmodus mit.

lassen sich bestimmte abstrakte Felder unterscheiden, z.B. wirtschaftliches Feld oder universitäres Feld.

Mit dem Begriff des sozialen Akteurs hob Bourdieu die soziale Bestimmtheit von Individuen hervor, deren Persönlichkeit sich in den Beziehungen zu anderen konstruiert. Soziale Akteure verkörpern und repräsentieren die Unterschiede, welche sie aus ihren ursprünglichen sozialen Milieus ‚geerbt' haben, in Form eines speziellen Habitus (vgl. auch Papilloud 2003: 29). Der Habitus produziert individuelle und kollektive Praktiken, vermittelt über bestimmte Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata. Sie äußern sich in unterschiedlichen geschmacklichen Vorlieben und Dispositionen, z.B. welche Sportart, welche Essenskultur, welche Filme bevorzugt werden. Der Habitus ist zugleich ein Ordnungs- wie ein Erzeugungsprinzip; strukturierte und strukturierende Struktur (vgl. Bourdieu 1993: 98). Es ergeben sich systematische Abstands- und Nähebeziehungen im sozialen Raum.

„Durch die systematische ‚Auswahl', die er zwischen Orten, Ereignissen, Personen des *Umgangs* trifft, schützt sich der Habitus vor Krisen und kritischer Befragung, indem er sich ein *Milieu* schafft, an das er so weit wie möglich vorangepaßt ist, also eine relativ konstante Welt von Situationen, die geeignet sind, seine Dispositionen dadurch zu verstärken, daß sie seinen Erzeugnissen den aufnahmebereitesten Markt bieten (ebd.: 114, Hervorhebungen im Original).

Die Unterschiede, die über den Habitus konstituiert werden, sind ungleichgewichtig durch die Aufladung mit bestimmten Mengen verschiedener Kapitalsorten. Die jeweilige Position im sozialen Raum definiert sich über deren Verteilungsstruktur: primär die des ökonomischen Kapitals, dann die des kulturellen und sozialen Kapitals und schließlich die des symbolischen Kapitals (vgl. Bourdieu 1985: 10 f.). Kapitalvolumen und Kapitalstruktur bilden die Grunddimensionen des sozialen Raums, hinzu kommt als dritte Dimension die zeitliche Entwicklung dieser beiden Größen (vgl. Bourdieu 1982: 195 f.). Das Grundschema seiner Theorie brachte Bourdieu in seinem Hauptwerk auf die knappe Formel: „[(Habitus) (Kapital)] + Feld = Praxis" (ebd.: 175). Erkenntnistheoretisch verwies Bourdieu mit dem Habitusbegriff auf die konstruktivistische Ebene; mit dem Kapitalbegriff kommt die strukturelle Ebene hinzu. Beide zusammen realisieren sich im sozialen Raum.

Der soziale Raum ist einerseits ein abstraktes Denkmodell, ein Schema, an dem sich Machtverhältnisse verdeutlichen lassen. Andererseits ist er als reifizierter sozialer Raum auch realer Raum. Mit dem physischen Raum ist der soziale Raum nicht gleichzusetzen, doch es besteht ein enges Verhältnis in der Form, als dass sich die sozialen Positionen des sozialen Raums im physischen Raum wiederfinden bzw. dort abgelesen werden können.

„Der soziale Raum weist die Tendenz auf, sich mehr oder weniger strikt im physischen Raum in Form einer bestimmten distributionellen Anordnung von Akteuren und Eigenschaften niederzuschlagen. (...) Daraus folgt, dass der von einem Akteur eingenommene Ort und sein Platz im angeeigneten physischen Raum hervorragende Indikatoren für seine Stellung im sozialen Raum abgeben. (...) Der soziale Raum ist nicht der physische Raum, realisiert sich aber tendenziell und auf mehr oder minder exakte und vollständige Weise innerhalb desselben. Das erklärt, warum es uns so schwer fällt, ihn als solchen zu reflektieren. Der in bestimmter Weise von uns bewohnte und uns bekannte Raum ist sozial konstruiert und markiert" (Bourdieu 1991: 26 ff.).

Raum besteht aus den Orten und Plätzen des reifizierten sozialen Raums bzw. des angeeigneten physischen Raums. Dieser ist bei Bourdieu letztlich immer schon angeeigneter Raum im Sinne von sozial konstruiertem Raum. Um diese Orte und Plätze werden in diversen Feldern Auseinandersetzungen geführt. Dominanz über einen Raum vollzieht sich durch die materielle oder symbolische Aneignung der in ihm verteilten öffentlichen oder privaten Güter. Die jeweilige Möglichkeit, Räume zu dominieren, wird von dem verfügbaren Kapital bestimmt (vgl. ebd.: 29 f.). Diese Konstellation führt dazu, dass Begegnungen zwischen zwei mit Kapital ungleich ausgestatteten Akteuren weitgehend verhindert werden.

„‚Sozialer Raum': das meint, daß man nicht jeden mit jedem zusammenbringen kann – unter Mißachtung der grundlegenden, zumal ökonomischen und kulturellen Unterschiede" (Bourdieu 1985: 14).

Über die jeweilige Position im sozialen Raum ergeben sich wiederum unterschiedliche Raumprofite. Bourdieu benannte Situationsrenditen, d.h. die Vorteile, die sich aus der Nähe zu seltenen und begehrten Dingen und Personen sowie der Ferne zu unerwünschten Dingen und Personen ergeben. Außerdem bestehen Positions- oder Rangprofite durch eine ‚renommierte' gegenüber einer ‚schlechten Adresse'. Und schließlich entstehen Okkupations- oder Raumbelegungsprofite aus einer größeren Verfügungsmacht über Raum (vgl. Bourdieu 1991: 31).

Damit erfüllt der angeeignete physische Raum nicht nur eine Ordnungsfunktion, er stabilisiert auch die bestehenden sozialen Verhältnisse (vgl. Schroer 2006: 84). Dies gelingt insbesondere durch den „Naturalisierungseffekt" (Bourdieu 1991: 27), den die Abbildung sozialer Hierarchien im physischen Raum hervorruft. Hier bestätigt und vollzieht sich Macht subtil mittels symbolischer Gewalt als nicht wahrgenommener Gewalt (vgl. ebd.: 27).

Bourdieu setzte Raum mit umkämpftem und hierarchisiertem Raum gleich. Über die Erweiterung des ökonomisch geprägten Kapitalbegriffs gelang es ihm, den Klassenbegriff zu differenzieren. Dieses Konzept wurde von Vester u.a. weiterentwickelt. Sie charakterisierten unterschiedliche soziale Milieus anhand einer empirischen Untersuchung zunächst für West- und dann auch für Ostdeutschland (vgl. Vester/ von Oertzen/ Geiling/ Hermann/ Müller 2001). Dazu wurde die ökonomisch orientierte Ebene der Klassenstrukturen mit der kulturell orientierten Ebene der Lebensstillagen zu komplexen sozialen Milieus verbunden. In diesem Milieukonzept wird das aktive und gestaltende Moment von sozialer Kohäsion in den Vordergrund gerückt (vgl. Geiling 1996: 193). Die für die einzelnen sozialen Milieus typischen gemeinsamen moralischen Regeln und gemeinsamen Geschmacks- und Mentalitätsausprägungen entstehen in von Verwandtschaft, Nachbarschaft oder Berufsgruppe geprägten Beziehungen (vgl. Geiling 2006 b: 348). Soziale Milieus definieren sich wie folgt:

„Milieus bezeichnen Gruppen mit ähnlichem Habitus, die durch Verwandtschaft, oder Nachbarschaft, Arbeit oder Lernen zusammenkommen und eine ähnliche Alltagskultur entwickeln. Sie sind einander durch soziale

Kohäsion oder auch nur durch ähnliche Gerichtetheit des Habitus verbunden. Insofern sie ähnliche Orte im sozialen Raum einnehmen, sind sie die historischen Nachfahren der sozialen Klassen, Stände und Schichten“ (Vester/ von Oertzen/ Geiling/ Hermann/ Müller 2001: 24 f.).

Das an die Theorie von Bourdieu anknüpfende Konzept der sozialen Milieus wird in der vorliegenden Arbeit aufgegriffen, um die Konfliktlagen im untersuchten Stadtteil und die benachteiligte Lage der Untersuchungsgruppe differenziert erfassen zu können. Für die Untersuchung der Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher erscheint das Raumkonzept von Bourdieu relevant, weil es ermöglicht, die Machtaspekte von bzw. in Räumen analysieren zu können. Indem Raum von Bourdieu auch als Abbild der Sozialstruktur konzipiert wurde, ergeben sich aus der Verortung von sozialen Akteuren – hier den benachteiligten Jugendlichen – Aussagen über deren soziale Position mit den daran anknüpfenden Chancen und Restriktionen.

Kritisiert wird Bourdieus Konzept hauptsächlich dafür, dass es von einem ausschließlich hierarchisierten Raum ausgeht und damit das Vorhandensein egalitärer Strukturen ausschließt (vgl. Schroer 2006: 103). Bourdieu konzentrierte sich auf die dominante Grundstruktur eines Feldes, dabei bleiben Gegentendenzen oder räumliche Umnutzungen durch Teilgruppen zunächst nebensächlich, eben solange sie keinen wesentlichen Einfluss ausüben können. Mit Bourdieu lassen sich die raumdominierenden gesellschaftlichen Strukturen aufzeichnen. Diese Strukturen prägen das Verhalten der sozialen Akteure, damit auch das der hier betrachteten benachteiligten Jugendlichen. Die Vorstellung einer Einschreibung sozialer Strukturen in räumliche Gegebenheiten bietet eine Erklärungsmöglichkeit für Verhaltensweisen und Konflikte und auch dafür, dass sich diese nicht einfach, schnell und beliebig verändern lassen. Gleichzeitig muss der Blick dafür offen bleiben, ob sich bei den benachteiligten Jugendlichen gegenkulturelle Tendenzen zeigen, die sich dem vorherrschenden Muster des sozialen Raums zumindest temporär entziehen.

2.1.2 Der gesellschaftliche Raum von Dieter Läpple

Dieter Läpple entwickelte sein gesellschaftliches Raumkonzept explizit als Gegenkonzept zu traditionellen physikalisch-mathematischen Vorstellungen über Raum. Dazu bezieht er sich auf die moderne Physik, in der Raum und Materie nicht getrennt, sondern in Bezug aufeinander betrachtet werden. Es geht ihm darum, die „affirmative ‚Verknöcherung‘“ (Läpple 1991: 40) des soziologischen Raumbegriffs aufzubrechen, der sich bisher an den älteren naturwissenschaftlichen Konzepten im Sinne eines ‚Behälter-Raums’ orientierte.

Raum ist nach Läpples Auffassung keine apriorische Naturgegebenheit, sondern ein Resultat intellektueller Syntheseleistungen, die im Rahmen gesellschaftlicher Entwicklungen und damit verbundener Erkenntnisinteressen zu verstehen sind. Innerhalb eines räumlichen Bezugssystems entsteht der gesellschaftliche Raum als ‚Synopsis’ getrennter Einzelorte (vgl. ebd.: 36 ff.). Dieser Raumbegriff bezeichnet zunächst etwas anderes als den konkre-

ten Ort der Raumerfahrung; es handelt sich ähnlich wie bei Bourdieu um ein abstraktes Modell.

Als Ausgangspunkt seiner Theorie gesellschaftlicher Räume benutzt Läpple den Begriff des Matrix-Raums, wobei er Matrix nicht mathematisch meint, sondern metaphorisch, bezogen auf die ursprüngliche Bedeutung ‚Stammmutter' oder ‚ursächliche Kraft' (vgl. ebd.: 46, Anmerkung 22). Dieser Matrix-Raum hat eine formschaffende und gestaltgebende Wirkung, die sich in der davon zu trennenden Raumstruktur manifestiert. Mit dem Begriff sollen die gesellschaftlichen Kräfte erfasst werden, die auf die Raumstrukturen einwirken. So verstanden ist der umfassende Matrix-Raum ein sich selbst gestaltender und strukturierender Raum (vgl. ebd: 42 f.).

Der von Läpple konzipierte ‚gesellschaftliche Raum' weist den Charakter eines solchen Matrix-Raums auf. Läpple unterscheidet vier Komponenten des gesellschaftlichen Raums. Die erste Komponente umfasst das materiell-physische Substrat gesellschaftlicher Verhältnisse, d.h. die Gegenstände der gesellschaftlich angeeigneten und kulturell überformten Natur. Zu dieser Komponente gehören auch die Menschen in ihrer körperlich-räumlichen Leiblichkeit. Die zweite Komponente sind die gesellschaftlichen Interaktions- und Handlungsstrukturen, d.h. die Ebene der Raumhandlungen der sozialen Akteure. Diese Trennung scheint zunächst dem bekannten und überkommenen Dualismus von physischen Dingen (plus Menschen) und sozialem Verhalten zu folgen. Als dritte Komponente tritt dann das institutionalisierte und normative Regulationssystem als Vermittlungsglied zwischen den ersten beiden Komponenten hinzu. Damit sind Eigentumsverhältnisse, Planungsvorgaben, aber auch ästhetische und soziale Normen gemeint. Die vierte Komponente knüpft an der ersten – dem materiell-physischen Substrat – an und hebt das damit verbundene räumliche Zeichen-, Symbol- und Repräsentationssystem hervor, welches das räumliche Verhalten der Menschen im Sinne von Gebrauchsanweisungen vorstrukturiert. Im letztgenannten System sind außerdem sozialhistorische Prozesse verdinglicht (vgl. ebd.: 42 f.; 1992: 196 f.).

In der Differenzierung dieser vier Komponenten zeigt sich insgesamt, dass Läpple die physischen Gegebenheiten vielschichtig betrachtet, und zwar bezüglich ihrer Herstellung, Verwendung und Aneignung.

„Ein gesellschaftlicher Raum ist dementsprechend aus dem gesellschaftlichen Herstellungs-, Verwendungs- und Aneignungszusammenhang seines materiellen Substrats zu erklären, in dem diese vier schematisch unterschiedlichen Komponenten miteinander in Beziehung gesetzt werden. Als Resultat der materiellen Aneignung der Natur ist ein gesellschaftlicher Raum zunächst ein gesellschaftlich produzierter Raum. Seinen gesellschaftlichen Charakter entfaltet er allerdings erst im Kontext der gesellschaftlichen Praxis der Menschen, die in ihm leben, ihn nutzen und reproduzieren" (Läpple 1991: 43).

Mit der von Läpple geleisteten Ausdifferenzierung verschiedener Raumkomponenten wird es möglich, Wechselbezüge zwischen den Ebenen zu verstehen und den Blick auf die Beziehung von gebauter Struktur und sozialem Verhalten zu erweitern. Läpple breitet „die

vielfältigen Facetten von Raum wie einen Fächer aus“ (Löw 2001: 138) und unterscheidet zwischen Handlung, bebauter Substanz, Symbolen, Normen und Recht auf der einen Seite und gedanklicher Syntheseleistung auf der anderen Seite. Den Versuch, diese beiden Perspektiven nicht nur analytisch zu unterscheiden, sondern auch in ihrer Wechselwirkung verknüpft zu betrachten, unternimmt Martina Löw.

2.1.3 Relationale Räume bei Martina Löw

Eine handlungstheoretische Auffassung von Raum vertritt Martina Löw in ihrer ‚Raumsoziologie’ (Löw 2001). In dieser Theorie werden Raumkomponenten, wie gesellschaftliche Machtverhältnisse, historische Veränderungsprozesse, symbolische und atmosphärische Aspekte, verwoben. Löw betont die subjektiven Sichtweisen auf Räume und argumentiert gegen die Vorstellung, dass es eine für alle gültige Raumdefinition geben kann. Den unterschiedlichen subjektiven Räumen kommt gleicher Wert und gleicher Realitätsgehalt zu, jenseits eines alles überlagernden ‚objektiven’ oder ‚richtigen’ Raums, so wie er beispielsweise in Stadtkarten festschrieben ist. Besonders in der Raumnutzung von Jugendlichen, z.B. der Techno-Szene, werde deutlich, dass es nicht mehr einen als absolut zu setzenden Raum gibt.

„Die räumliche Sozialisation von Kindern und Jugendlichen bringt Erfahrungen in der Konstitution von Raum mit sich, welche Raum als uneinheitlich, sich überschneidend, vielfältig, vernetzt und bewegt erscheinen lässt“ (ebd.: 101).

Ihr Raumkonzept ermöglicht es, unterschiedliche Raumvorstellungen am gleichen Ort analytisch zu fassen und Raum jenseits verdinglichter Territorien aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten. In dieser Definition ist die relationale Ordnung von Gütern und Menschen sowie das Anordnen derselben zentral. Aus der Wechselwirkung zwischen Handeln und Strukturen ergibt sich Raum.

„Raum ist nie nur eine Substanz und nie nur die Beziehung, sondern aus der (An)Ordnung, das heißt aus der Plazierung in Relation zu anderen Plazierungen, entsteht Raum. Dabei wird von einer (An)Ordnung gesprochen, um mit dem Ordnungsaspekt auf die strukturelle Dimension, mit dem Anordnen auf die Handlungsdimension der Konstitution von Raum hinzuweisen“ (ebd.: 224).

Löw bezieht sich neben anderen auf Pierre Bourdieu, dessen Habitus-Begriff ein Bindeglied zwischen Handeln und Strukturen biete (vgl. ebd.: 132), und auf Dieter Läpple. Zentrales Element des Raumkonzepts von Löw ist die Differenzierung von zwei Prozessen bzw. zwei Gesichtspunkten: erstens „die handelnde Herstellung von Räumen“ (ebd.: 132), die Platzierung, die Löw als Spacing bezeichnet und zweitens „der analytische Blick“ (ebd.: 132), der jeder Handlung selbst immanent ist, den Löw mit dem Begriff der Syntheseleistung fasst. Beide Prozesse gemeinsam konstituieren den Raum (vgl. ebd.: 131 ff.).

Spacing bezeichnet sowohl das Errichten, Bauen oder Positionieren von Häusern oder von Waren im Supermarkt als auch von Menschen gegenüber Menschen. Dazu gehört das An-

bringen von primär symbolischen Markierungen, wie zum Beispiel von Ortsschildern. Dieses Positionieren erfolgt in Relation zu anderen Platzierungen. Der zweite Prozess, die Syntheseleistung, verläuft gleichzeitig auf der mentalen Ebene, indem die platzierten sozialen Güter und Menschen mittels Wahrnehmung, Vorstellung und Erinnerung zu Räumen verknüpft werden (vgl. ebd.: 158 f.). Diese Verknüpfung erfolgt nicht beliebig, sondern ist gesellschaftlich vorstrukturiert. Einflüsse sieht Löw durch institutionalisierte Raumkonstruktionen, durch den jeweiligen Habitus, durch andere Menschen und den Ort der Synthese (vgl. ebd.: 225).

Die gesellschaftlichen Einflüsse in der Konstitution von Raum sollen genauer betrachtet werden, denn Löw geht keineswegs von individualisierten Raumvorstellungen aus. In ihrer Wechselwirkung beziehen sich die gesellschaftlichen Vorstrukturierungen auf beide Prozesse, auf Platzierung (Spacing) und auf Verknüpfung (Syntheseleistung). Beide Prozesse werden zunächst als abhängig von den materiellen und symbolischen Komponenten der jeweiligen Handlungssituation beschrieben, denn nur was vorhanden ist, kann auch platziert und verknüpft werden. Hier ist der Bezug zur materiellen und symbolischen Ebene von Raum bei Löw.

„Alle Räume sind *soziale Räume*, insofern keine Räume existieren, die nicht durch synthetisierende Menschen konstituiert werden. Alle Räume haben eine *symbolische* und eine *materielle Komponente*. (...) *Materielle Qualität* erhält der Raum dadurch, daß die sozialen Güter, welche zu Räumen verknüpft werden, primär materielle Güter sind. Die Relationenbildung selbst ist ein primär symbolischer Prozeß. Der Raum als Ganzes hat demzufolge keine Materialität im Sinne eines physischen Substrats, sondern nur die einzelnen sozialen Güter und Lebenwesen weisen Materialität auf“ (ebd.: 228, Hervorhebung im Original).

Wenn die Konstitution von Räumen nach festgeschriebenen Regeln verläuft oder durch institutionalisierte Ressourcen abgesichert ist, spricht Löw von räumlichen Strukturen. Darüber hinaus gibt es quasi genormte Syntheseleistungen und Spacings, so z.B. bei Fußgängerzonen oder Bahnhöfen, die allgemein als solche gestaltet, wahrgenommen und genutzt werden. Diese Räume bezeichnet Löw als „institutionalisierte Räume“ (ebd.: 226). Die Veränderung institutionalisierter Räume und räumlicher Strukturen ist möglich, wenn Routinen in einem gegenkulturellen Geschehen nicht nur variiert, sondern durch neue ersetzt werden (vgl. ebd.: 185 f.).

Die hierarchische Komponente wird von Löw einbezogen, wenn sie darauf hinweist, dass die Chancen, Raum zu konstituieren, ungleich verteilt sind. Sie bezieht sich dabei auf vier Ebenen: Reichtum, Wissen, Rang und Zugehörigkeit. Hinzu treten atmosphärische Qualitäten als „sekundäre Objektivationen“ (ebd.: 216), die an bestimmten Orten Wohlbefinden oder Missbefinden erzeugen. Über den geschlechts- und klassenspezifisch geformten Habitus entstehen objektivierte Wahrnehmungs- und Relevanzschemata, die teilweise zu einen Selbstausschluss aus bestimmten Räumen führen. Und die Verfügungsmacht über Räume kann schließlich wiederum zu einer Ressource werden. Die Konstitution von Raum beinhaltet daher Inklusions- und Exklusionseffekte (vgl. ebd.: 212 ff.).

Es ist der besondere Verdienst von Martina Löw, auf die Möglichkeit von unterschiedlichen Wahrnehmungen, unterschiedlichen Raumkonstitutionen hinzuweisen. Auch wenn diese durch die genannten vorstrukturierenden Einflüsse gebahnt und eingeschränkt werden, so besteht doch eine gewisse Offenheit der Wahrnehmung und Interpretation bis hin zur Nutzung. Für die empirische Untersuchung städtischer Räume bedeutet dies, dass die Vielfalt der Perspektiven zu berücksichtigen ist, ebenso wie die verschiedenen Einflussebenen.

2.1.4 Zur Notwendigkeit eines multidimensionalen Raumverständnisses

Die Handlungspraxis der sozialen Akteure muss vielschichtig betrachtet werden, denn sie wird durch räumliche und soziale Strukturen geformt und bestimmt, aber nicht festgelegt. Die Handlungspraxis wird ebenfalls Teil des betrachteten Raums. Da sie den Raum mit konstituiert, ist der von Menschen wahrgenommene Raum immer schon angeeigneter Raum, immer schon Sozialraum (vgl. Kessl/ Reutlinger 2007: 22 ff.). Raum wird unterschiedlich wahrgenommen und subjektiv zusammengesetzt, daher lässt sich auf dieser analytischen Ebene noch nicht von Umnutzung einer an sich ‚richtigen' Nutzungsweise sprechen, sondern es handelt sich um unterschiedlich konstituierte Räume. Gesellschaftlich geformte Nutzungsvorgaben gehen jedoch als normativer Aspekt in die Raumhandlungspraktiken ein.

Für die nachfolgende Untersuchung von Verhaltensweisen benachteiligter Jugendlicher im sozialen Raum der Großwohnsiedlung ergeben sich folgende Erkenntnisse und Schlussfolgerungen: Die Raumnutzungen der Untersuchungsgruppe stehen mit dem Raum der Großwohnsiedlung in einer vielschichtig verwobenen Beziehung, die als Raumhandlungspraxis bezeichnet wird. Um diese möglichst umfassend betrachten und auch erklären bzw. verstehen zu können, sind zusätzlich zu den Handlungen weitere raumkonstituierende Dimensionen analytisch getrennt und aufeinander bezogen zu betrachten. Insgesamt erscheinen vier Dimensionen für die Fragestellung der Arbeit wesentlich, deren Unterscheidung von der o.g. Differenzierung von Läpple ausgeht und diese im Hinblick auf die weiteren zuvor diskutierten Aspekte modifiziert. Die Überlegungen zum multidimensionalen Raumverständnis abschließend werden hier die forschungsleitenden Raumdimensionen zusammenfassend definiert:

1) Die materiell-baulichen Gegebenheiten

Hierzu gehören die physischen Raumstrukturen, d.h. die Beschaffenheit von Grund und Boden, die Häuser, Wohnungen und Straßen, die Architektur von Grünräumen wie von Plätzen. Gemeint ist das vorhandene materielle Substrat, aber darin aufgehoben auch die historischen Entwicklungslinien, die die jeweilige bauliche Struktur geprägt haben und prägen, d.h. spezifische Konzepte, Planungen und soziale Konflikte.

2) Die soziale Position der Akteure

Die Art und Weise der jeweiligen Raumkonstitutionen bzw. Raumhandlungspraktiken wird durch soziale Ungleichheitsverhältnisse beeinflusst. Verfügungs- und Zugriffsmöglichkeiten sind unterschiedlich und von der sozialen Lage der jeweiligen Akteure abhängig. Ganz deutlich wird dies in Bezug auf die Besitzverhältnisse. Doch auch das kulturelle und das soziale Kapital eröffnet oder verschließt den Zugang zu bestimmten Räumen. Über die soziale Lage formt sich der jeweilige Habitus, der mit bestimmten Raumhandlungspraktiken verbunden ist und von anderen ausschließt. Mit der Zugehörigkeit der Bewohnerschaft zu unterschiedlichen sozialen Milieus entsteht eine spezifische Konstellation von sozialen Nähe- und Distanzbeziehungen im Stadtteil. Hieraus resultieren Konfliktlinien, die im Stadtteilalltag spürbar sind und sich räumlich niederschlagen. Diese Konflikte werden im Rahmen der lokalen Machtverhältnisse ausgetragen. Die Ergebnisse der Aushandlungsprozesse wirken auf die soziale Position der jeweiligen Bewohner/innen zurück, es ergibt sich eine raumspezifische Machthierarchie.

3) Die normativen Verhaltenserwartungen

Im Rahmen von baulichen Strukturen, Gestaltungs- und Nutzungsweisen entstehen mehr oder weniger strikte normative Handlungsvorgaben. Die Spannbreite reicht von symbolischen Repräsentationen, durch die bestimmte bauliche Figurationen implizit Informationen über das ihnen zugemessene Handeln vermitteln, bis hin zu explizit ausgesprochenen Verhaltensregeln, z.B. durch anwesende Personen oder angebrachte Verbotsschilder. Die Vorstellungen des ‚raumangemessenen Verhaltens' entstehen in gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen, in denen die jeweiligen Besitzverhältnisse sowie die sozialen Positionen der Akteure eine zentrale Rolle spielen.

4) Die administrativen Einflüsse

Administrative Steuerungen stellen eine weitere Ebene des multidimensionalen Raumbegriffs dar. Politische Einflüsse sind in ihrer Wirkung auf der Stadtteilebene zu analysieren. Dabei geht es in dieser Raumdimension im Wesentlichen um die lokal ausgerichteten familien-, jugend- und wohnungspolitischen Maßnahmen, während die gesamtgesellschaftlich wirksamen politischen Rahmensetzungen der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik primär in Bezug auf die soziale Position der Akteure zu betrachten sind. Die Lokalpolitik setzt Bedingungen, die den Aushandlungsprozess über die Funktionsweisen der Räume im Stadtteil stark beeinflussen, auch wenn sie die Raumhandlungspraxis nicht direkt steuern können.

Diese vier Dimensionen, oder auch Machtebenen, werden der Analyse der Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher zugrunde gelegt. Das bedeutet, dass die Verhaltens- und Raumnutzungsweisen der Untersuchungsgruppe zentral in den Blick genom-

men, aber immer in Bezug auf diese Dimensionen analysiert werden. Umgesetzt wird dieses Konzept, indem der Untersuchungsraum – die Großwohnsiedlung Hannover-Vahrenheide – in Kapitel 5 zunächst als Ganzes mit seiner Entwicklungsgeschichte und der damit verwobenen baulichen Struktur sowie dem infrastrukturellen Angebot vorgestellt wird. Die soziale Lage der Bewohnerschaft wird dargelegt und die Konstellation der sozialen Milieus im Stadtteil verdeutlicht. Die normativen und administrativen Einflüsse werden ebenfalls berücksichtigt. Aus dieser Betrachtung ergibt sich eine Vorstellung der sozialen Beziehungsstruktur und des Machtgefüges im lokalen Raum. Diese multidimensionale Raumbetrachtung wird der Darstellung der Raumhandlungspraktiken der benachteiligten Jugendlichen vorangestellt. Die Befunde hierzu werden in den Gesamtkontext des sozialen Raums der Großwohnsiedlung eingebettet.

Bei der Interpretation der Untersuchungsbefunde (Kapitel 8) bilden die ausgeführten vier Raumdimensionen die Struktur, auf die bezogen die einzelnen Aspekte der festgestellten Raumhandlungspraktiken zu diskutieren sind. Das heißt, die erhobenen Verhaltens- und Raumnutzungsweisen werden in ihren Bezügen zur baulichen Stadtteilstruktur sowie zu den normativen und administrativen Verhaltensregelungen aufgeschlüsselt. Außerdem wird der Einfluss der sozialen Position der benachteiligten Jugendlichen sowohl in Bezug auf die Hierarchien im Stadtteil als auch im Hinblick auf ihre gesamtgesellschaftlich marginalisierte soziale Lage zu erklären versucht. Mit diesem Vorgehen wird angestrebt, die Forderung von Martina Löw umzusetzen, die betont, dass die Mehrdimensionalität des Raums einen empirischen Zugang erfordert, der sowohl das Handeln als auch die Strukturen untersucht, und der die Vielfalt der Perspektiven berücksichtigt (vgl. Löw 2001, S. 218 f.).

Somit dient der in dieser Arbeit beschriebene und analysierte Stadtraum Großwohnsiedlung nicht (nur) als räumliche Abgrenzung des Forschungsfeldes, sondern ist an sich Erkenntnisobjekt. Und zwar sowohl in seiner Beziehung zu den sozialen Prozessen, die ihn als solchen hergestellt haben, als auch in Bezug auf die impliziten Nutzungsvorgaben, die wiederum von ihm ausgehen. Als sozialer Raum verstanden drücken sich in den räumlichen Konfigurationen auch gesellschaftliche Machthierarchien aus und verstetigen diese.

2.2 Urbane Öffentlichkeit

Wenn in der Stadtsoziologie von Raum gesprochen wird, dann sind zumeist öffentliche Räume gemeint. Die Vorstellungen und Bedeutungen des Begriffs der Öffentlichkeit sowie des daran gekoppelten Terminus Urbanität werden im Folgenden eingehender betrachtet. Mit diesen Begriffen lassen sich insbesondere die abstrakten übergeordneten Verhaltenserwartungen spezifizieren, die von Erwachsenen an öffentliche Räume in der Stadt geknüpft werden. Die Argumentation bewegt sich also zunächst in der dritten Dimension des multidimensionalen Raumverständnisses, d.h. bei den normativen Verhaltenserwartungen, die in einer begriffsgeschichtlichen Klärung erörtert werden (Abschnitte 1 und 2). Der dritte Abschnitt leitet über zu konkreten öffentlichen Räumen, indem untersucht wird, was sie insbesondere Jugendlichen an Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten bieten.

Im abschließenden vierten Abschnitt wird die notwendige Differenzierung geleistet, denn *den* öffentlichen Raum gibt es nur auf einer bestimmten Abstraktionsebene. Im Zusammenspiel der Raumdimensionen ergeben sich an konkreten Orten unterschiedliche Ausformungen und Abstufungen von Öffentlichkeit. Öffentliche Räume sind jeweils geprägt durch juristische Regelungen, bauliche Gestaltungen, historische Entwicklungen und die Zusammensetzungen der sozialen Milieus, die diese Räume in spezifischer Weise genutzt haben und aktuell nutzen. Das übergeordnete Definitionskriterium für öffentliche Räume, das Prinzip der freien Zugänglichkeit, erfährt so in den unterschiedlichen Raumdimensionen eine bestimmte Formung und damit einhergehende Einschränkungen. Doch zunächst zu den ideologischen Ansprüchen und Setzungen, die mit urbanen öffentlichen Räumen verknüpft werden.

2.2.1 Bürgerliche Prägungen eines politischen Öffentlichkeitsbegriffs

Begriffsgeschichtlich war mit dem Wort ‚öffentlich' zunächst die Bedeutung ‚klar' oder ‚offensichtlich' verbunden. Der Gegenbegriff dazu war ‚geheim' oder ‚verborgen'. Daher ist plausibel, dass mit Öffentlichkeit auch Rechtmäßigkeit assoziiert wurde. Durch die öffentliche Form des Gerichts sollte z.B. eine gerechte Urteilsfindung gesichert werden. Im Laufe des 17. Jahrhunderts nahm der Begriff infolge der Ausbildung des modernen Staatsrechts die Bedeutung von ‚staatlich' an, bis er dann gegen Ende des 18. Jahrhunderts in enge Beziehung zum Vernunftanspruch der Aufklärung trat. Nun bezeichnete ‚öffentlich' nicht nur den Geltungsbereich staatlicher Autorität, sondern zugleich den geistigen und sozialen Raum, in dem diese sich legitimieren und kritisieren lassen muss. Hierin wurzelt die enge Verbindung zum Begriff der ‚öffentlichen Meinung' (vgl. Hölscher 1978: 413 ff.).

Der Begriffsgehalt wandelte sich von der konkreten Bedeutung allgemeiner Zugänglichkeit zu einer abstrakten Bedeutung von Öffentlichkeit als politischer Kraft (vgl. Schiewe 2004:

282). Mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft wurde der Öffentlichkeitsbegriff populär. Er weist eine enge Beziehung zum Wert der Freiheit auf (s.u.) und ist einer der zentralen Begriffe der Aufklärung. In diesem Sinne bezeichnet Öffentlichkeit ein Strukturprinzip moderner Demokratien, denn mit der Herstellung von Öffentlichkeit soll Herrschaft kontrolliert und die Einflussnahme des Volkes sichergestellt werden (vgl. Schäfers 2003: 15). Öffentlichkeit steht für das Ideal der durchgesetzten Demokratie, für Freiheit von ökonomischer und politischer Herrschaft (vgl. Häußermann/ Siebel 2004: 62). In der Stadtsoziologie wird bezogen auf diese Denkrichtung besonders häufig auf die Schriften von Hannah Arendt und Jürgen Habermas verwiesen, auf die daher an dieser Stelle näher eingegangen wird.

Hannah Arendt leitete ihr Konzept politischer Öffentlichkeit aus dem Modell der griechischen Polis ab. Seit der Antike steht ‚privat' für den Bereich des Haushalts und ‚öffentlich' für den Raum des Politischen. Der private Bereich des Haushalts ist dabei von der Notwendigkeit alltäglichen Lebens bestimmt, der öffentliche Bereich des Politischen ist die Domäne der Freiheit.

„Die Sphäre des Haushalts war dadurch ausgezeichnet, daß das Zusammenleben in ihr vornehmlich von den menschlichen Bedürfnissen und Lebensnotwendigkeiten diktiert war. (...) Das natürliche Zusammenleben im Haushalt hatte daher seinen Ursprung in der Notwendigkeit, und Notwendigkeit durchherrschte alle Tätigkeiten, die in diesen Bereich fielen. Im Gegensatz hierzu war der Raum der Polis das Reich der Freiheit, und sofern es überhaupt einen Bezug zwischen diesen beiden Bereichen gab, so galt für ihn natürlicherweise, daß die Beherrschung der Lebensnotwendigkeiten innerhalb eines Haushaltes die Bedingungen für die Freiheit in der Polis bereitstellte" (Arendt 1992 [1958]: 32 f.).

Öffentlichkeit beinhaltet laut Arendt ein besonderes Potenzial: die Möglichkeit zu ‚vortrefflichem' Handeln, weil man dort andere übertreffen und sich vor ihnen auszeichnen kann. Öffentliche Räume bieten demnach die Chance zu der Herausbildung besonderer Leistung und Moralität. Sie können dies leisten, weil sie eine besondere Form der sozialen Beziehung schaffen, bei der ein gewisser sozialer Abstand gewahrt bleibt (vgl. ebd.: 48).

„Was immer man öffentlich tut, kann daher eine Vortrefflichkeit erreichen, die keiner Tätigkeit innerhalb des Privaten je zukommen kann; Vortrefflichkeit ist dadurch gekennzeichnet, daß andere zugegen sind, und diese Anwesenheit bedarf eines für diesen Zweck ausdrücklich konstituierten Raumes mitsamt seiner räumlich etablierten, Abstand schaffenden Formalität; (...)" (ebd.: 48).

Die Privatsphäre kennzeichnete Arendt gegenüber der öffentlichen Sphäre durch die Abwesenheit von Anderen, womit ein über den engen familiären Kreis hinausgehendes Publikum gemeint ist. Sich nicht in der Sphäre des Öffentlichen zu bewegen ist zwar möglich, stellt aber einen elementaren Verlust dar und führt letztlich in die Beziehungs- und Bedeutungslosigkeit. Denn nur in der Öffentlichkeit entsteht Wirklichkeit durch „das Gesehen- und Gehörtwerden" (ebd.: 58), durch vermittelte Beziehungen, die gleichzeitig Nähe und Distanz erlauben, durch die Möglichkeit, über Leistung Ruhm zu erlangen (vgl. ebd.: 57 f.).

In diesem Konzept werden einige zentrale Aspekte des Öffentlichkeitsbegriffs benannt: a) die dichotome Konstruktion von Öffentlichkeit und Privatheit als Gegensatzpaar, wobei das Öffentliche dem Privaten übergeordnet wird, b) die Verknüpfung von Öffentlichkeit mit dem Wert der Freiheit und c) die Bühnenfunktion des öffentlichen Raums, verbunden mit der normativen Erwartung von distanzierten Verhaltensweisen.

Laut Jürgen Habermas traten die klar voneinander getrennten Bereiche von Öffentlichkeit und ihrem Gegenpol, der Privatheit, erst mit Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft zutage. Während die älteren Formen großfamiliärer Gemeinsamkeit sich der Unterscheidung von öffentlich und privat nicht fügten und damit vorbürgerlich waren, entstand mit der patriarchalischen Kleinfamilie der gesellschaftliche Bereich der Privatheit als Ort der Intimität, Subjektivität und Humanität. Hier zeigte und etablierte sich die Autonomie der Privatleute, die der Selbständigkeit der Eigentümer auf dem Markt entsprach und die den Markt mit der Ideologie des gerechten Tausches versah.

„Die Privatleute, die sich hier zum Publikum formieren, gehen nicht ‚in der Gesellschaft' auf; sie treten jeweils erst aus einem privaten Leben sozusagen hervor, das im Binnenraum der patriarchalischen Kleinfamilie institutionelle Gestalt gewonnen hat. (...) Der Selbständigkeit der Eigentümer auf dem Markt entspricht eine Selbstdarstellung der Menschen in der Familie. Deren, wie es scheint, vom gesellschaftlichen Zwang gelöste Intimität ist das Siegel auf die Wahrheit einer im Wettbewerb geübten Privatautonomie" (Habermas 1990 [1962]: 109 f.).

Zwischen dem Privatbereich, der neben der Familie auch den Markt und die außerhäusliche Arbeitssphäre umfasste, und der Sphäre der öffentlichen Gewalt, zu der Habermas das Staatsorgan Polizei sowie die adelig-höfische Gesellschaft zählte, fand sich der Bereich der politischen und literarischen Öffentlichkeit. Hier war für ihn auch die Stadt im Sinne eines ‚Kulturgütermarktes' verortet.

„Die für unseren Zusammenhang fundamentale Trennungslinie zwischen Staat und Gesellschaft scheidet die öffentliche Sphäre vom privaten Bereich. Der öffentliche Bereich beschränkt sich auf die öffentliche Gewalt. Ihr rechnen wir noch den Hof zu. Im privaten Bereich ist auch die eigentliche ‚Öffentlichkeit' einbegriffen; denn sie ist eine Öffentlichkeit von Privatleuten. Innerhalb des den Privatleuten vorbehaltenen Bereichs unterscheiden wir deshalb Privatsphäre und Öffentlichkeit. Die Privatsphäre umfasst die bürgerliche Gesellschaft im engeren Sinne, also den Bereich des Warenverkehrs und der gesellschaftlichen Arbeit; die Familie mit ihrer Intimsphäre ist darin eingebettet. Die politische Öffentlichkeit geht aus der literarischen hervor; sie vermittelt durch öffentliche Meinung den Staat mit Bedürfnissen der Gesellschaft" (ebd.: 89 f.).

Öffentlichkeit war demnach der Bereich der bildungsbürgerlich geprägten kritischen und rationalen politischen Debatte, des gleichberechtigten Aushandelns von Interessen zwischen Staat und bürgerlicher Gesellschaft. In seiner Betrachtung der Entstehung und seiner Kritik des Verlusts der bürgerlichen Öffentlichkeit wertete Habermas das „öffentliche Räsonnement" (ebd.: 86) in der „Sphäre der zum Publikum versammelten Privatleute" (ebd.: 86) als Medium politischer Auseinandersetzung. In dieser Sphäre verdeutlichten sich die Belange der Bevölkerung und wurden als öffentliches Interesse über das Parlament zu staatlichem Willen und Gesetz. Die Orte, an denen sich diese Form der Öffentlichkeit entwickelte, waren Salons, Kaffeehäuser und Tischgesellschaften. Hier wurde das Prinzip des

Arguments gegen das der sozialen Hierarchie gesetzt. Dabei handelte es sich um eine „Parität der Gebildeten“ (ebd.: 92), denn auch wenn eine Öffnung hin zu den breiteren Schichten des Mittelstandes zu verzeichnen war, blieb dieser Bereich der Öffentlichkeit nur dem kleineren, gebildeten Teil der Bevölkerung zugänglich.

Das sich in der Zeit der beginnenden Aufklärung konstituierende Bürgertum konnte zwar dem Adel und der höfischen Gesellschaft die Alleinherrschaft streitig machen, jedoch blieben die unteren Gesellschaftsschichten ebenso wie die Frauen von der so definierten öffentlichen Sphäre ausgeschlossen und damit nach wie vor ohne Einfluss. Auch wenn zumindest in der (vor)bürgerlichen Ära der Salons sowie der eher literarisch orientierten Diskurse Frauen durchaus in bedeutsamer Weise beteiligt waren, so wurden sie aus den Kaffeehäusern explizit ausgeschlossen. Mit der Entstehung der patriarchalen Kleinfamilie wurden die Lebenswelten von Frauen „privatisiert und depolitisiert“ (Lang 2003: 100). Als sich der Öffentlichkeitsbegriff etablierte, waren die Zugangsmöglichkeiten zur Öffentlichkeit für Frauen nach einem langen historischen Prozess eingeschränkt und Frauen in die häuslichen Sphären gedrängt worden.

„Die Erfahrungen, die Frauen mit ‚Öffentlichkeit’ machen und gemacht haben, entziehen sich ebenso wie die verschiedenen Frauenöffentlichkeiten – ich denke z.B. an die öffentlichen Waschplätze für Frauen oder an die mittelalterlichen Wochenbettfeste, die allen verheirateten Frauen zugänglich waren – den üblichen Definitionen. (...) Die Geschichte der sich ausbildenden Öffentlichkeit und ihres Pendants, der ‚Innerlichkeit’ und häuslichen Privatheit, ist die Geschichte der Ausgrenzung des Leibes, der Frau, seiner und ihrer Ver-*heim*-lichung“ (Ostner 1981: 22 ff., Hervorhebung im Original).

In der Kritik des bürgerlichen Öffentlichkeitsbegriffs wurde außerdem festgestellt, das Kinder und Jugendliche nicht nur ebenfalls ausgeschlossen sind, sie würden Öffentlichkeit sogar ‚verfremden’, wie es Oskar Negt und Alexander Kluge anschaulich beschrieben haben:

„Eine der wirksamsten Verfremdungen jeder Öffentlichkeit ist das Hereinbrechen von Kindern. Ob man sich vorstellt, daß sie schwadronenweise in das Foyer eines Grandhotels eindringen, in ihren spezifischen Geschäftsangelegenheiten öffentliche Plätze und Gebäude okkupieren, ob sie das Bild öffentlicher politischer Versammlungen bestimmen, ob sie auf Grund des Versagens von Kontrollen während einer live-Sendung Fernsehateliers in größerer Anzahl betreten – immer werden unverzüglich der verdinglichte Charakter der jeweiligen Öffentlichkeit, ihre Starrheit und die Tatsache sichtbar, daß Öffentlichkeit immer die Öffentlichkeit der Erwachsenen heißt“ (Negt/ Kluge 1977: 464).

Das hier ausgeführte politische und bürgerlich geprägte Konzept von Öffentlichkeit beinhaltet also die Absolutsetzung der Sicht- und Lebensweisen der dominanten gesellschaftlichen Gruppe. In dieser Definition wird die öffentliche Sphäre dem privaten Bereich übergeordnet. Nur was sich in der Öffentlichkeit ereignet und wer dort erscheint, wird überhaupt gesellschaftlich wahrgenommen und beachtet. Öffentliche Räume sind dementsprechend bedeutungsvolle und umkämpfte Räume. Sie werden als Räume konstituiert, an denen sich der Willen des ‚Volkes’ in Debatten herausbildet, artikuliert und durchsetzt. Dies ist eine Idealvorstellung, die nur in einer bestimmten historischen Epoche und allenfalls für eine gesellschaftliche Teilgruppe Realitätsgehalt hatte. Nicht von ungefähr enden die o.g.

klassischen Schriften von Arendt und von Habermas mit einer Kritik des jeweiligen Zustandes der beschriebenen Formen politischer Öffentlichkeit.

Obwohl die diskutierte Begriffsbestimmung für die ausgeschlossenen Gruppen (Frauen, Proletarier, Kinder und Jugendliche) keine Gültigkeit hat und historisch auch nie eingelöst worden ist, wurde sie bisher nicht verworfen, sondern als Ideal und Anspruch für die gesamte Gesellschaft beibehalten. Öffentliche Räume sollen eine politische Arena bilden, zu der alle Angehörigen des politischen Gemeinwesens unbeschränkt freien Zugang haben (vgl. Terlinden 2002: 141). Gefordert wird egalitärer Zugang, die „freie gleiche Teilhabe aller Menschen ohne Einschränkung“ (Ostner 1981: 22). Öffentliche urbane Räume werden als quasi herrschaftsfreie Sphäre gedacht, zu der alle Gruppen gleichermaßen Zugang haben müssten und in der Interessen in einem freien Austausch von Meinungen gleichberechtigt ausgehandelt werden sollten.

2.2.2 Zur Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit als Kennzeichen von Urbanität

Hans-Paul Bahrdt knüpfte in seiner inzwischen klassischen Definition der Kennzeichen des Städtischen an dem beschriebenen bürgerlichen Öffentlichkeitsbegriff an. Das entscheidende Merkmal der bürgerlichen Lebensweise sei „die Neigung, immer mehr Verhaltensweisen, Geschehnisse, Institutionen entweder der privaten Sphäre vorzubehalten oder in die Öffentlichkeit zu verweisen“ (Bahrdt 1998 [1961]: 106). Auf der einen Seite steht die private Sphäre, verstanden als Schonraum für Individualität und Intimität, auf der anderen Seite die öffentliche Sphäre. Die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit, die sich in der bürgerlichen Gesellschaft entwickelte, wurde von ihm zum Spezifikum von Urbanität – der spezifisch städtischen Lebensweise – erhoben.

„Eine Stadt ist eine Ansiedlung, in der das gesamte, also auch das alltägliche Leben die Tendenz zeigt, sich zu polarisieren, d.h. entweder im sozialen Aggregatzustand der Öffentlichkeit oder in dem der Privatheit stattzufinden. Es bilden sich eine öffentliche und eine private Sphäre, die in engem Wechselverhältnis stehen, ohne dass die Polarität verloren geht. Die Lebensbereiche, die weder als ‚öffentlich’ noch als ‚privat’ charakterisiert werden können, verlieren hingegen an Bedeutung. Je stärker Polarität und Wechselbeziehung zwischen öffentlicher und privater Sphäre sich ausprägen, desto ‚städtischer’ ist, soziologisch gesehen, das Leben einer Ansiedlung“ (ebd.: 83 f.).

In seiner Argumentation dessen, was diese öffentliche Sphäre ausmacht, arbeitete Bahrdt besonders die sozialpsychologische Dimension heraus (vgl. Häußermann/ Siebel 1992: 8 f.). Er ging zunächst von der Definition der Stadt bei Max Weber aus. Weber stellte den Markt als das ökonomische Kennzeichen[4] der Stadt heraus (vgl. Weber 1999 [1914]: 61). Bahrdt griff diesen Gedanken auf und betrachtete den Markt in seiner sozialen Komponente, als „eine dauerhafte institutionalisierte Ordnungsform, in der immer wieder bestimmte

[4] Außerdem benannte Weber das quantitative Merkmal der Größe einer Ortschaft und das soziologische Merkmal, dass die persönliche gegenseitige Bekanntschaft der Einwohner/innen miteinander fehlt. Hinzu kommen Stadtbürgerschaft, eigene Gerichtsbarkeit, Selbstverwaltung und Befestigung (vgl. Weber 1999 [1914]: 59 ff., s.a. Siebel 2004: 11).

soziale Kontakte nach bestimmten Regeln stattfinden“ (Bahrdt 1998 [1961]: 82). Es handelt sich beim Marktgeschehen um „eine Form der Verteilung durch Tausch“ (ebd.: 82). Das Verhalten der Tauschpartner ist nicht durch soziale Einbindung vollständig festgelegt, in der Kontaktaufnahme ist eine gewisse Beliebigkeit möglich. Dies bezeichnete Bahrdt als unvollständige Integration.

„Ein Merkmal des Marktes ist also gerade die unvollständige Integration, eine Offenheit der sozialen Intentionalität der einzelnen, deren Willkür es überlassen bleibt, mit wem, auf welche Weise und wie lange sie Kontakt aufnehmen, um zu handeln. Diese unvollständige Integration ist die negative Voraussetzung der Öffentlichkeit“ (ebd.: 86).

Kennzeichnend für den Markt ist die Offenheit des sozialen Gefüges. Der Austausch von Waren wie auch von Meinungen erfolgt ohne Rekurs auf verwandtschaftliche Bindungen oder andere soziale Verpflichtungen, die aufgrund der stärkeren Anonymität in der Stadt keine beziehungsstrukturierende Wirkung mehr entfalten. Die im Rahmen der Großstadtkritik verpönte Anonymität erscheint in dieser Sichtweise als positiver Möglichkeitsraum der Stadt. Die Stadt als „Marktort“ (Weber 1999 [1914]: 61) wird zum Ort der Freiheit.

Damit die Anonymität der sozialen Beziehungen mit ihrer Verhaltensoffenheit aber befreiende Wirkungen entfalten kann, und nicht in anomische Zustände führt, muss trotz sozialer Distanzen Kontakt möglich bleiben. Dazu dient eine gewisse Regelhaftigkeit im städtischen Verhalten. Öffentlichkeit entsteht nach Bahrdt erst dort, wo durch spezifische Verhaltensstilisierungen trotz der unvollständigen Integration Kommunikation und Arrangement zustande kommen. Hierzu gehören auf der einen Seite Distanznormen, die die Anonymität aufrechterhalten, und auf der anderen Seite Verhaltensweisen, mit denen Distanz überbrückt wird, ohne sie aufzuheben. Ein Städter verhält sich distanziert. Auch Hannah Arendt verwies bereits auf die ‚Abstand schaffende Formalität’ von Öffentlichkeit (s.o.). Als anschauliches Beispiel nannte Bahrdt die Situation, wenn sich jemand nach dem Weg erkundigt. Nur der Mensch vom Lande erzählt bei dieser Gelegenheit, wen er zu besuchen gedenkt und warum er sich nicht auskennt. Diese privaten Informationen behält der Städter für sich – auch um zu signalisieren, dass er nicht in die Privatsphäre des anderen eindringen möchte (vgl. Bahrdt 1998 [1961]: 86 ff.).

Urbanes Verhalten ist ein verbindliches Verhalten, weil es in der Stadt notwendig ist, über eine Distanz hinweg schnell Verbindungen herzustellen. Bahrdt benannte die Repräsentation als eine besondere Form der Selbstdarstellung, in der anderen etwas von sich mitgeteilt und gleichzeitig an etwas Verbindendes appelliert wird. Mitgeteilt wird die eigene Individualität, die Beachtung erfordert. Diese wird in den Rahmen gemeinsamer Wertungen gestellt, „damit die Beachtung Achtung und Anerkennung sei“ (ebd.: 92). Damit ermöglicht das repräsentative Verhalten Kommunikation und Integration. Zu unterscheiden ist dies vom Imponiergehabe, das gerade nicht auf Gemeinsamkeiten verweist, sondern den Unterschied hervorhebt (vgl. ebd.: 92 f.).

Mit der Bahrdtschen Sichtweise wird eine besondere Verhaltensausprägung deutlich, die in öffentlichen urbanen Räumen entsteht bzw. entstehen kann. Diese spezifische Qualität der Beziehungen der Großstädter zueinander charakterisierte Georg Simmel zuvor mit den drei Begriffen: Intellektualisierung, Blasiertheit und Reserviertheit. Mit dieser Verhaltensstilisierung schaffe sich der Großstädter ein „Schutzorgan gegen die Entwurzelung“ (Simmel 1984 [1903]: 193). Simmel erwähnte auch den Aspekt der Freisetzung, denn das ‚Geisteswesen’ in der Großstadt gewähre den Individuen eine Art und ein Maß persönlicher Freiheit, zu denen es in anderen Verhältnissen gar keine Analogie gäbe (vgl. ebd.: 198).

In den Städten polarisiert sich somit auch das Verhalten in unterschiedliche Qualitäten, in die intime Privatheit einerseits und in die distanzierte, stilisierte und repräsentative Öffentlichkeit andererseits (vgl. Häußermann/ Siebel 2004: 56). Urbane Öffentlichkeit beinhaltet „das beteiligt unbeteiligte Miteinander-Verkehren, die Vertrautheit in der Anonymität, das Dabeisein ohne Rechenschaftspflicht für die Anwesenheit“ (Feldtkeller 1994: 42 f.). Das charakterisierte urbane Verhalten ist aber auch ein spezifisch bürgerliches, gebildet und tugendhaftes Verhalten (vgl. Salin 1960: 10 ff.). Die Begriffe bleiben somit an ihr Modell, die europäische Bürgerstadt, gebunden. Anlässlich gesellschaftlicher Wandlungsprozesse wurde über den „Verlust von Urbanität“ (Berndt 1967), gar über „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens“ (Sennett 1983 [1977]) geklagt. In der heutigen Ausformung europäischer Städte ist die Trennung und dialektische Bezogenheit, das „fruchtbare Spannungsverhältnis“ (Bahrdt 1998 [1961]: 165) der Sphären von Öffentlichkeit und Privatheit weniger spürbar. Statt strikter Trennung öffentlicher und privater Räume kommt es durch vielfältige Prozesse zu Überschneidungen und Verzahnungen der beiden Sphären. Einen differenzierten Überblick über die von verschiedenen Autor/innen beschriebenen Veränderungen bietet Ulfert Herlyn, indem er fünf Entwicklungslinien unterscheidet:

Als erstes nennt Herlyn mit Bahrdt den rapide gestiegenen motorisierten Individualverkehr, so dass es für weite Teile des öffentlichen Raums zur „Verkümmerung (...) zur bloßen Verkehrsfläche“ (ebd.: 160) kommt und städtische Straßen zu „gefährlichen Transportbändern“ (Herlyn 1997: 234) degenerieren. Ein zweiter Trend ist die rechtliche Privatisierung öffentlicher Räume. Durch das private Hausrecht z.B. in Einkaufspassagen oder ‚Urban-Entertainment-Centern’ wird die freie Zugänglichkeit unterminiert. Daher werden diese meist hoch kontrollierten und gesicherten Räume auch als ‚Pseudoöffentlichkeit’ (vgl. Schubert 2000 b) bezeichnet. Die dritte Entwicklung bezieht sich auf die Medialisierung der Kommunikation. Moderne Massenmedien und Kommunikationstechnologien liefern leicht verfügbare Informationen über das öffentliche Geschehen, ohne dass die Privatsphäre räumlich verlassen werden muss. Als vierter Aspekt werden die baulich-räumlichen Funktionstrennungen und damit einhergehende soziale Entmischungen und Fragmentierungen öffentlicher Räume aufgeführt. Sie führen zu einem Verlust an urbaner Vielfalt. Das Leben in öffentlichen Räumen verliert an Überraschung und Unvorhergese-

henem. Die fünfte Tendenz ist die zur Individualisierung. Damit nehmen distanzüberbrückende Verhaltensweisen der Repräsentation ab; traditionelle handlungsleitende Normen zum angemessenen Verhalten in öffentlichen Räumen gehen verloren (vgl. Herlyn 2002: 118 ff.; 2003: 23 ff.; 2004: 124 ff.).

„Die Öffentlichkeit dringt z.B. durch die modernen Kommunikationsmittel (Fernsehen und Internet) stärker als je zuvor in die private Sphäre und durchtränkt sie, während umgekehrt die Bereitschaft zur Veröffentlichung privat-intimer Lebensäußerungen – vor allem bei der jüngeren Generation – zunimmt“ (Herlyn 2004: 129).

Wie gezeigt wurde, sind dem Begriff der Öffentlichkeit und der daran angelagerten Auffassung vom öffentlichen Raum und von Urbanität die Ideale der bürgerlichen Gesellschaft inhärent. Diese Begriffe wurden schon von Habermas und von Bahrdt nicht nur als beschreibende, sondern als kritische Kategorien entwickelt und gehandhabt. Sie dienen dazu, Chancen und Deformationen von Stadtpolitik und Stadtentwicklung zu diskutieren (vgl. Häußermann/ Siebel 2004: 64). Diese Funktion behalten die Begriffe trotz der genannten Wandlungsprozesse. Daher wird es als sinnvoll erachtet, die Begriffe als Analysekategorien weiter zu benutzen und zu diskutieren (vgl. Siebel 1999: 108; Herlyn 2004: 129 f.).

„Die Theorie der Polarisierung von Öffentlichkeit und Privatheit und die darauf aufbauenden Überlegungen Bahrdts zum Zusammenhang von räumlichem und sozialem Wandel sind auch angesichts der heutigen Prozesse der Stadtentwicklung ein tragfähiges Analysegerüst, sofern die Stadtsoziologie sie wie Bahrdt als historische Begriffe versteht, d.h. als Begriffe, deren Wandel in seinen Erscheinungsformen, gesellschaftlichen Bedingungen und räumlichen Ausprägungen zu untersuchen, die zentrale Aufgabe einer Soziologie der Stadt ausmacht“ (Siebel 1999: 108).

Auch wenn ein „schleichender Bedeutungsverlust“ (Häußermann/Siebel 2004: 65) der Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit festgestellt wurde, so ist doch nach wie vor in der Großstadt die strikteste Trennung der beiden Sphären möglich (vgl. Herlyn 2004: 129 f.). Die Thematisierung der Qualitäten von Öffentlichkeit und Privatheit, begriffen als gegenseitige Herausforderungen, gilt als „Daueraufgabe stadtsoziologischer Analyse und Reflektion“ (Herlyn 1998: 26).

In der Weiterführung dieser Sichtweise wurde der Urbanitätsbegriff von dem Versuch der Beschreibung der Kennzeichen städtischen Lebens hin zu einer Stadtutopie entwickelt. Urbanität weist in diesem Verständnis „in utopischer Perspektive über die bestehenden Verhältnisse hinaus auf eine bessere Gesellschaft“ (Häußermann 1994: 74), denn Emanzipation bedeutet immer eine „Befreiung von etwas“ (ebd.: 74). Dazu gehört eine „Perspektive auf die Überwindung von sozialer Ungleichheit“ (Häußermann/ Siebel 1992: 38) und der „Anspruch einer weltoffenen und multikulturellen Urbanität“ (ebd.: 38). Hervorgehoben wird der spezifisch städtische Umgang mit Fremdheit. Öffentliche Räume sind Orte urbanen Verhaltens, das Fremdheit zu integrieren vermag. Nicht nur die Freiheit von Bindungen ist Spezifikum der Stadt, sondern auch die besondere Möglichkeit, Fremde wiederum einzubinden. Der Fremde wird zum „Prototyp des Städters“ (Siebel 2003: 255; Häußermann/ Siebel 2001: 68).

„Im öffentlichen Raum der Stadt begegnet Jeder dem Anderen als ein Fremder. Fremdheit ist die Metapher des Urbanen und der Fremde ist der Prototyp des Städters (...) Im öffentlichen Raum erlernt der Städter den alltäglichen Umgang mit Differenz und jene Formen kontrollierten und stilisierten Verhaltens, die Voraussetzung für ein zivilisiertes Miteinander in modernen Gesellschaften sind“ (Siebel 2003: 255 f.).

Zu unterscheiden sind der Aspekt der Befreiung (a) und der Aspekt der Integration (b). Diese beiden Ideale durchziehen die Diskussion um Urbanität und die Funktionen öffentlicher Räume. Sie sollen abschließend kurz kritisch beleuchtet werden.

Ad a: Öffentliche urbane Räume bieten emanzipatorisches Potenzial insofern, als über Kontaktaufnahme bei gleichzeitiger Distanz Begegnungen mit Unbekannten möglich sind und Erfahrungen mit Fremdartigkeit gemacht werden können. Die Stadt bietet die Befreiung von beengenden und aufgezwungenen Bindungen und stellt somit einen positiven Möglichkeitsraum dar. Doch während die bürgerliche Konzeption von Öffentlichkeit die Abgrenzung zum Adel beinhaltete und der proletarische Gegenentwurf sich auf den Kampf gegen die Bourgeoisie bezog, fehlt für die heutige Gesellschaftslage eine entsprechende Vision bzw. ein „sozialer Träger“ (Häußermann 1994: 75). In der Begriffsdiskussion bleibt daher unklar, welche aktuellen Zwänge gemeint sind, von denen die urbane Kultur der Stadt – sofern sie denn noch vorhanden ist – Befreiung bieten soll, und für wen dies gefordert wird.

Für Frauen kann sich das emanzipatorische Potential städtischer Öffentlichkeit nicht entfalten, solange sie der privaten Sphäre zugewiesen bzw. in der öffentlichen marginalisiert werden, und die private Sphäre in der dichotomen Konstruktion[5] gegenüber der öffentlichen Sphäre abgewertet wird (vgl. Köhler 1990: 70 f.; Becker 1997: 467 ff.; Terlinden 2002: 141 ff.; Ostner 1981: 21 ff.). Für benachteiligte Jugendliche ist ebenfalls zu vermuten, dass sie in den öffentlichen Räumen nicht ohne weiteres befreiende Wirkungen erfahren können. Hier stehen sich theoretische Positionen gegenüber, die entweder das emanzipatorische Moment öffentlicher Räume (Häußermann/ Siebel) oder die Verfestigung bestehender Machtverhältnisse (Bourdieu) hervorheben.

Ad b: Öffentliche urbane Räume werden als Orte der gesellschaftlichen Integration beschrieben, an denen sich die Lebenswelten unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen überlagern und in Einklang gebracht werden können. Dieser Aspekt wird – im Anschluss an die Dynamik des ‚melting pots’ US-amerikanischer Städte – mit dem Ausdruck der Stadt als „Integrationsmaschine“ (Häußermann 1996: 41) betont. Ob und in wie weit dieser Anspruch eingelöst werden kann, bleibt ebenfalls eine offene Frage. Die integrative Kraft der

[5] Die dichotome, d.h. diametral gegenübergestellte Konstruktion von Öffentlichkeit und Privatheit leistet der Hierarchisierung der Sphären Vorschub. Die Begriffe werden gegeneinander abgedichtet und können so erst über- bzw. untergeordnet werden. Die generelle Problematik von Dichotomien sowie des damit verbundenen identitätslogischen Denkens liegt im Ausblenden von Wechselbezügen, Übergängen und Widersprüchen (vgl. Becker-Schmidt 1989: 231 ff.; Becker-Schmidt 1996: 6). Das Geschlechterverhältnis, das die Abwertung des Bereichs des Privaten und des Weiblichen beinhaltet, wird durch solche Begriffskonstruktionen stabilisiert.

Städte darf nicht einseitig an bestimmten räumlichen Figurationen oder an Marktmechanismen festgemacht und überschätzt werden. Ohne essentielle Einbindung in den Arbeitsmarkt und politische Teilhabe kann Integration nicht gelingen, denn dann „fehlt der typisch städtischen Form der sozialen Integration die materielle Voraussetzung“ (Geiling 2003: 94). Ökonomische Integration sowie die soziale Einbindung in dauerhafte persönliche Beziehungsstrukturen als privates Pendant zur Öffentlichkeit sind die Voraussetzungen der Figur des Fremden als Prototyp des urbanen Städters (vgl. Häußermann/ Siebel 2001: 69) und nicht ihr Resultat.

Für die vorliegende Arbeit sind die Ideale der Emanzipation und Integration festzuhalten, die in Bezug auf die hier zu untersuchende Gruppe – benachteiligte Jugendliche in der Großwohnsiedlung – zu betrachten sind. Hinzu kommt die Bestimmung des öffentlichen Raums als gleichberechtigtem Schauplatz der Aushandlung von Interessenskonflikten, die im vorangegangen Abschnitt erläutert wurde. Welche Rolle spielen diese Begriffsbestimmungen und Bedeutungsgehalte in der alltäglichen Raumnutzung und den Konflikten im lokalen Raum? Diese Frage wird in der Analyse der empirischen Ergebnisse zur Raumhandlungspraxis zu beantworten versucht.

2.2.3 Öffentlichkeit als Lern- und Erfahrungsraum

Die im Rahmen der hier verfolgten Fragestellung nötige Begriffsklärung hat auch die Untersuchungen und Theorieansätze einzubeziehen, die sich mit der Raumhandlungspraxis von Jugendlichen beschäftigen. In diesem Abschnitt werden jugendsoziologische und sozialpädagogische Ansätze vorgestellt, sofern sie die Funktion von öffentlichen Räumen thematisieren. Anzugehen ist dabei ein doppeltes Defizit, denn auf der einen Seite verlaufen die in den vorangegangenen Abschnitten dargestellten Debatten der Stadt- und Regionalsoziologie „quasi *jugendfrei*“ (Herlyn/ von Seggern/ Heinzelmann/ Karow 2003: 13, Hervorhebung im Original) und auf der anderen Seite wird in der Jugendsoziologie der Raumbezug in der Regel vernachlässigt. Die Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten in öffentlichen Räumen werden eher in Bezug auf Kinder behandelt. Jugendliche sind teilweise ‚mitgemeint’, werden aber selten als spezifische Gruppe mit eigenen Ansprüchen dargestellt.[6] In diesem Abschnitt ist daher auch die Rede von Kindern, soweit davon auszugehen ist, dass für Jugendliche ähnliche Aspekte zutreffend sind.

Ausgangspunkt der Debatte waren Veränderungen der räumlichen Situation, denn von den Wandlungsprozessen in öffentlichen Räumen sind gerade Kinder und Jugendliche beson-

[6] Die Zusammenfassung der Altersgruppen Kinder und Jugendliche hinsichtlich ihrer Raumhandlungspraktiken und ihrer Ansprüche an städtische Räume ist problematisch, weil die speziellen Anforderungen der Jugendphase vernachlässigt werden (s. Abschnitt 3.2). Stadtquartiere werden zudem in ihrer Eignung für Jugendliche grundsätzlich tendenziell schlechter beurteilt, als hinsichtlich ihrer Eignung für Kinder (vgl. Freudenau/ Rabe/ Reutter 2004: 8). Die hieraus gezogene Folgerung lautet: „Jugendliche verdienen deutlich mehr Beachtung bei der Planung und Gestaltung von Quartieren“ (ebd.: 8).

ders betroffen. Die räumlichen Kindheitsbedingungen Anfang des letzten Jahrhunderts werden als ‚Straßenkindheit' bezeichnet, in der ein starker Stadtviertelbezug vorhanden war. Diese Situation blieb in ähnlicher Form zumindest für Kinder aus Arbeitermilieus bis zum Ende der 1950er Jahre bestehen. Die Straße war für Kinder „ein zweites, gleichsam nach draußen verlegtes Zuhause" (Muchow 1978 [1935]: 30). Um das Zentrum der Wohnung herum erweiterte sich der Lebensraum allmählich schichtenförmig (vgl. ebd.: 93) bzw. in konzentrischen Kreisen (vgl. Pfeil 1965: 12 ff.).

„Mehr oder weniger eng um die Wohnung und die Wohnstraße gelagert, breitet sich der Lebensraum der Kinder von diesem Zentrum aus schichtenförmig aus. Dabei sind die zentralen Schichten meist ringförmig um den Wohnbezirk gelagert und engmaschig gebaut, während die peripheren vornehmlich strahlenförmig nach allen Richtungen verlaufen und meist locker gefügt sind" (Muchow 1978 [1935]: 93).

In den 1960er und 1970er Jahren wurden Räume zunehmend spezialisiert und voneinander abgetrennt. Insbesondere die Neubausiedlungen an den Großstadträndern – sowohl die Eigenheimsiedlungen wie auch die Hochhaussiedlungen – wurden monofunktional auf das Wohnen ausgerichtet und damit für Kinder anregungsarm. Autoverkehr, gepflegte Ziergärten und Parkanlagen sowie die Bebauung sämtlicher Brachflächen verdrängten Kinder aus den Lebensbereichen der Erwachsenen. Für Kinder wurden als geschützte Ersatzräume Spielplätze, Kindergärten und Freizeithäuser geschaffen. Innerhalb der Wohnungen etablierte sich das Kinderzimmer als ein gesonderter Raum für Kinder, während die übrige Wohnung auf die Bedürfnisse Erwachsener zugeschnitten wurde. Im Zuge der Bildungsreform dehnten sich pädagogische Bestrebungen auf die außerschulischen Lebensbereiche von Kindern aus. Die besonderen Orte für Kinder wurden weiter spezialisiert in Kleinkinderplätze, Bolzplätze, Waldspielplätze, Abenteuerspielplätze, Kinderkrippen und Kinderhorte (vgl. Zeiher/ Zeiher 1994: 19 f.).

Im Zuge dieser Spezialisierung und Ausdifferenzierung der Orte der Kinder veränderte sich das traditionale Modell des einheitlichen Lebensraums zu einem Modell der „Verinselung des individuellen Lebensraums" (ebd.: 26). Die Orte, an denen sich die Kinder aufhalten, liegen wie Inseln[7] in einem unbekannten Gesamtraum verstreut. Zu diesen ‚Inseln' (Spielplätze, Kindergarten, Privatwohnungen, Vereine, etc.) werden die Kinder meist von ihren Eltern transportiert. Die Zwischenräume bleiben aus der Erfahrung ausgeklammert. Mit dieser räumlichen ‚Verinselung' geht eine soziale einher, denn die Spielpartner/innen wechseln mit den Orten (vgl. ebd.: 26 ff.)

[7] Dieter Baacke schreibt von ‚Ausschnitten', die Jugendliche auf sich selbst hin zusammenordnen und gewichten müssen (vgl. Baacke 1993: 149). In seinem Zonenmodell geht er nach wie vor von einer allmählichen Erweiterung der Lebenswelt aus: Vom ökologischen Zentrum (Wohnung) über den ökologischen Nahraum (Nachbarschaft) zu ökologischen Ausschnitten (Schule etc.) und schließlich der ökologischen Peripherie (Ferienaufenthalte etc.) (vgl. ebd.: 146 ff.; 2003: 80 ff.). Während die Zonensystematik an sich plausibel ist, kann der Vorstellung der Erweiterung im Lebensverlauf nicht zugestimmt werden, denn auch die Raumerfahrungen von Kleinkindern entsprechen nicht (mehr) der von Baacke angenommenen „Ganzheitlichkeit des Lebens" (Baacke 1993: 149). Außerdem scheint eine kontinuierliche Ausdehnung des Handlungsraums von Kindern und Jugendlichen in Großstädten eingeschränkt zu sein (vgl. die Kritik in: Böhnisch/ Münchmeier 1990: 61).

„Während im traditionalen Modell Nachbarskinder das Wohnumfeld als täglichen Spiel- und Streifraum gemeinsam haben und sich somit ihre individuellen Lebensräume zu einem großen Teil gleichen, ist der verinselte Lebensraum für jedes Kind ein anderer; denn jedes hat seine persönlichen Inselzusammenstellungen und Inselrouten. (...) An jedem seiner Orte ist ein Kind nur partikular angesiedelt: nur für begrenzte Zeiten und nur mit einzelnen Interessen. (...) Der Partikularisierung des Raums entspricht so eine Partikularisierung der sozialen Beziehungen“ (ebd.: 28).

Diese Entwicklung beinhaltet einen Zugewinn an individueller Autonomie, weil die Möglichkeiten und Kontakte bewusst selbst gewählt werden können und nicht durch die Lage der Wohnung bestimmt werden. Sie beinhaltet aber auch Einschränkungen, da viele der verinselten Aktivitäten termingebunden sind und soziale Kontakte sich nicht spontan ergeben können, sondern über Verabredungen hergestellt werden müssen (vgl. ebd.: 29 f.). Planung tritt an die Stelle von spontanem Handeln, Zeitregelungen müssen beachtet werden, das Netzwerk von Terminen wird komplexer. Die Ausbildung stabiler sozialer Beziehungen wird erschwert, die Unverbindlichkeit der sozialen Bezüge gefördert.

Zur ‚Verinselung’ gehören zwei weitere Trends, die die moderne Kindheit von der traditionellen Kindheit unterscheiden: ‚Verhäuslichung’ und ‚Institutionalisierung’. Der Begriff der Verhäuslichung wurde zunächst zur Beschreibung der Veränderungen der allgemeinen Wohnverhältnisse im Laufe der Zivilisation benutzt und auf die „Verhäuslichung der Vitalfunktionen“ (Gleichmann 1976) bezogen. Jürgen Zinnecker betrachtet diesen Prozess besonders für die Kindheit.

„Im weitesten Sinn verstehen wir Verhäuslichung als ein gesellschaftliches Gestaltungsprinzip, das darauf basiert, soziale Handlungen mit Hilfe dauerhafter Befestigungen voneinander zu isolieren und auf diese Weise stabile und berechenbare Handlungsräume zu schaffen“ (Zinnecker 1990: 143).

Mit den oben genannten Funktionstrennungen und der Ausrichtung öffentlicher Stadträume auf Zwecke des Verkehrs und der Geschäftswelt wurde auch die Freizeit von Kindern von der Straße vermehrt in geschlossene Räume verlagert. Damit geht eine stärkere Verregelung von Handlungsabläufen und eine andere Form der sozialen Kontrolle einher, die sich deutlich von einer Straßenkindheit mit eigenständigem Kinderalltag und freiem, von den Kindern selbst geregeltem Spiel unterscheidet. Der Verhäuslichungsprozess vollzog sich nicht in allen sozialen Schichten zeitlich parallel, sondern hatte sich in bürgerlichen Familien bereits um 1800 etabliert und setzte sich dann ab etwa 1900 in kleinbürgerlichen Familien, in Arbeiterfamilien ab etwa 1950 langfristig durch (vgl. ebd.: 152).

Im Verlauf der weiteren Entwicklung kam die ‚Institutionalisierung’ von Kindheit hinzu. Hintergrund war die zunehmende Bedeutung außerschulischer Bildung und entsprechend gestiegene Ansprüche, außerdem der bereits thematisierte Wandel der öffentlichen Räume sowie der Geburtenrückgang, der dazu führte, dass nicht mehr selbstverständlich andere Kinder im Wohnumfeld anzutreffen sind. In institutionalisierten öffentlichen Räumen, wie Sportanlagen, Vereinen, Ballett- und Musikschulen, Schulräumen, Kirchenräumen, etc., finden Freizeitangebote für Kinder statt, die die öffentlichen Freiräume für Kinder teilweise ersetzt haben, aber auch Räume für ehemals in Privaträumen stattfindende Aktivitäten

bieten. Die institutionelle Öffentlichkeit von Betreuungs-, Freizeit- und Jugendeinrichtungen ist ein historisch neues Phänomen. Mit der Entstehung eigener Freizeitangebote für Kinder werden diese teilweise wieder in öffentliche oder zumindest teilöffentliche Räume zurückverlagert (vgl. Nissen 1998: 169).

Im Zuge dieser Veränderungen halten sich Kinder mehr in funktionsspezifischen Einrichtungen und weniger in multifunktionalen Räumen auf, eben weil letztere weniger vorhanden sind. Die Aufenthalte in öffentlichen Freiräumen werden weitgehend von Aufenthalten in privaten verhäuslichten Räumen und in öffentlichen Einrichtungen abgelöst. Jugendliche sind von dieser Entwicklung ebenfalls betroffen, haben sie doch gerade eine entsprechende Kindheit durchlaufen, doch zeigt sich in diesem Altersabschnitt auch eine deutliche Gegentendenz. In ihrem entwicklungsspezifischen Interesse, sich aus den familiären Bindungen zu lösen (s. Abschnitt 3.2) streben Jugendliche in multifunktionale öffentliche Räume. Die Nutzung der Freizeitangebote von Vereinen und Bildungsinstitutionen nimmt mit höherem Alter von Kindern ab, sie entziehen sich stärker den Kontrollen Erwachsener. Zinnecker spricht sogar von einer „Ent-häuslichung“ (Zinnecker 1987: 357) bei Jugendlichen.

„Entsprechend können wir im Fall der Jugendphase nicht von einem generellen Rückzug aus der territorialen Straßenöffentlichkeit sprechen, wie dies für Kinder, Erwachsene und Ältere gilt. Treffender dürfte sein, Jugendliche als Delegierte zu verstehen. Sie fungieren stellvertretend für die stärker verhäuslichten Altersgruppen als Akteure der Straße, der politischen oder freizeitbezogenen Öffentlichkeit. Während für Kinder der Sozialisationsmodus Straße historisch sich nahezu überlebt hat, jedenfalls in den westeuropäischen Metropolen der Industriezivilisation, kommt der Sozialisation in und durch die Straße im Jugendalter nach wie vor eine erhebliche Bedeutung zu. (...) Der Bedarf an öffentlichem Nahraum, den Jugendliche gegenwärtig anmelden, ‚fällt auf’, weil er – anders als in der Vergangenheit – nicht mehr in entsprechende Anmeldungen breiterer Altersgruppen eingebettet ist“ (ebd.: 357 f.).

Öffentliche Räume scheinen also ganz besonders für die Altersgruppe Jugendliche attraktiv zu sein. Als Gründe für dieses Interesse stellt Zinnecker bei Jugendlichen generell ein „relatives Defizit an eigenkontrolliertem Privatraum“ (ebd.: 358) sowie geringere Teilnahme an bürgerlichen Vergesellungsformen wie Vereinen oder Clubs und geringere Mobilität als bei Erwachsenen fest (vgl. ebd.: 358 f.). All dies sind Aspekte, die sich generell mehr bei Personen unterer sozialer Lagen finden, für die die größere Bedeutung der ‚Straße’ bekannt ist (vgl. u.a. Herlyn 1997: 235). Bei benachteiligten Jugendlichen ist also davon auszugehen, dass sich ihre Ausrichtung auf öffentliche Räume, insbesondere Freiräume, sowohl aus der Altersphase als auch aus ihrer sozialen Milieuzugehörigkeit bzw. ihrer benachteiligten sozialen Lage (s. dazu Abschnitt 3.5) speist.

Doch was ist nun die pädagogische Qualität öffentlicher Räume? Für die institutionellen Räume liegt dies auf der Hand, da sie auf pädagogischen Konzepten aufbauen und in der Regel spezifische Lerninhalte vermitteln. Öffentliche Freiräume hingegen, für die in dieser Diskussion meist auf ‚die Straße’[8] rekurriert wird, werden traditionell eher als Gefährdung

[8] Der Begriff der ‚Straße’ wird von Zinnecker analog zur lokal gebundenen städtischen Öffentlichkeit umfassend definiert und beinhaltet neben dem Verkehrsraum die angrenzenden öffentlich zugänglichen Räume

wahrgenommen. Die Straße dient als „Chiffre für alles gesellschaftlich Un-Geordnete, Un-Kontrollierte, Nicht-Integrierte“ (Zinnecker 1979: 727). Wer sich dort lange aufhält, zeigt damit an, dass er insbesondere in Bezug auf regelmäßige Arbeitstätigkeit nicht integriert ist. Der Begriff transportiert außerdem abwertende Bedeutungen, „die darauf hindeuten, daß dort gewissermaßen die soziale Kontrolle relativ gering ist und sich etwas entwickeln kann, was nicht den bürgerlichen Normen und Wertvorstellungen entspricht“ (Herlyn 1997: 236). Entsprechend ist es wenig verwunderlich, dass häufig über die Kriminalität auf der Straße – insbesondere die von Jugendlichen – geklagt wird und diese Klage reflexartig in Verrohungs- und Desorganisationsszenarien einmündet. Über die ebenfalls vorhandene häusliche Gewalt, und deren Zu- und Abnahmezyklen, wird dagegen sehr viel seltener öffentlich debattiert.

Seitens der „bürgerlichen Bewahrpädagogik“ (Zinnecker 1979: 730), die die Straße als Ort der Ausgestoßenen, Mittellosen und Deklassierten wertet, gilt als einziger dort erwartbarer Lerneffekt, sich mit solchem Notstand zu arrangieren. Die Folge wäre weitere Verfestigung der prekären Lage oder weiteres Abgleiten in abweichende Verhaltensweisen (vgl. ebd.: 728). Dagegen stellt die progressiv-liberale Pädagogik die Straße als einen Raum voller unverstellter Erfahrungen und Lernchancen heraus. Die Straße sei gar ein „privilegierter Lernort für gesellschaftlichen Anschauungsunterricht“ (ebd.: 730). In ähnlicher Weise spricht Jacobs von der Straße als „Schule für das Stadtleben“ (Jacobs 1976 [1961]: 62).

„In Wirklichkeit lernen Kinder, wenn überhaupt, nur von den Erwachsenen auf den Straßen die ersten fundamentalen Zusammenhänge funktionsfähigen Großstadtlebens. Von ihnen lernen sie, daß die Menschen, auch wenn sie keine Bindungen zueinander haben, ein bißchen öffentliche Verantwortung füreinander haben müssen. Diese Lektion lernt man (...) nur aus der Erfahrung, daß *andere Menschen, die keine verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Bindungen zu einem und keine berufsmäßige Verantwortung für einen haben*, jenes bißchen öffentliche Verantwortung zeigen“ (ebd.: 62, Hervorhebung im Original).

Hier schließt sich der Argumentationskreis zu den oben genannten Idealen der öffentlichen Räume. Entsprechend dem Bild des freien und gleichberechtigten Umgangs, dem Tausch ohne Ausbeutung und Herrschaft, werden auch Kinder und Jugendliche als gleichberechtigte Teilhaber der Straßengesellschaft, befreit aus pädagogischen Abhängigkeiten, angesehen. Lerninhalte sind im Wesentlichen die ‚urbanen Tugenden’ im Umgang mit Fremden. Im sozialistischen Entwurf wird die Straße als Ort proletarischer Öffentlichkeit stilisiert, an dem sich Freiheit und revolutionäre Kräfte entfalten (vgl. Zinnecker 1979: 730 f.). Die aus so unterschiedlichen Gesellschaftsmodellen gespeisten Vorstellungen vereinen sich darin, dass der öffentliche Freiraum ein nicht pädagogisierbarer Raum ist, denn die „sozialen Regeln des Straßenortes folgen anderen Gesetzen“ (ebd.: 732).

(verkehrsfreie Plätze, Grünanlagen) und Gebäude (Warenhäuser, Straßenkneipen) (vgl. Zinnecker 1979: 727 f.).

Trotz der Wandlungsprozesse, insbesondere dem Rückgang von funktionsoffenen Freiräumen, bleiben dies die Räume, an denen Kinder die Funktionszusammenhänge der Stadt und des öffentlichen Lebens durch Beobachten kennen lernen. Sie verbleiben nicht in einer für sie hergerichteten „Sonderwelt" (Kaufmann 1995: 134), sondern erleben Verhaltensvielfalt und unterschiedliche Tätigkeitsfelder. Dies erleichtert die Ablösung vom Elternhaus und das Hineinwachsen in die Gesellschaft. Die in den vorangehenden Abschnitten erläuterten integrativen und emanzipatorischen Aspekte von Öffentlichkeit betreffen somit besonders die jungen Menschen.

„Öffentliche Räume bieten Kindern die Chance, das Verhalten von Eltern, Verwandten und deren FreundInnen mit dem Verhalten anderer Erwachsener abzugleichen. Straßenräume sind Orte, an denen Kinder häufig mit schichtspezifischen und ethnischen Unterschieden konfrontiert sind. Während Kinder durch ihren Stadtteil streifen, erfahren sie, nach welchen Regeln öffentlicher Raum gebraucht wird und lernen, sich mit fremden Menschen auszutauschen bzw. auseinanderzusetzen. Sie können Kontakt zur Arbeits- und Lebenswelt der Erwachsenen herstellen oder innerhalb der Erwachsenenöffentlichkeit ein loses Netz von Kinderbekanntschaften zu einer Kinderöffentlichkeit werden lassen" (Ahrend 1997: 200 f.).

Abgesehen von diesen auf die Gesellschaft bezogenen – und daher durch das jeweils implizite Gesellschaftsmodell gefärbt beschriebenen – Lerninhalten, bieten öffentliche Räume durchaus weitere, vielfältige Lernmöglichkeiten. In Freiräumen und in institutionellen Räumen können ganz umfassend Fähigkeiten auf sozialer, psychischer und körperlicher Ebene erworben werden. Während in öffentlichen Freiräumen tendenziell stärker die Ausbildung und Erprobung von körperlicher Gewandtheit, Kraft, Mut, Selbstvertrauen, Einsatz- und Risikobereitschaft angesprochen wird, werden in (teil)öffentlichen Institutionen, wie Vereinen oder Jugendzentren, in erster Linie soziale Kompetenz und Fähigkeit zur Planung, Koordination, Zeitstrukturierung und Kommunikation gefördert (vgl. Nissen 1999: 26). Somit sind die Fähigkeiten, die vorwiegend in Freiräumen ausgebildet werden können, eher den Idealen der Arbeiterkultur entsprechend, während die Institutionen stärker bürgerlich geprägte Bildungsinhalte vermitteln.

Aufgrund dieser unterschiedlichen Ausrichtung unterscheidet Zinnecker den Typus der straßenöffentlichen Sozialisation vom Typus der institutionellen Sozialisation (vgl. Zinnecker 1979: 732). Sehr vereinfacht wird auch vom ‚Drinnen'-Jugendlichen mit familiärer Orientierung und vom ‚Draußen'-Jugendlichen mit subkultureller Orientierung gesprochen (vgl. Müller 1983: 84). In eine ähnliche Richtung weist eine Unterscheidung zwischen raumstrukturiertem und zeitstrukturiertem Heranwachsen. Während die raumorientierte Lebensführung sich an Orten des Nahraums spontan entfalte, wird die zeitorientierte Lebensführung auf bestimmte Termine an spezifischen funktionellen Orten ausgerichtet beschrieben. Die jeweilige Orientierung werde durch die soziale Herkunft geprägt (vgl. May 2006: 81 ff.; Zeiher/ Zeiher 1994: 157 ff.). Auch wenn diese Unterteilungen recht holzschnittartig sind, so weisen sie doch auf milieuspezifisch angelegte Ausrichtungen hin.[9] In

[9] Eine ebenfalls sehr vereinfachte Zuordnung von Freizeitverhalten nach sozialer Herkunft wird in der 14. Shell-Jugendstudie vorgenommen: „Die Jugendlichen aus der Unterschicht weisen ein deutlich anderes Mus-

der Realität werden diese Typen oder Orientierungen vermutlich nicht in Reinform vorzufinden sein, sondern sich im Zusammenspiel mit dem räumlichen Angebot jeweils unterschiedlich ausprägen. Diesem näher nachzugehen ist ein Anliegen der vorliegenden Arbeit.

Die genannten Aspekte machen insgesamt plausibel, öffentliche Räume auch als Bildungsräume, Orte des Lernens und Erlebens aufzufassen. Zwar gelten Elternhaus und Schule als die primären Sozialisationsinstanzen, die den Entwicklungsprozess unterstützen und in die gesellschaftlich erwünschten Bahnen lenken sollen. Doch eine ebenfalls wichtige Rolle gar als ‚zentraler Sozialisationsfaktor' wird dem öffentlichen Freiraum zugemessen, „sowohl in der Form der stadtteilbezogenen Raumstruktur als auch in seiner phänomenologischen Ausprägung als Lebenswelt und in seiner interaktiv konstituierten Form als ‚Sozialraum'" (Baisch-Weber 2002: 39). Hinzu treten in Verbindung damit die Gleichaltrigengruppen, Jugendzentren und Vereine sowie neuerdings auch die Medien. Die Wohnstraße wird als Lernort hervorgehoben, der durch keinen anderen Ort der Öffentlichkeit ersetzt werden könne (vgl. Herlyn 1997: 246), auch nicht durch die Schule[10]. In seiner Bindung an Werte und Verhaltensweisen der Arbeiterkultur ist dieser Lernort jedoch bei Angehörigen anderer sozialer Milieus verpönt.

In das Fachgebiet der Jugendarbeit – traditionell eher mit den ‚schwierigen' Jugendlichen befasst – hat die explizite Beachtung öffentlicher Räume mit der Debatte um das Sozialraumkonzept[11] Einzug gehalten. Diese werden seit dem geradezu ins Zentrum der pädagogischen Arbeit mit Jugendlichen gerückt. Es wird ein Paradigmenwechsel von der Einzelfall- zur Sozialraumorientierung hervorgehoben (vgl. Deinet 2002 a: 25 f.). Doch was mit dem Begriff des Sozialraums gemeint wird, ist keineswegs eindeutig. Kritisiert wird eine einseitig territoriale Definition als lokale Nahräume, bestehend aus einzelnen, administrativ identifizierten Wohnarealen und ihren Bewohnergruppen (vgl. Reutlinger/ Kessl/ Maurer 2005: 11). Zunehmend ist nun die Tendenz, städtische Gebiete „nicht mehr in erster Linie als administrative Einheiten, sondern als Lebensräume mit jeweils komplexen Struk-

---

ter im Freizeitverhalten auf als die Jugendlichen aus der Oberschicht. Jugendliche aus der Unterschicht sind in ihrer Freizeit häufiger passiv im Verhalten. Fernsehen, Videos anschauen, Rumhängen und sich stylen sind dementsprechend häufiger anzutreffen. Jugendliche aus der Oberschicht hingegen sind häufiger sportlich aktiv, lesen Bücher, surfen im Internet und machen Kreatives und engagieren sich eher in Projekten und Initiativen" (vgl. Deutsche Shell 2002: 77 ff.). In dieser Einteilung in passives und aktives Verhalten schwingt eindeutig eine unzulässige Wertsetzung mit. Es erschließt sich dabei auch nicht, warum ‚stylen' ein passives Verhalten sein soll und nicht etwa als ‚kreativ' eingestuft wird.

[10] Von Zinnecker wird die Überlegung angeführt, dass der Kindheits- und Jugendort Schule den Jüngeren ein stückweit verlorenes Straßenterrain zurückgebe (vgl. Zinnecker 2001:100). Dies betrifft jedoch nur den Aspekt des Zusammentreffens mit Gleichaltrigen. Die räumliche Trennung von anderen Bereichen öffentlichen Lebens bedingt eine grundsätzlich andere Qualität.

[11] Im 1990 eingeführten Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) wird eine sozialräumlich ausgerichtete Analyse, Planung und Organisation von Leistungsangeboten gefordert und der Begriff der Lebensweltorientierung benutzt (vgl. Riege/ Schubert 2005: 7). Der Begriff des Sozialraums erfährt derzeit auch im Kontext von Stadtentwicklungsprogrammen wie dem Bund-Länder-Programm ‚Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt' und von sozialpolitischen Steuerungen mittels ‚Sozialraumbudgets' Konjunktur. In diesem Rahmen steht auch das vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) initiierte Progamm ‚Entwicklung und Chancen junger Menschen in sozialen Brennpunkten (E&C)'.

turen und funktionalen Verflechtungen zu betrachten“ (Riege/ Schubert 2005: 7). Verwiesen wird auch auf die Arbeiten von Pierre Bourdieu und ein entsprechendes Verständnis von Sozialraum als Ausdruck gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse (vgl. ebd.: 8 f.).

Was wird nun als pädagogischer Wert des Sozialraums für Jugendliche benannt? Die sozialräumlich orientierte Kinder- und Jugendarbeit sieht den öffentlichen Raum als ‚Aneignungsraum’, den es „rückzugewinnen und für möglichst viele Gruppen zu qualifizieren gilt“ (Deinet 2002 a: 15). Aneignung wird sozialpsychologisch als menschliche Verwirklichung und „subjektive aktive Gestaltung und Veränderung von Räumen und Territorien“ (Deinet/ Reutlinger 2004: 7) verstanden.[12] Im Zentrum dieses Konzeptes steht die tätige Auseinandersetzung des Individuums mit seiner Umwelt, d.h. mit der gegenständlichen und symbolischen Kultur (vgl. ebd.: 7 ff.).

„Der Begriff der *sozialräumlichen Aneignung* meint, dass Jugendliche und junge Erwachsene Chancen haben, sich so in ihre räumlich-soziale Umwelt einzubringen, dass sie sich in ihr erkennen, indem sie etwas bewirken können. Es geht darum, Selbstwert zu erlangen durch Wirkungen, die von einem ausgehen, also in der Umwelt sichtbar und anerkannt zu werden“ (Böhnisch 2002: 70, Hervorhebung im Original).

In dieser Betonung von aktivem Handeln und Tätigsein finden sich die von Hannah Arendt genannten Qualitäten öffentlicher Räume wieder, nämlich die Möglichkeit, dort über vortreffliches Handeln wahrgenommen zu werden und positive Wertschätzung zu erfahren (vgl. Arendt 1992 [1958]: 48, s. S. 20).

Nach der in Abschnitt 2.1 ausgeführten multidimensionalen Raumvorstellung entstehen Räume im Handeln. Dem entsprechend kann es keine ‚unangeeigneten’ Räume geben, insofern bereits die Wahrnehmung eine Form der Interpretation und damit Aneignung darstellt. In neueren, diese Raumkonzepte berücksichtigenden Interpretationen des Aneignungskonzeptes wird das aktive Handeln nicht nur auf konkrete gegenständliche Veränderungen bezogen. Hingewiesen wird darauf, dass es auch darum geht, Räume als solche zu konstituieren und Verbindungen unterschiedlicher Räume bzw. Raumebenen zu leisten. Damit sei das Aneignungskonzept mit den aktuellen Raumvorstellungen in der Soziologie vereinbar, insbesondere mit der von Löw herausgearbeiteten Raumherstellung (Spacing) (vgl. Deinet/ Reutlinger 2004: 9). Mit dem o.g. Aneignungsbegriff ist aber eine ganz bestimmte Ausprägung und Qualität von Aneignung gemeint, die über Wahrnehmung und auch über eine bestimmungsgemäße Nutzung hinausgeht, nämlich die aktive und positiv wirkende Raum*veränderung* durch die Nutzer/innen. Im Rahmen der hier durchgeführten theoretischen Erörterung stellt sich eher die Nähe des sozialpädagogischen Aneignungs-

[12] Das Aneignungskonzept geht auf die sogenannte kulturhistorische Schule der sowjetischen Psychologie zurück, die insbesondere mit den Namen Alexejew Nikolajew Leontjew verbunden ist (vgl. Harms/ Preissing/ Richtermeier 1985: 9 ff.; Reutlinger 2003: 42; Deinet 2002 b: 34 f.; Deinet/ Reutlinger 2004: 8).
In die gleiche Richtung weist der Aneignungsbegriff von Paul-Henry Chombart de Lauwe (1977), auf den sich Dorothee Obermaier (1980) bezieht (s. S. 7). Chombart de Lauwe hebt als Wesentlich die Herstellung sowohl von kognitiver als auch affektiver Vertrautheit hervor. Der Aneignungsgrad werde von dem Ausmaß der Möglichkeit zu unbehindertem Handeln bestimmt (vgl. Chombart de Lauwe 1977: 3).

konzeptes zu den von Löw beschriebenen gegenkulturellen Handlungen[13] heraus. Insgesamt bleibt in der Diskussion um Raumaneignung der problematische Aspekt des Ausschließens anderer Nutzergruppen, d.h. der Aneignung im Sinne von Enteignung, unterbelichtet.

Öffentliche Räume werden in dem Diskurs um Aneignung und Sozialräume als Orte informellen Lernens gesehen. Dort sei der Erwerb von Kompetenzen möglich, die aus informellen Lernformen an nicht-institutionellen Lernorten hervorgehen (vgl. ebd.: 10). Bildung wird im Rahmen des Aneignungskonzeptes nicht als Erwerb abrufbarer Wissensinhalte verstanden, sondern es geht darum, Distanz zu bisherigen Gewissheiten zu erlangen und offen für neue Erfahrungen zu sein. Das Bildungspotenzial von öffentlichen Räumen liegt demnach in der Möglichkeit zum Rückzug vom Alltagsleben (Räume der Ruhe und Nachdenklichkeit), in der Möglichkeit, dort Gegenkulturen mit anderen Normen, Regeln und Beziehungsmustern zu etablieren (gegenkulturelle Räume); in der Möglichkeit zu Begegnungen einander fremder Menschen und Gruppen (Begegnungsräume), sowie in der Möglichkeit der räumlichen Distanzierung durch Verlassen räumlicher Bindungen (vgl. Scherr 2004: 169ff.). Dieser Bildungsbegriff zielt auf die besonderen Potenziale informellen Lernen bzw. Erfahrungslernens. Das Klientel sozialpädagogischer Jugendangebote entstammt zumeist den sogenannten bildungsfernen Schichten, wobei hier die klassische, hochkulturelle Bildung gemeint ist. In Jugendarbeit und Jugendhilfe wird an informellen Lernweisen angeknüpft, womit dann ein erleichterter Zugang auch zu formellen Bildungsabschlüssen erreicht werden soll.

2.2.4 Ein kontinuierliches Modell öffentlicher Räume

Als wesentliche Ideale öffentlicher Räume wurden deren Potenziale für gesellschaftliche Integration, Emanzipation, Bildung und Herrschaftskontrolle herausgearbeitet. Dieses Idealbild ist an den abstrakten Öffentlichkeitsbegriff geknüpft. Im Hinblick auf konkrete Orte zeigt sich jedoch, dass hier Öffentlichkeit nicht gleich Öffentlichkeit ist und es *den* öffentlichen Raum nicht gibt. Als klassischer öffentlicher Ort gilt der Marktplatz. Aber auch ein brach gefallener Ort ist prinzipiell jedem zugänglich, also ebenfalls öffentlich, ebenso wie ein Stadtwald usw. Es besteht eine Vielfalt unterschiedlicher öffentlicher Räume und daher ist für die Untersuchung eine Differenzierung notwendig. Hierzu wird in diesem Abschnitt unter Bezug auf vorliegende Unterteilungen ein Modell entwickelt.

[13] Löw bezeichnet in sehr weiter Weise alles Handeln als gegenkulturell, wenn es sich gegen institutionalisierte (An)Ordnungen richtet (vgl. Löw 2001: 185). Damit wäre jedes unkonventionelle Handeln gleichfalls gegenkulturell. Zum allgemeinen Begriff der Gegenkultur gehört jedoch ein Maß bewusster Opposition und eine Orientierung an einer anderen Kultur oder anderen Idealen (vgl. z.B. die Beschreibung der Gegen-Schulkultur bei Willis 1982).

Um das Spektrum unterschiedlicher Orte unter dem Oberthema ‚öffentlich' erfassen zu können, ist das Kriterium der freien Zugänglichkeit spezifiziert und erweitert worden. Hier kommen die eingangs diskutierten Raumdimensionen ins Spiel, denn die Zugänglichkeit wird zwar primär durch rechtliche Regelungen und Besitzverhältnisse gesteuert, doch auch soziale Kriterien der Nutzungsweise prägen den Öffentlichkeitscharakter von Räumen. Von öffentlichen Räumen werden daher teilöffentliche[14] sowie halböffentliche Räume abgegrenzt (vgl. Herlyn 2002: 118).

Teilöffentliche Räume sind bestimmten Gruppen oder Aufgaben vorbehalten. Hierzu gehören z.B. Spielplätze, die nur Kindern bis zu einem bestimmten Alter und den dazugehörigen Aufsichtspersonen zugänglich sind, ebenso wie Krankenhauskomplexe oder Friedhöfe. Sie werden auch als „bedingt öffentliche Räume" (Breuer 2003: 5) bezeichnet, denn sie sind nicht ohne Bedingung zugänglich. Zu solchen Bedingungen zählen neben Alterseinschränkungen auch Eintrittsgelder, z.B. bei kommunalen Gartenanlagen.

Der Begriff der Halböffentlichkeit bezieht sich nicht auf solche expliziten Regelungen, sondern auf die konkrete soziale Zusammensetzung vor Ort. Halböffentliche Orte kennzeichnet eine herabgesetzte Anonymität, weil sich die anwesenden Personen aufgrund alltäglicher Begegnungen situativ kennen. Dies ist z.B. häufig bei Räumen im Wohnumfeld der Fall oder zu täglich wiederkehrenden Zeiten an der Bushaltestelle (vgl. Herlyn 2002: 118). Eindeutige Zuordnungen konkreter Orte sind jedoch schwierig, denn die an der sozialen Zusammensetzung festgemachten Öffentlichkeitsgrade können im Tagesverlauf wechseln. Außerdem gibt es eine Vielzahl an Übergangsformen, so dass unklar ist, wo Öffentlichkeit ‚halb' oder ‚ganz' besteht (vgl. Selle 2002: 36). Am Beispiel von Stadtplätzen zeigt das folgende Zitat quasi ein Gefälle an Öffentlichkeit auf.

„Auf der einen Seite weisen auch öffentliche Räume Stufen der Öffentlichkeit auf: Der ‚Kurfürstendamm' ist ‚öffentlicher', also für mehr Personen zugänglich oder bekannt und für alle Formen des Aufenthalts geeigneter als das ‚Kottbusser Tor'; dies ist wiederum ‚öffentlicher' als das ‚Schlesische Tor', das wiederum ‚öffentlicher' ist als der ‚Heinrichplatz' oder der ‚Oranienplatz'. Heinrichplatz und Oranienplatz sind zwar auch öffentliche Plätze, sie werden aber hauptsächlich als hausnahe Aufenthaltsmöglichkeit erlebt und genutzt. Zudem werden auch innerhalb aller öffentlichen Räume halböffentliche und halbprivate ‚Nutzungsinseln' vorgefunden" (Sachs-Pfeiffer 1983: 33).

In den (frei)raumplanenden Disziplinen – deren Gegenstand die öffentlichen Räume sind – wurden unterschiedliche begriffliche Differenzierungen vorgenommen und teilweise elaborierte Raumtypologien entwickelt. Als neueres Beispiel sei die Begriffsdefinition von Klaus Selle genannt. Es handelt sich dabei um den Versuch, die reale Komplexität vorfindbarer Räume aufzugreifen und zu systematisieren.

[14] Bezogen auf Freiräume werden auch von öffentlich oder privat nutzbaren die kollektiv nutzbaren Freiräume unterschieden (vgl. Herlyn/ Poblotzki 1992: 11). Außerdem findet sich die Bezeichnung ‚spezialisierter Raum' für Spiel-, Bolz-, Sportplätze und Jugendzentren (vgl. Freudenau/ Rabe/ Reutter 2004: 66). Beide Formulierungen haben ebenso Abgrenzungsprobleme wie die Begriffe Teil- oder Halböffentlichkeit.

Selle differenziert vier Dimensionen[15], auf denen sich ein konkreter Ort zwischen den Polen privat und öffentlich einordnen lässt: 1) Die Herstellungsdimension (Produktion), auf der erfasst wird, wer den Raum geplant hat und wer den Bau und die Einrichtung finanzierte. Auf dieser Dimension lassen sich die Gestaltungsabsichten verorten. 2) Die eigentumsrechtliche Dimension, auf der sich zeigt, wer die aktuellen Verfügungsrechte und Entscheidungsbefugnisse inne hat. 3) Die Regulierungsdimension, die sich darauf bezieht, wer tatsächlich die Raumnutzung selektiert und kontrolliert. Dies kann formal geregelt sein, sich aber auch durch die faktische ‚Inbesitznahme' durch eine bestimmte Gruppe ergeben. 4) Die Nutzungsdimension, oder der ‚Sozialcharakter' eines Raums, auf der sich ausprägt, welche Nutzbarkeit ein Raum vermittelt und wie diese Nutzbarkeit in konkretes Verhalten umgesetzt wird (vgl. Selle 2002: 38 f.).

Die Komplexität des Öffentlichkeitscharakters von Räumen zeigt sich darin, dass konkrete Orte bezogen auf diese vier Dimensionen durchaus unterschiedlich zwischen den Polen privat und öffentlich angesiedelt sind. So gibt es privat produzierte, in privatem Besitz befindliche und privat kontrollierte Räume, die öffentlich zugänglich sind und als öffentlich nutzbare Räume erlebt und genutzt werden (z.B. Einkaufspassagen). Außerdem können innerhalb der Dimensionen Überschneidungen auftreten, z.B. im Falle von Public-Private-Partnerships. Um die Spezifika eines Raums aufzuzeigen schlägt Selle vor, anhand der vier Dimensionen jeweils ein Polaritätsprofil zu erstellen. Deutlich wird die Vielzahl möglicher Konstellationen, die der „Sammelbegriff ‚öffentlicher Raum'" (ebd.: 40) zusammenfasst (vgl. ebd.: 37 ff.).

Mit der von Selle vorgeschlagenen Systematik lassen sich öffentliche Räume sehr fein hinsichtlich ihres aktuellen Öffentlichkeitsgrades oder besser Öffentlichkeitscharakters unterscheiden. Im Rahmen der Stadtplanung ist dies durchaus sinnvoll, doch für die hier angestrebte Analyse der Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher erscheint dieses Verfahren zu diffizil. Aufgegriffen wird die Auffächerung in abgestufte Grade von Öffentlichkeit. Die Räume der nachfolgend untersuchten Großwohnsiedlung werden also danach unterschieden, ob sie einen eher hohen Öffentlichkeitsgrad aufweisen oder ob dieser sich eher eingeschränkt darstellt. In diese Abstufung sollen die von Selle genannten Dimensionen eingehen, weshalb von einer kontinuierlichen und keiner kategorialen Einteilung ausgegangen wird. Der jeweilige Öffentlichkeitsgrad eines Ortes hängt von der Zugänglichkeit, den Eigentumsverhältnissen und der Nutzungsweise ab. Als öffentliche Räume werden alle öffentlich nutzbaren Räume einbezogen, also die Orte des untersuchten Stadtteils, die Jugendlichen prinzipiell offen stehen.

[15] Eine ähnliche Unterscheidung von Dimensionen findet sich in einem Text von Walter Siebel. Dort werden fünf Dimensionen genannt: die soziale, die funktionale, die juristische, die materiell/symbolische und die normative Dimension (vgl. Siebel 2004: 14 f.). Dabei handelt es sich um eine abstrakte kategoriale Einteilung entlang der Dichotomie von Öffentlichkeit und Privatheit, während es bei Selle um die Erfassung konkreter Orte im Spektrum unterschiedlicher Öffentlichkeitscharaktere geht.

Außer unterschiedlichen Graden an Öffentlichkeit lassen sich unterschiedliche Funktionen und Ausrichtungen öffentlicher Räume beschreiben. Der öffentliche Raum ist funktional vieldeutig und es bestehen zu gleicher Zeit widersprüchliche Ansprüche der Öffentlichkeit an den Stadtraum (vgl. Schneider 2002: 246). Für die unterschiedlichen Bedürfnisse werden öffentliche Räume teilweise gezielt hergerichtet und ausgestattet. Im Hinblick auf die gestalterischen Absichten und die Nutzungsweisen lassen sich unterschiedliche ‚Raumtypen' abgrenzen, z.B. Plätze oder Grünanlagen.

Eine Typologie, die nicht nur nach Funktion oder räumlich-baulichen Merkmalen differenziert, wurde von Herbert Schubert entwickelt. Auf der Grundlage „einer integrierten Betrachtung von historischen Entwicklungsprozessen der Räumlichkeit, der Gestaltung des physikalischen Raumes und der den öffentlichen Raum erzeugenden sozialen Figurationen" (Schubert 2000 a: 21) kommt Schubert zu einer Unterscheidung von zwölf „Settings gelebter öffentlicher Räume" (ebd.: 21). Sie umfassen nicht nur die geläufigen Freiraumtypen (vgl. u.a. von Seggern/ Erler 1988: 14), sondern auch Innenräume von öffentlichen Verkehrsmitteln, Bürgerforen oder die virtuelle Stadtöffentlichkeit im Internet (vgl. die tabellarische Übersicht in Schubert 2000 a: 22; 2000 b: 60).[16]

Eine etwas gröbere Unterteilung wandte Ursula Nissen an, die sich mit den Raumnutzungsweisen von Kindern beschäftigte. Nissen bezog sich auf die o.g. Prozesse der Verhäuslichung und Institutionalisierung. Sie differenzierte zwischen öffentlichen Freiräumen (Grünflächen, Parks, Spielplätze, Straßenräume) und öffentlich zugänglichen verhäuslichten Räumen (Kaufhäuser, U-Bahnhöfe) auf der einen Seite und institutionalisierten öffentlichen Räumen (Sportanlagen, Vereine, Ballett- und Musikschulen, Schulräume, Kirchenräume) auf der anderen Seite. Zwischen diesen beiden Teilräumen unterscheiden sich laut Nissen die jeweils angeeigneten Inhalte und die Aneignungsformen deutlich. Daher handele es sich um unterschiedliche Ausprägungen von Öffentlichkeit (vgl. Nissen 1998: 170).

Mittels raumtypologischer Kategorien lassen sich unterschiedliche Gestaltungen und Nutzungsvorgaben öffentlicher Räume analytisch voneinander trennen. Je nach Untersuchungsblickwinkel sind die Typologien unterschiedlich differenziert ausgearbeitet. Für die hier im Vordergrund stehende Fragestellung und die nachfolgende kleinräumige Untersuchung genügt eine relativ grobe raumtypologische Einteilung. Es wäre kontraproduktiv, die herauszuarbeitende Perspektive der Jugendlichen bereits vorab durch ein feines typologisches Raster zu sortieren. Entsprechend des hier vertretenen Raumverständnisses muss weitgehende Offenheit für die Raumdefinitionen der benachteiligten Jugendlichen beste-

[16] In der Untersuchung der Raumnutzungsweisen Jugendlicher, deren Ergebnisse in Kapitel 7 vergleichend herangezogen werden, sind ausgehend von dieser Typologie sechs Raumtypen definiert worden: Grünanlagen, Stadtplätze, Straßen, Wohnumfelder, Brachen und Infrastruktureinrichtungen (vgl. Herlyn/ von Seggern/ Heinzelmann/ Karow 2003: 21 ff.; s.a. Kapitel 4.2.3).

hen bleiben. Dabei sind allerdings die an bestimmte räumliche Figurationen geknüpften gesellschaftlichen Erwartungen zu beachten.

Für die Fragestellung dieser Arbeit sind zwei Aspekte besonders wichtig: erstens, ob die Raumhandlungen sich in ‚verhäuslichten' Räumen oder in Freiräumen abspielen und zweitens, ob starke institutionelle Vorgaben oder mehr ‚Freiheitsgrade' für alternative Nutzungsweisen bestehen. Die in der vorliegenden Arbeit verwendete analytische Raumdifferenzierung knüpft daher zunächst an der Einteilung von Ursula Nissen (1998) an. Aufgegriffen wird die Unterscheidung zwischen Freiräumen und institutionalisierten Räumen. Die Art der sozialen Kontrolle und die Zugangsregelungen (z.B. pädagogische Betreuung, Öffnungszeiten) sind bei Institutionen gänzliche andere als in Freiräumen, die – wie es im Namen anklingt – viel mehr Freiheitsgrade aufweisen. Zudem wurde bezüglich der Lernpotenziale deutlich, dass jeweils unterschiedliche Bildungsebenen und damit verbunden unterschiedliche soziale Milieus angesprochen werden. Abweichend von der Einteilung bei Ursula Nissen werden die öffentlich zugänglichen verhäuslichten Räume mit den institutionellen Räumen zusammengefasst. Nicht-institutionelle verhäuslichte öffentliche Räume unterscheiden sich von institutionellen Räumen nur graduell, nicht kategorial. In Geschäften und Restaurationsbetrieben sind gleichermaßen Öffnungszeiten einzuhalten, wenn sie auch weniger eng gesteckt sind als beispielsweise Vereinstrainingszeiten. Zugangsschwellen bestehen ebenfalls durch mehr oder weniger ausgeprägten Konsumzwang. Lediglich im Fall von U-Bahnhöfen wäre eine systematische Nähe zu öffentlichen Freiräumen festzustellen.

In die hier zugrunde gelegte Raumdifferenzierung gehen bauliche wie sozial-normative Merkmale ein. Auf der baulichen Ebene stehen sich Gebäude und Freiräume bzw. Innen- und Außenräume gegenüber. Hieran werden jeweils besondere sozial-normative Ausprägungen geknüpft. In der vorangegangenen Diskussion von Verhäuslichungs- und Institutionalisierungsprozessen wurde deutlich, dass an verhäuslichte Räume und an Außenräume jeweils unterschiedliche soziale Normen mehr oder minder eng gekoppelt sind. Soziale Handlungsnormen werden in institutionellen Innenräumen formeller und enger gefasst. Freiräume sind stärker, aber nicht völlig nutzungsoffen. Auch hier sind bestimmte Nutzungsformen vorgesehen und gestalterisch ‚eingeräumt'; es existieren kulturelle Muster zu ihrem Gebrauch (vgl. u.a. Tessin 2004: 41 ff.). Doch diese Nutzungsvorgaben und Beschränkungen sind nicht in vergleichbarer Weise präsent und durchsetzbar. In Innenräumen sind erwachsene Autoritätspersonen anwesend und zuständig, die betreuen, anleiten, verkaufen, bedienen und somit auch kontrollieren. Dagegen müssen sich die in Freiräumen evtl. anwesenden weiteren Personen erst situativ und individuell entscheiden, ob sie die Rolle von „Raumwärtern" (Harms/ Preissing / Richtermeier 1985: 372) einnehmen wollen, es sei denn, es handelt sich um zuständiges Ordnungspersonal.

Ausgegangen wird im Folgenden von einer Differenzierung zwischen Gebäude-Räumen und Freiräumen, mit der der Grad der Nutzungsoffenheit bzw. Formalisierung – zwar nicht deckungsgleich, aber mit eindeutiger Tendenz – einhergeht. Diese Differenzierung ist zunächst abstrakt und, wie die Unterscheidung nach Öffentlichkeitsgraden, in Bezug auf konkrete Orte als kontinuierliche zu verstehen. Sie verläuft zwischen den Polen ‚institutionelle Innenräume' und ‚informelle Außenräume'. Dazwischen liegen vielfältige Abstufungen und Annäherungen. Auf der baulichen Ebene stellen z.B. Außengastronomie oder Freibäder quasi „Zwittertypen (...) zwischen Freiräumen und Gebäuderäumen" (von Seggern 2000: 312) dar. Ebenso gibt es institutionelle Räume mit relativ hohen Freiheitsgraden (z.B. das ‚offene Tür'-Angebot von Jugendeinrichtungen) und Freiräume mit starken Nutzungsvorgaben (z.B. Bolzplätze). In diesem Zwischenbereich lassen sich Räume anhand ihrer jeweiligen Ausprägung vor Ort einordnen. Beispielsweise wird erst anhand einer konkreten, spezifisch gestalteten und genutzten Grünanlage zu entscheiden sein, welcher Öffentlichkeitsgrad hier zum Tragen kommt und wie stark formalisiert sich dieser Ort darstellt (s. die hier erarbeitete Einteilung in Darstellung 10, S. 166). Die untersuchungsleitende Differenzierung gibt Darstellung 1 zusammenfassend an:

Darstellung 1: Unterteilung öffentlicher Räume nach baulich-sozial-normativer Struktur

Freiräume mit hohem Öffentlichkeitsgrad (Stadtteilplatz, Straßenräume und Haltestellen, Grünanlagen, Gewässerufer, etc.)	**Gebäude-Infrastrukturen mit hohem Öffentlichkeitsgrad** (Geschäft, Café, Restaurant, Stadtteilforum, Kulturzentrum, Bücherei, etc.)
Freiräume mit eingeschränktem Öffentlichkeitsgrad (Spielplatz, Bolzplatz, direktes Wohnumfeld, Hinterhof, hausnaher Platz, etc.)	**Gebäude-Infrastrukturen mit eingeschränktem Öffentlichkeitsgrad** (Schule, Verein, Kirche, Jugendzentrum, Spielpark, Fitnessstudio, etc.)

Quelle: eigene Untersuchung

Da von kontinuierlichen Raumkonstellationen ausgegangen wird, ist diese Unterscheidung nicht als eine trennscharfe, sondern als eine graduelle Orientierung zu verstehen. Die genannten vier ‚Raummuster' können als eine Art Vierfeldertafel vorgestellt werden, in der die Möglichkeit von Zwischenpositionen nicht ausgeschlossen ist.

Private Räume (Wohnungen) werden in die Untersuchung einbezogen, stehen aber nicht im Zentrum des Forschungsinteresses. Sie werden als Räume betrachtet, die mit ihren spezifischen Qualitäten und Anforderungen mit den öffentlichen Räumen quasi um die Freizeit der Jugendlichen konkurrieren. Aspekte des Privaten bleiben jedoch nicht ausschließlich auf den Wohnungsbereich beschränkt. Da nicht von einer undurchlässigen dichotomen

Konstruktion, sondern von einem dialektischen Verhältnis ausgegangen wird, ist der Blick offen zu halten für Komponenten der privaten Sphäre, die auch in öffentlichen Räumen vorzufinden sind.

Die Analyse der Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher erfolgt also in Bezug auf ein theoriegeleitetes Raster, in das die relevanten lokalen Orte hierarchisiert nach Öffentlichkeitsgrad und aufgefächert nach ihrer baulich-sozialen Offenheit eingeordnet werden. Diese Räume sind nicht nur isoliert für sich zu untersuchen, sondern auch in ihrem räumlichen Zusammenspiel. Im Hinblick auf die Urbanitätsthese sind insbesondere Raumkonstellationen zu beachten, in denen Verbindungen zwischen Räumen mit hohen Öffentlichkeitsgraden und mit stark herabgesetzter Öffentlichkeit bestehen.

3. Untersuchungsfokus: Großwohnsiedlungen und die benachteiligten Jugendlichen

Die theoretischen Ansätze zum Verständnis von Raum und zum Thema Öffentlichkeit sind der gedankliche Hintergrund, vor dem sich nun einem konkreten Raumtyp und der dortigen lokalen Öffentlichkeit zugewandt wird. In diesem Kapitel wird eingangs auf die theoretischen Debatten über westdeutsche Großwohnsiedlungen Bezug genommen, um zu klären, welche Besonderheiten die öffentlichen Räume hier aufweisen und um das Problemfeld aufzuzeigen, in dem sich die lokalen Konflikte bewegen (Abschnitt 3.1). Danach wird sich der Untersuchungsgruppe der benachteiligten Jugendlichen zunächst mit einer Betrachtung der Anforderungen und Besonderheiten der Entwicklungsphase ‚Jugend' genähert (Abschnitt 3.2). Die vorliegenden Befunde zur Beschaffenheit und Eignung von Großwohnsiedlungen hinsichtlich der Lebensweisen und Nutzungsansprüche Jugendlicher werden in Abschnitt 3.3 genannt. Da die besondere Bevölkerungsstruktur einen wesentlichen problematischen Aspekt dieses Quartiertyps darstellt, wird ihr ein eigener Abschnitt gewidmet (3.4). In diesem Abschnitt wird die Entwicklung der Zusammensetzung der Bewohnerschaft von Großsiedlungen nachgezeichnet und hinsichtlich benachteiligender Wirkungen diskutiert. Zum Abschluss dieser Auseinandersetzung wird der hier gewählte Terminus ‚benachteiligte Jugendliche' erläutert.

3.1 Öffentliche Räume im Siedlungstyp Großwohnsiedlung

Als Großsiedlungen werden Wohngebiete mit 2.500 und mehr Wohnungen definiert, die eine einheitliche städtebauliche Konzeption aufweisen und nach dem Zweiten Weltkrieg erbaut wurden (vgl. Fuhrich/ Mannert 1994: 569 ff.). Hinzu kommt ein in der Regel hoher Anteil an Sozialwohnungen (vgl. Jessen 1998: 104). Laut dem Großsiedlungsbericht der Bundesregierung (1994) gibt es in Deutschland 239 Großwohnsiedlungen, davon 95 in den westdeutschen und 144 in den ostdeutschen Bundesländern. Die folgende Darstellung bezieht sich allein auf den Entwicklungszusammenhang der Großwohnsiedlungen im alten Bundesgebiet, da eine westdeutsche Großwohnsiedlung (Hannover-Vahrenheide) im Zentrum der anschließenden Untersuchung steht.[17]

Großwohnsiedlungen wurden in einer Phase großer Wohnungsnot unter der Maxime von Funktionalität und Modernität errichtet. Aufgrund der „höchst problematischen Rangordnung der Dringlichkeiten" (Zapf 1969: 253) wurde die Einrichtung von Infrastruktur, sowohl zur Versorgung mit Konsumgütern als auch im soziokulturellen Bereich, vernachlässigt. Das städtebauliche Grün geriet meist zur bloßen Dekoration der notwendigen Abstandsflächen zwischen den Gebäuden (vgl. Becker 1977: 24). Aufgrund erneuter konjunk-

[17] Hannemann (1998) bietet einen zusammenfassenden Überblick über die Entstehungshintergründe, Besonderheiten und Entwicklungsrichtungen der „DDR-spezifischen Großsiedlungen" (Hannemann 1998: 91).

tureller Wohnungsknappheit durch den Zuzug von Arbeitsmigrant/innen wurden die städtebaulichen Entwürfe in den 1970er Jahren häufig noch nachverdichtet. Dies geschah entsprechend der städtebaulichen Hinwendung zum Leitbild ‚Urbanität durch Dichte' bzw. ‚high rise – high density'. Im Zuge anschließender Überversorgung wurden die anvisierten Wohnungszahlen in den 1980er Jahren wieder reduziert und zahlreiche Großsiedlungen nicht wie ursprünglich geplant vollendet (vgl. Fuhrich/ Mannert 1994: 574). Da viele Großwohnsiedlungen in kleinerem Maßstab als gedacht realisiert wurden, kamen zu der verzögerten Einrichtung lokaler Infrastruktur Unsicherheiten über Art und Ausmaß des tatsächlichen Bedarfs hinzu. Die Infrastruktureinrichtungen wurden letztlich nicht entlang der Gesamtplanung erstellt, sondern orientiert daran, was „als dringendster Nachholbedarf von den Bewohnern reklamiert und als von ihnen selbst ‚erkämpft' auch ‚angenommen' wurde" (Durth/ Hamacher 1978: 27). Da die Wohnungsbaugesellschaften zumeist wenig in diese Stadtteile investierten, verfiel die bauliche Substanz zusehends.

Aufgrund der baulichen und infrastrukturellen Mängel und auffallender sozialer Probleme, die am Beispiel des Untersuchungsraums noch eingehend spezifiziert werden (s. Kapitel 5), gerieten die Großwohnsiedlungen schon bald in Verruf. Kritisiert wurden sie insbesondere wegen der sozialen Auswirkungen der monofunktionalen Bauweise und der hohen Quote von Belegrechtswohnungen. Sie galten fortan als „Symbol für ‚inhumanen Städtebau', (..) als beklagenswertes Zeugnis stadtplanerischer Hybris, als Produkt eines rücksichtslosen Bauwirtschaftsfunktionalismus und als Beleg wohnungspolitischen Versagens" (Jessen 1998: 111).

1979 wurde die ‚monofunktionale Wohnsiedlung' als einer von drei Siedlungstypen[18] vom Deutschen Städtetag zu den problembelasteten städtischen Räumen gezählt und mit dem Label ‚sozialer Brennpunkt' versehen (vgl. Froessler u.a. 1996: 54 f.). Dabei handelte es sich der Definition nach um „Wohngebiete, in denen Faktoren, die die Lebensbedingungen ihrer Bewohner und insbesondere die Entwicklungschancen von Kindern und Jugendlichen negativ bestimmen, gehäuft auftreten" (Deutscher Städtetag 1979: 12). Kritisch wurde hierzu angemerkt, dass die beeinträchtigenden Faktoren nicht näher spezifiziert wurden, letztlich aber Armutsindikatoren wie Sozialhilfebezug, hoher Ausländeranteil und schlecht ausgestattete Wohnungen herangezogen wurden. Damit folge die Definition einem Determinismus, „der diesen Gebieten alle Formen sozialer Abweichung zuschreibt, vor dem sich die Bürgerlichkeit fürchtet" (Dangschat 1998 b: 124).

Im Rahmen von Nachbesserungskonzepten wurden bautechnische Sanierungen, städtebauliche Korrekturen, organisatorische Erneuerungen und soziale Programme durchgeführt (vgl. Jessen 1998: 112). Problematisch blieben viele dieser Quartiere dennoch. In einer 1997 in neunzehn westdeutschen Großwohnsiedlungen durchgeführten Studie kamen die

[18] Die anderen beiden Siedlungstypen sind Obdachlosengebiete und Sanierungsgebiete der inneren Stadt.

Autor/innen zu dem Schluss, die Bezeichnung ‚Überforderte Nachbarschaften' sei für diesen Siedlungstyp angemessen (vgl. Krings-Heckemeier/ Pfeiffer 1998: 24).

1999, als die Gebietsauswahl für das Bund-Länder-Programm ‚Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Die Soziale Stadt' begann, stellten Großwohnsiedlungen – zusammengefasst als überwiegend industriell gefertigte Neubausiedlungen der 1960er bis 1980er Jahre – eines der zwei besonders betroffenen Quartierstypen mit „hoher Problemdichte" (Becker u.a. 2002: 19) dar. Mit 44 Prozent macht dieser Siedlungstypus fast die Hälfte der in das Programm aufgenommenen Gebiete aus (vgl. ebd.: 19). Das Programm basiert auf Leitvorstellungen von einer Stadt der sozialen Integration und richtet sich gegen die wachsende sozialräumliche Spaltung der Städte (vgl. Becker 2000, S. 139).[19] Als Komplementär- oder Partnerprogramm war die Programmplattform ‚Entwicklung und Chancen junger Menschen in sozialen Brennpunkten' (E&C) beigeordnet; die Gebiete der ‚Sozialen Stadt' waren gleichzeitig, neben weiteren Standorten im ländlichen Raum, Programmgebiete von ‚E&C'.[20] Im Zusammenhang dieser politischen Maßnahmen wurden die Programmgebiete auch als ‚benachteiligte Stadtteile' bezeichnet.[21]

Großwohnsiedlungen wurden u.a. mit den Etiketten ‚sozialer Brennpunkt' und ‚Stadtteil mit besonderem Entwicklungsbedarf' als problembelastete Räume kenntlich gemacht. In diesen sind die Entwicklungsbedingungen von Jugendlichen beeinträchtigt und es mangelt an sozialer Integration. Der Frage, inwieweit dies mit der Konstellation und Spezifik der öffentlichen Räume zusammenhängt, wird im weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit nachgegangen.

Öffentliche Räume, gefasst als frei zugängliche, öffentlich nutzbare Räume, sind in der Großwohnsiedlung durchaus vorhanden. Da es sich um Wohnquartiere meist in Stadtrandlage handelt, ist der ‚Öffentlichkeitslevel' insgesamt gegenüber zentralen Citybereichen etwas herabgesetzt. Dennoch verliert die Situation in städtischen Wohnquartieren nicht grundsätzlich ihren urbanen Charakter. Sie hat „nichts mit der Dorflinde im vorindustriel-

---

[19] Ziel des vom Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen aufgelegten Programms ist eine zukunftsfähige Entwicklung in den Quartieren mit besonderem Entwicklungsbedarf. Dieses Ziel wird in drei übergeordneten Handlungsfeldern verfolgt, die sich auf Verbesserung der physischen Wohn- und Lebensbedingungen, auf Verbesserung der individuellen Lebenschancen sowie auf Integration und Vernetzung beziehen (vgl. Böhme u.a. 2003: 99; s.a. den Bericht der Programmbegleitung: Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.) 2003).

[20] In dem vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend initiierten Programm wurden kinder- und jugendhilfespezifische Prioritäten gesetzt, „um die Lebensbedingungen und Chancen von Kindern und Jugendlichen zu verbessern, den Niedergang von Stadtteilen und ländlichen Regionen aufzuhalten und nachhaltige Entwicklungen anzustoßen" (BMFSFJ 2001: 3). Die Programmplattform wurde von 2000 bis 2006 umgesetzt. Sie umfasste sieben Programmschwerpunkte, wozu u.a. berufliche Maßnahmen, wie das Freiwillige Soziale Trainingsjahr; die Orientierung auf die Ressourcen der Jugendlichen und deren gezielte Einbeziehung in Sport, Kultur, Politik und Gesellschaft; die Schaffung eines interkulturellen Netzwerkes und die Förderung lokaler Aktionspläne gegen Gewalt, Rechtsextremismus und Fremdenhass gehörten (vgl. ebd.: 5 ff.).

[21] So z.B. in der auf einer europäischen Fachkonferenz entwickelten Erklärung zum ‚Berlin-Prozess/ die soziale Stadt für Kinder und Jugendliche' (BMFSFJ 2004).

len Dorf zu tun“ (Bahrdt 1973: 118). Der Stadtteil wird sogar als „der eigentliche Ort städtischen Lebens“ (Häußermann/ Siebel 1987: 244) bezeichnet. Hier gibt es zwar nicht die klassischen Orte städtischer Öffentlichkeit, dennoch ist ein Stadtteil immer auch eine Art Stadt im Kleinformat, mit ähnlich strukturierten Raumtypen.

„‚Öffentlichkeit’ bedeutet nicht immer ‚flutendes Leben’ oder gar ‚kosmopolitische Urbanität’ . Das Wohnquartier ist der Ort für eine kleinräumige, beschauliche Öffentlichkeit des Alltags, die weniger Überraschungen und Faszinationen bietet als die öffentliche Sphäre der City. Die Quartiersöffentlichkeit wirkt in einer spezifischen Weise vertraut und anheimelnd, ist aber wie jede städtische Öffentlichkeit durch ein Überwiegen von Anonymität und durch das Offensein für eine beliebige Mischung von Funktionen heterogener Art gekennzeichnet, als auch durch die Freiheit der Individuen zu Kontaktaufnahme und Distanz“ (Bahrdt 1973: 114).

Des Weiteren wird betont, dass die Beachtung der öffentlichen Räume gerade in Wohnquartieren wichtig sei, weil Öffentlichkeit, als ein Teil der Stadtkultur, dort seinen Ausgang nähme. Daher müsse bereits dort die Möglichkeit zu Vielfalt, Begegnung und Integration gewährleistet sein (vgl. Schäfers 2003: 18). Gerade in Wohnsiedlungen könne das „soziale Geflecht im Medium der Öffentlichkeit“ (Herlyn 2002: 117) die soziale Stabilität garantieren und „damit ein Bollwerk gegen ihre Erodierung“ (ebd.: 117) sein. Der Anspruch an die Wirkungsweisen öffentlicher Räume wird also sogar in besonderem Maße auf Wohnquartiere bezogen.

Die Großwohnsiedlung stellt allerdings eine extreme Ausprägung eines Wohnquartiers dar. Hier erscheinen die öffentlichen Räume in spezifischer Weise defizitär. Die im vorangegangenen Kapitel dargelegten bedeutsamen Aspekte des öffentlichen Raums sind in der Großwohnsiedlung nur teilweise bzw. in eingeschränkter Form vorhanden. Diese Stadtteile sind in hohem Maße von der monofunktionalen Ausrichtung auf das Wohnen geprägt. Es gibt in diesen Quartieren kaum Arbeitsstätten und damit fehlt die ‚urbane’ Komponente der Überschneidung unterschiedlicher Lebenszusammenhänge. Die Freiräume sind gleichförmig, haben kaum Erlebnisqualitäten, bieten keinen Raum für Überraschendes. Zudem ist die Bewohnerschaft, die in der Großwohnsiedlung aufeinander trifft, nicht so heterogen, wie es in den Konzepten zur Öffentlichkeit beschrieben wird, sondern weist sozialstrukturelle Einseitigkeiten auf (s. dazu genauer Abschnitt 3.4). Gesprochen wird denn auch von „Öffentlichkeitsverlust“ (Herlyn 1987 b: 123) und einer daraus resultierenden „Privatisierung der Lebensweise“ (ebd.: 123) in Großwohnsiedlungen.

Diese besonderen Einschränkungen der urbanen Qualitäten in den öffentlichen Räumen der Großwohnsiedlung sind in der vorliegenden Untersuchung zentral. Entsprechend des dargelegten theoretischen Raumverständnisses ist hier herauszuarbeiten, welche Art von Räumen die benachteiligten Jugendlichen in der Großwohnsiedlung wahrnehmen und herstellen. Wie ihre Raumhandlungspraxis dann bezüglich der Ideale von Öffentlichkeit zu bewerten ist, ist die übergeordnete Fragestellung dieser Arbeit.

3.2 Zu den Anforderungen und Bedingungen der Jugendphase

Der Begriff ‚Jugend' kennzeichnet den Übergang zwischen Kindheit und Erwachsenenalter. Nach juristischer Festlegung wird zwischen 14- bis 17-Jährigen als den Jugendlichen, 18- bis 20-Jährigen als den Heranwachsenden und 21- bis 24-Jährigen als den jungen Erwachsenen unterschieden. Seitens der Jugendpädagogik wird der Altersbereich der 13- bis 18-Jährigen als Jugendalter gekennzeichnet, weil diesen Lebensabschnitt besondere Erfahrungen vereinigen, die sowohl auf der physisch-psychischen Ebene als auch auf der Ebene des gesellschaftlichen Umgangs mit ihnen liegen (vgl. Baacke 2003: 41 f.). Repräsentative Untersuchungen zu Jugendlichen (und jungen Erwachsenen) nehmen unterschiedliche, eher weit gefasste Altersspannen zur Grundlage.[22] Bereits unter den 12-Jährigen ist die Selbsteinschätzung, zu den Jugendlichen zu gehören, weit verbreitet. Ein Drittel dieser Altersgruppe sieht sich als Jugendliche/r, ein weiteres Drittel erlebt sich je nach Situation als Jugendliche/r oder als Kind. Von den 27- bis 29-Jährigen sehen sich dann fast siebzig Prozent als Erwachsene, aber immerhin dreizehn Prozent noch als Jugendliche, die übrigen schwanken in der Einschätzung je nach Situation (vgl. Sardei-Biermann 2006: 110 ff).

In der vorliegenden Arbeit wird der Begriff Jugendliche auf die Altersgruppe der 12- bis 24-Jährigen bezogen, weil davon auszugehen ist, dass hier die Besonderheit dieser Altersphase zum Tragen kommt, die in höheren Altersstufen von anderen Komponenten überlagert wird. Gleichzeitig können Unterschiede zwischen jüngeren und älteren Jugendlichen erfasst werden, die bei einem engeren Zuschnitt wegfallen würden.

Diese gesonderte Entwicklungsphase steht in Deutschland seit nunmehr etwa hundert Jahren nicht nur wenigen privilegierten, sondern allen sozialen Milieus zu (vgl. Sander 2000: 3). Um ihre künftige Rolle zu erlernen und später die gesellschaftlichen Normen und Werte weiter zu tragen, sind junge Menschen in dieser Phase von erwachsenen Verpflichtungen und Bindungen temporär entbunden. Es wird vom „Bildungsmoratorium" (Zinnecker 1991) zum Erwerb von kulturellem Kapital in Form von Bildungstiteln (vgl. Roth/ Rucht 2000: 17) und vom „psychosozialen Moratorium" (Erikson 1974: 160) zur Identitätserprobung und Identitätsfindung gesprochen. Die Ausgestaltung dieses Moratoriums ist gesellschaftlich wie auch individuell unterschiedlich geprägt.

„Das Moratorium kann eine Zeit zum Pferdestehlen oder der Suche nach einer Vision sein, eine Zeit der ‚Wanderschaft' oder der Arbeit ‚draußen im Westen' oder ‚drüben am anderen Ende der Welt', eine Zeit der ‚verlorenen Jugend' oder des akademischen Lebens, eine Zeit der Selbstaufopferung oder dummer Streiche – und heute ist es oft eine Zeit für Patiententum und Kriminalität" (ebd.: 161).

In Folge der Bildungsexpansion dehnte sich Schul- und Ausbildungszeit für immer mehr Jugendliche im Lebenslauf teilweise bis in das dritte Lebensjahrzehnt hin aus, wofür der

[22] Die Shell-Jugendstudien beziehen sich z.B. auf die 12- bis 25-Jährigen (vgl. Shell Deutschland Holding (Hg.) 2006), die Bevölkerungsumfrage des Instituts für praxisorientierte Sozialforschung geht von den 14- bis 27-Jährigen aus (vgl. ipos 2003) und der Jugendsurvey des Deutschen Jugendinstitutes umfasst die 12- bis 29-Jährigen (vgl. Gille u.a. 2006).

Begriff der Postadoleszenz geprägt wurde. Damit geht verlängerte ökonomische Unselbständigkeit und Abhängigkeit einher. Für die Jugendlichen bedeutet dies das Aushalten von „Inkonsistenzen und Spannungen“ (Krüger 1992: 15), insbesondere von der Statusdiskrepanz zwischen früher soziokultureller und später sozioökonomischer Selbständigkeit (vgl. Hurrelmann 1997: 49). Hinzu kommen Orientierungsschwierigkeiten, denn die sozialen Herkunftsmilieus verlieren an Bindungskraft und auch die sich ausdifferenzierenden jugendkulturellen Szenen und Lebensstile können keine ausreichende Verhaltenssicherheit bieten (vgl. Alheit 1992: 11). Kritisch wird die Jugendphase daher eher als Phase von Problembelastungen und Zwangsindividualisierung, als „psychosoziales Laboratorium“ (vgl. Krüger 1992: 18) dargestellt.

Die jungen Menschen sollen in diesem Altersabschnitt zu vollwertigen Gesellschaftsmitgliedern heranwachsen, bzw. geformt, sozialisiert, werden. In dieser Phase werden Fähigkeiten und Fertigkeiten erworben, die in schulische Abschlusszertifikate münden und den Übergang in die Erwerbstätigkeit bestimmen. Auf der individuellen psychischen Ebene ist der Aufbau einer stabilen Ich-Identität, als Voraussetzung von Selbständigkeit und Handlungskompetenz, zu leisten. Zu den Entwicklungsschritten, die durchlaufen werden, gehören u.a. die Herausbildung einer sexuellen Identität, die Entwicklung von Frustrationstoleranz und Distanzierungsvermögen sowie die Erreichung und Demonstration eines unabhängigen Willens auf Basis eigener Wertvorstellungen. Diese Schritte werden von emotionalen Ambivalenzen begleitet. Erst die späte Adoleszenz ist die Phase beginnender Gefühlssicherheit und sexueller Identität (vgl. Bernart 1998: 355; Schäfers 2001: 83 ff.).

Gesellschaftlich sind die Reifungsprozesse der Jugendlichen von großer Bedeutung, denn die nachwachsende Generation gilt als Garant für die nähere Zukunft. Nach dem Willen der Erwachsenen ‚von heute’ sollen die Erwachsenen ‚von morgen’ deren Normen und Werte weitertragen und die gesellschaftliche Entwicklung in diesem Sinne fortführen. Doch gerade das Infragestellen der bestehenden Verhältnisse gehört zum Sozialisationsprozess der Jugendphase dazu. Dabei sind sie „oft aggressiv gegenüber Erwachsenen und rufen *deren* Aggressivität hervor“ (Baacke 2003: 43, Hervorhebung im Original). Jugendliche verkörpern geradezu sozialen wie kulturellen Wandel und Widerspruch (vgl. Schäfers 1989: 14; Weymann 1994: 354). Sie entwickeln eigene Meinungen und prägen „jeweils die Eigenart einer zu erwartenden neuen Generation, die ‚ans Ruder’ der Gesellschaft tritt“ (Baacke 2003: 43). Die Jugend gilt daher nicht nur als Hoffnungsträger und ‚Fortschrittsprojekt’, sondern wird auch als eine potenzielle Bedrohung und Gefahr wahrgenommen (vgl. Hafeneger 1995: 70 ff.). Es resultiert eine gewisse Schutzlosigkeit der Jugendlichen, denn der Schutz der Zuneigung, der Kindern häufig noch zuteil wird, wird Jugendlichen brüsk entzogen (vgl. Baacke 2003: 66 ff.).

Aktuell scheint das Erneuerungs- und Protestpotenzial der Jugend allerdings abzunehmen. Dies wird in einer repräsentativen Untersuchung bestätigt und bedauert:

„Die Bedrohung, die die heutigen Kinder und Jugendlichen in ihrem Leben erfahren, ist die Auflösung der Ordnungen, in die sie gern hineinwachsen möchten. Die jüngste Generation sucht daher Schutz, Sicherheit, Ordnung in einer Welt, in der diese Dinge zu knappen, begehrten Gütern werden. (...) Die jüngste Generation verzichtet angesichts der vielfach bedrohten Ordnungen darauf, ihrerseits Unordnung und Unsicherheit zu stiften. Sie stellt verunsichernde Sinnfragen im Zweifelsfall zurück und sie rebelliert nicht offen gegen die vorhandenen Angebote. Statt dessen ist sie bemüht, die bestehende Ordnung optimal für sich und das eigene Leben zu nutzen“ (Zinnecker u.a. 2002: 19 f.).

Beobachtet wird also eine Tendenz dahingehend, dass das innovative und aufbegehrende Moment von Jugend – und damit der Aspekt der Gefährdung und Bedrohung – zurückgeht. Dieser Trend wird auch hinsichtlich der verschiedenen Jugendszenen festgestellt (vgl. Hitzler/ Bucher/ Niederbacher 2001: 234). Doch zumindest für die Teilgruppe der noch zu definierenden benachteiligten Jugendlichen hat diese Einschätzung und die damit einhergehende Tendenz zur Disziplinierung weiterhin Gültigkeit.

Im Anschluss an diese allgemeine Bestimmung der Jugendphase werden nun einige Aspekte des Freizeitverhaltens Jugendlicher vertieft, die für deren Raumhandlungspraktiken von Bedeutung sind. Dazu gehören die Freizeitinteressen (a), die Bedeutung der Gleichaltrigengruppen (b), räumliche Aspekte (c) und geschlechtsgebundene Unterschiede (d).

Ad a: Durch das gewährte Bildungsmoratorium sind Jugendliche prinzipiell von außerschulischer Arbeit entpflichtet und gelten als freizeitprivilegiert. Im Durchschnitt der ganzen Woche mit Wochenende beträgt beispielsweise das tägliche Freizeitvolumen[23] bei 14- bis 17jährigen Jungen 7:29 Stunden. Das Freizeitbudget von altersgleichen Mädchen ist mit 6:44 Stunden deutlich knapper, was sich auf die nach wie vor stärkere Anbindung weiblicher Jugendlicher an unbezahlte Tätigkeiten im Haushalt zurückführen lässt (vgl. Cornelißen/ Blanke 2004: 162 ff). Neben dem größeren Zeitvolumen lassen sich im Vergleich mit Erwachsenen entgegengesetzte Orientierungen in der Freizeit feststellen. Während bei Erwachsenen die Regeneration im Vordergrund steht, sind Jugendliche an Erlebnismöglichkeiten und Distanz zu familiären Bindungen interessiert (vgl. Schäfers 2001: 147 ff.). Jugendliche sind entsprechend mobiler, sind länger und häufiger außer Haus als Erwachsene und üben mehr unterschiedliche Aktivitäten aus (vgl. Friedrichs 1990: 173).

Die Freizeit, die Jugendliche täglich außerhalb des familiären Wohnbereichs verbringen, verlängert sich mit zunehmenden Alter (s. Darstellung 2). Daher stellte schon Herbert Gans in seiner klassischen Untersuchung der ‚Urban Villager’ fest, dass Eltern ihre heranwachsenden Kinder bald nur noch als ‚Kostgänger’ wahrnehmen (vgl. Gans 1962: 64). Während die 12- bis 15-Jährigen zweieinhalb Stunden ihrer Freizeit außer Haus verbringen, sind es bei den 15- bis 20-Jährigen bereits rund drei Stunden. Diese Zeit reduziert sich bei den

[23] Freizeit wird in der Zeitbudgetstudie des Statistischen Bundesamtes vom Zeitaufwand für physiologische Regeneration (Essen, Schlafen, Ausruhen, Hygiene, u.ä.) und für soziale Basisverpflichtungen (Erwerbstätigkeit, Schule, hauswirtschaftliche oder handwerkliche Tätigkeiten, Kindererziehung, u.ä.) abgegrenzt. Der Begriff umfasst: soziales Leben und Unterhaltung, soziale Kontakte, Unterhaltung und Kultur, Ausruhen, Zeit überbrücken, Sport, Aktivitäten in der Natur, Rüstzeiten für sportliche Aktivitäten, Hobbys und Spiele, Aktivitäten mit Massenmedien (vgl. Cornelißen/ Blanke 2004: 161).

jungen Frauen im Alter von 20 bis 25 Jahren etwas, bei den jungen Männern erhöht sie sich weiter auf fast dreieinhalb Stunden (vgl. Holz 2000: 164 ff.)[24].

Darstellung 2: Aufenthaltsdauer in bzw. außerhalb der familiären Wohnung nach Alter

Alter	Geschlecht	Aufenthaltsdauer (Stunden : Minuten)	
		zu Hause	außer Haus
12-15 Jahre	weiblich	3:30	2:30
	männlich	4:00	2:30
15-20 Jahre	weiblich	2:46	3:00
	männlich	3:10	3:05
20-25 Jahre	weiblich	2:17	2:43
	männlich	2:24	3:24

Quelle: Holz 2000: 165 ff.

Die häufigsten Freizeitaktivitäten Jugendlicher sind ‚Musik hören', ‚Fernsehen' und ‚sich mit Leuten treffen' (vgl. Shell Deutschland Holding (Hg.) 2006: 78). Die selbstgeschätzte durchschnittliche Fernsehdauer liegt bei etwa zwei Stunden pro Tag.[25] Der Computer wird von 84 Prozent der Jugendlichen täglich bzw. mehrmals pro Woche genutzt (vgl. mpfs 2007: 12 ff.). In den Shell-Jugendstudien wurde auch das ‚Rumhängen', als ein Item in Kombination mit ‚nichts tun', abgefragt[26]. Im Jahr 2002 wurde diese Beschäftigung von 19 Prozent, und im Jahr 2006 von 15 Prozent der Jugendlichen genannt. Sie liegt damit in der Rangfolge an 10. bzw. 13. Stelle und hat in der Häufigkeit in den letzten Jahren etwa abgenommen (vgl. Shell Deutschland Holding (Hg.) 2006: 78).

Die Ergebnisse der JIM-Medien-Studie weisen ebenfalls die beinahe täglichen Treffen mit Freund/innen als die häufigste nicht-mediale Freizeitbeschäftigung von Jugendlichen[27] aus. Mit zunehmenden Alter gewinnt der Freundeskreis noch weiter an Bedeutung und sie gehen häufiger auf Partys oder in Diskotheken, während das Interesse an Sport, Unternehmungen mit der Familie und kreativen Tätigkeiten sinkt (vgl. mpfs 2007: 6 f). Bei Jugend-

[24] Im Rahmen der ersten Zeitbudgetstudie 1991/1992 wurden 7.200 Haushalte mittels Interviewverfahren sowie Tagebuchaufzeichnungen untersucht. Eine zweite Zeitbudgetstudie fand 2001/2002 statt, in der 5.400 Haushalte befragt wurden (vgl. Statistisches Bundesamt 2004). Da die Zeiten außer Haus nur bei der ersten Studie nach Altersgruppen ausgewertet und publiziert wurden (Holz 2000) müssen hier die Ergebnisse der ersten Studie herangezogen werden.

[25] Allein mit Fernsehen und Videos anschauen verbringen Jugendliche gut ein Viertel ihrer Freizeit. Zusammen mit Computerspielen beansprucht die Mediennutzung über vierzig Prozent des Freizeitbudgets von Mädchen und fast fünfzig Prozent des Freizeitbudgets der Jungen (vgl. Cornelißen/ Blanke 2004: 169).

[26] In der Studie wurde nach den häufigsten Freizeitbeschäftigungen im Wochenverlauf gefragt, wobei bis zu fünf Nennungen möglich waren (vgl. Shell Deutschland Holding (Hg.) 2006: 465).

[27] Die Ergebnisse dieser Studie beziehen sich auf die Altersgruppe der 12- bis 19-Jährigen.

lichen über 20 Jahren nimmt das häufige Zusammensein mit dem Freundeskreis wieder etwas ab, ebenso das Interesse am ‚Rumhängen' (vgl. ipos 2003: 66 ff).

Der Zusammenhang von sozialen Milieus und bestimmten Freizeitinteressen bleibt in den Befunden repräsentativer Jugendstudien unklar. Der formalen Bildung der Jugendlichen wird eher wenig Einfluss auf ihre Freizeitgestaltung zugemessen. Hauptschüler/innen, Realschüler/innen und Gymnasiast/innen bewerteten in einer Befragung überwiegend die gleichen Aktivitäten positiv. Ausnahme sind Besuche von Theater- und Konzertveranstaltungen sowie Kneipenbesuche, die für Jugendliche höherer formaler Bildung attraktiver sind, während Fernsehen eine Beschäftigung ist, der eher Jugendliche niedriger formaler Bildung nachgehen (vgl. ipos 2003: 64).

In der 15. Shell-Jugendstudie werden sozialstrukturelle Unterschiede im Rahmen von typischen Kombinationen von Freizeitverhaltensweisen betrachtet, die zu vier Freizeitstilen zusammengefasst sind. Jugendliche der ‚Unterschicht' und ‚unteren Mittelschicht' sind dabei zusammengenommen an den Freizeittypen ‚Technikfreaks', ‚Kauflustige Familienmenschen' und ‚Gesellige Jugendliche' etwa gleichermaßen vertreten (mit 40, 37 und 36 %). Lediglich zu der Gruppe der ‚Kreativen Freizeitelite' gehören sie mit 21 Prozent deutlich seltener (vgl. Shell Deutschland Holding (Hg.) 2006: 77 ff.). Mit dieser Typologie wird die problematische generelle Zuordnung passiven Verhaltens an Jugendliche aus der ‚Unterschicht' vermieden, die in der 14. Shell-Jugendstudie vorgenommen worden war (vgl. Deutsche Shell 2002: 77 ff., s. S. 33 f.). Eindeutig bleibt der Unterschied, dass Jugendliche aus der ‚Unterschicht' häufiger angeben, gar keinen Sport zu treiben (38 %) als Jugendliche aus der ‚Oberschicht' (14 %) (vgl. Shell Deutschland Holding (Hg.) 2006: 95 f.). Als belegt kann daher die Tendenz zu stärkerem Fernsehkonsum und geringerer sportlicher Aktivität bei Jugendlichen unterer sozialer Lagen festgehalten werden. In anderen Bereichen sind offenbar weniger Differenzen nach sozialer Herkunft zu verzeichnen. Insbesondere, wenn das Interesse und nicht die Ausübung abgefragt wurde, sind kaum Unterschiede festgestellt worden.

Ad b: Über zwei Drittel[28] der westdeutschen Jugendlichen fühlen sich einer Gruppe zugehörig, die sich häufig in der Freizeit trifft, aber nicht fest organisiert ist. Bei den 16- bis 18-Jährigen ist die Einbindung in solche ‚Cliquen'[29] mit einem Anteil von über achtzig Pro-

[28] Die Angaben schwanken zwischen etwa drei Fünftel (vgl. ipos 2003: 67), zwei Drittel (vgl. Zinnecker u.a. 2002: 61) und drei Viertel (vgl. Vogelgesang 2001: 78; Shell Deutschland Holding (Hg.) 2006: 83) der jeweils befragten Jugendlichen. Neben Altersunterschieden bei der Stichprobenzusammensetzung werden vermutlich die jeweiligen Frageformulierungen für die Differenzen verantwortlich sein.

[29] Die Bezeichnung ‚Clique' wird in Befragungen zum Gruppenverhalten häufig anstatt des Fachwortes ‚Peergroup' verwendet. Diese Bezeichnung entspräche dem Selbstverständnis der Jugendlichen (vgl. Schäfers 2001: 163). Inzwischen scheint dem Begriff ‚Clique' jedoch auch eine negative Konnotation anzuhängen; zumindest wurde diese Bezeichnung von den im Rahmen der vorliegenden Arbeit interviewten Jugendlichen deutlich abgelehnt (s. Kap. 6.2.1). In dieser Arbeit wird daher von Jugendgruppen oder Freundeskreisen gesprochen.

zent am stärksten ausgeprägt (vgl. Zinnecker u.a. 2002: 61). In den jüngeren Altersgruppen (12 bis 15 Jahre) haben Mädchen die größeren Freundeskreise, in den älteren (16 bis 29 Jahre) die jungen Männer. Gleichzeitig haben Freundschaften, und damit die Besonderheiten der Zweiergruppe, im Jugendalter ebenfalls einen besonderen Stellenwert (vgl. Schäfers 2001: 166).

Seitens der Jugendsoziologie wird der verstärkte Bezug auf die Gruppe der Gleichaltrigen in der Jugendphase als ein notwendiger und erwünschter Entwicklungsschritt aufgefasst, der die Ablösung von der Elternfamilie stützt und die Eingliederung in die Welt der Erwachsenen fördert. Die Gleichaltrigengruppe gilt neben den primären Sozialisationsinstanzen Elternhaus und Schule als „Sozialisierung in eigener Regie" (Tenbruck 1962: 92).

„In diesem Übergangsprozess zwischen Familie und Gesellschaft hilft die Gruppe der Gleichaltrigen, indem sie ein Gleichgewicht zwischen dem expressiven Status eines Menschen in der Familie und seinem instrumentellen Status in der Gesellschaft ermöglicht. In Altersgruppen werden die für den neuen Lebensabschnitt notwendigen Rollen gelernt, wird soziale und personale Identität gefestigt, werden altersangemessene Kooperation, Autorität und soziale Verantwortung geübt. (...) Altersgruppen sind für die Sicherung der Stabilität einer Gesellschaft funktional, denn sie tragen zur Kontinuität einer Gesellschaft bei" (Weymann 1994: 350).

Die Freundeskreise der Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind etwas größer als die der autochthon deutschen Gleichaltrigen. Diese Gruppen zeigen in ihrer Zusammensetzung aber keine ausschließliche Orientierung an der Herkunftskultur (vgl. Sardei-Biermann 2006: 93 ff). In der Beschreibung einer Münchener Stadtteilclique wurde darauf verwiesen, dass ethnische Herkünfte mal hochgehalten, mal ‚verteufelt' oder auch schlicht für gleichgültig gefunden werden (vgl. Dannenbeck/ Lösch 2001: 70). Wie nachfolgendes Zitat zeigt, unterschieden sich insbesondere die Außen- und die Innenwahrnehmung bezüglich der Bedeutung ethnischer Zugehörigkeiten.

„Von sozialpädagogischer Seite aus wurde auf die Dominanz einer *türkischen* Clique im Freizeitheim hingewiesen, die nach dieser Lesart zu Gewaltbereitschaft neigte und phasenweise rechtsextremen bzw. nationalen Orientierungen anhinge. Hiervon unterschied sich die Selbstbeschreibung der meisten Jugendlichen als einer *Gruppe von Freunden*, die sich schon lange kennen, die zusammenhalten und etwas ‚hermachen' im Stadtviertel und die hier im Freizeitheim das Sagen haben" (ebd.: 68; Hervorhebung im Original).

Gerade die größeren Jugendgruppen werden mit Devianz in Verbindung gebracht, insbesondere wenn es männlich dominierte Gruppen mit hohen Anteilen Zugewanderter sind. Doch die Gruppenbildung an sich ist keine hinreichende Ursache oder Erklärung für abweichendes Verhalten. Aggressives bzw. delinquentes Verhalten wird ebenso wie Drogenkonsum vor allem auf belastende und problematische Lebenslagen zurückgeführt (vgl. Engel/ Hurrelmann 1994: 272 f., s.a. S. 68 f.). Eine eingeschränkte Lebensperspektive verstärkt die Bedeutung der Gleichaltrigengruppen für die Jugendlichen und verhindert gleichzeitig deren Wirkungen hinsichtlich gelungener Sozialisationsprozesse (vgl. Weymann 1994: 350). Gewaltbereitschaft entsteht als „Langfristprodukt vieler Benachteiligungen und Zurücksetzungen" (Krings-Heckemeier/ Pfeiffer 1998: 116) und es kommt zum „einigeln im Freundeskreis" (ebd.: 116).

In einer neueren Studie werden die Gleichaltrigengruppen hinsichtlich ihrer Orientierungen und Zusammensetzungen differenziert (vgl. Wetzstein u.a. 2005: 175 ff.). Abgesehen von den Jugendlichen, die keiner Gruppe zugehörig waren (etwa ein Fünftel) oder die ‚unauffällige Zugehörigkeiten' aufwiesen (mehr als die Hälfte), fanden sich vier Muster von ‚besonderer Cliquenzugehörigkeit'. Diese wurden jeweils als interessenzentrierte, geborgenheitsorientierte, fluide oder prekäre Cliquenzugehörigkeit gekennzeichnet. Die Beschreibung der sozialstrukturellen Besonderheiten der Jugendlichen dieser Muster legt nahe, dass benachteiligte Jugendliche eher ‚prekäre Zugehörigkeiten' aufweisen. Dieses Zugehörigkeitsmuster wird durch Alternativlosigkeit gekennzeichnet, denn „diese Jugendlichen sind zusammen, weil andere nichts oder nur wenig mit ihnen zu tun haben möchten" (ebd.: 197).

Ad c: Die außerhäuslichen Räume werden insbesondere für die Bildung und Zusammensetzung der Gleichaltrigengruppen Jugendlicher relevant eingeschätzt. So werden Nachbarschaften und Quartiersgrenzen als bedeutsam und als „Kristallisationspunkte von Gruppenbildung und Abgrenzung bei Gleichaltrigengruppen" (Eckert/ Reis/ Wetzstein 2000: 415) bezeichnet.[30] Hierfür spricht auch, dass über die Hälfte der Jugendlichen, die sich in Gleichaltrigengruppen treffen, von einem Lieblingstreffpunkt berichteten. Dabei rangieren an den ersten Stellen die Schule, bzw. der Schulweg oder Pausenhof, und die Straßen des Wohnumfeldes (vgl. Zinnecker u.a. 2002: 63). Auch für Jugendszenen werden öffentliche Treffpunkte als „lokal verdichtete Geselligkeiten" (Hitzler/ Bucher/ Niederbacher 2001: 34) von hoher Bedeutung erachtet (vgl. ebd.: 34). In der älteren Literatur wurde das Herkunftsquartier als Bezugspunkt für „eher proletarische Szenen" (Baacke 1993: 164) hervorgehoben, womit damals Rocker, Teds, Skinheads u.a. gemeint waren (vgl. ebd.: 164 ff.). In aktuellen Studien fehlen solche explizit auf das Herkunftsmilieu bezogenen Hinweise.

Der Entwicklungsphase entsprechend wird nicht nur ein dauerhaftes ‚in Besitz nehmen' von Räumen beobachtet, sondern auch ein „Probierverhalten" (Herlyn 1990: 18) mit kurzfristigen Ortswechseln. Es wird auch von „Oszillieren" (Winkler 1988: 299) zwischen der Innenwelt des Ortes und der gesellschaftlichen Außenwelt, bzw. zwischen Nahraum und ökologischer Peripherie (vgl. Deinet 2002 b: 41) gesprochen. Dieses räumlich unstete Verhalten wird durch die neuerdings allgegenwärtige Nutzung des Mobiltelefons[31] verstärkt. Verabredungen werden eher offen gelassen, damit Optionen auf neue und interessanter

[30] Nach der Untersuchung von Roland Eckert, Christa Reis und Thomas A. Wetzstein hat die Herstellung sozialer Identität über Gruppenzugehörigkeit vier Ansatzpunkte, die in unterschiedlicher Mischung auftreten: Erstens die gemeinsame Biographie über das räumlich nahe Zusammenleben; Zweitens der Bezug auf spezifische Jugendkulturen, Szenen und Weltanschauungen; Drittens der Bezug auf Geschlecht, insbesondere Männlichkeit, und Viertens die ethnische Zugehörigkeit (vgl. Eckert/ Reis/ Wetzstein 2000: 399 ff.).

[31] Die Kommunikation unter Jugendlichen wird als stark medial vermittelt beschrieben, sie telefonieren, schreiben SMS, Emails und chatten im Internet (vgl. Zinnecker u.a. 2002: 67). 94 Prozent der Jugendlichen besitzen ein eigenes Handy (vgl. mpfs 2007: 9).

erscheinende Möglichkeiten erhalten bleiben und somit Gelegenheit zum „location-hopping“ (Breithecker/ Freesemann 2002: 207) besteht.[32] Diskutiert wird, ob damit die Bedeutung lokaler Treffpunkte für Jugendliche abnehmen wird.

„Sicherlich wird es auch weiterhin ortsgebundene Cliquen und Szenen geben, tendenziell aber verlieren feste Orte als Szene-Treffpunkte an Bedeutung, da man sich kurzfristig an interessanten Stellen zusammentelefonieren kann. (...) Und ganz nebenbei erobern sich die Kids auf diese Weise ein Stück des öffentlichen Raumes zurück. Sie lassen sich nicht mehr so einfach lokalisieren, sondern nutzen – je nach Laune und Angebot – unterschiedliche Angebote“ (ebd.: 208).

Es wird zu prüfen sein, inwieweit die Vermutung abnehmender Relevanz (nah)räumlicher Fixpunkte und zunehmend mobiler Raumnutzung für benachteiligte Jugendliche zutrifft.

Ad d: Zwischen den Raumnutzungen von Mädchen und Jungen sind vielfach Unterschiede festgestellt worden. Allerdings beziehen sich die meisten Studien zu diesem Thema auf Kinder und jüngere Jugendliche. Übereinstimmend wird der Befund berichtet, dass Mädchen sich seltener in öffentlichen Freiräumen aufhalten als Jungen (vgl. u.a. Flade 1993: 32; Kustor 1996: 28; Nolteernsting 1998: 172; Nissen 1998: 191; Spitthöver 2000: 221). Die Befunde der Zeitbudgetstudie zeigen aber auch, dass sich zumindest die jüngeren weiblichen Jugendlichen in ihrer Freizeit ebenso lange wie die männlichen Jugendlichen außer Haus aufhalten (s. Darstellung 2, S. 50). Da weibliche Jugendliche weniger in öffentlichen Freiräumen zu finden sind, nutzen sie also verstärkt die öffentlichen Einrichtungen und private Wohnungen von Freund/innen.[33]

Mädchen sind mehr als Jungen von den Prozessen der Verhäuslichung, Institutionalisierung und Verinselung betroffen und damit noch deutlicher „Träger der Modernisierung der Kinderkultur“ (Nissen 1998: 204). Eine stärkere Nutzung institutionalisierter öffentlicher Räume wird zumindest für die weiblichen Jugendlichen mittlerer und höherer Sozialschichten beschrieben (vgl. ebd.: 192; Schön 2002: 123). Besondere häusliche Gebundenheit ist bei türkischen Mädchen beobachtet worden (vgl. Deutsche Shell 2000: 208). Gleichwohl wird *die* Institution für Jugendliche, das Jugendzentrum, besonders von männlichen Jugendlichen – überwiegend mit Migrationshintergrund – genutzt (vgl. Krafeld 1999: 16; Deutsche Shell 2000: 206 f.).

Auf eine nachrangige Bedeutung öffentlicher Freiräume für Mädchen und junge Frauen lässt sich aus der kürzeren Anwesenheit dort nicht schließen. Bei den von ihnen genannten

[32] Eine übersteigerte und informell inszenierte Form solcher Raumnutzung sind die seit 2003 in Großstädten weltweit in Abständen stattfindenden ‚Flashmobs’. Dies sind über Internet oder Handy organisierte, scheinbar spontane Menschenversammlungen in öffentlichen oder halböffentlichen Räumen, bei denen sich die Teilnehmer/innen üblicherweise persönlich nicht kennen. Typisch für Flashmobs sind die blitzartige Bildung einer Menschenmasse aus dem Nichts, ihr identisches Handeln (z. B. applaudieren, telefonieren mit gleichen inhaltlichen Texten, tanzen, hinlegen), und die schlagartige Auflösung nach wenigen Minuten (vgl. www.wikipedia.org).

[33] Hinsichtlich der Wahl der Freizeitorte stellt Weinert fest, dass Grünanlagen und Sportplätze von Jungen; Einkaufszentren, pädagogisch betreute Einrichtungen und individuelle Lieblingsplätze in der Wohnumgebung von Mädchen bevorzugt werden (vgl. Weinert 2002: 121).

Lieblingsorten handelte es sich genauso wie bei den Jungen um geschützte Räume im Freien (vgl. Nissen 1998: 199). Öffentlicher Freiraum stellt für Mädchen „Begegnungs-, Handlungs- und Wohlfühlraum in einem“ (Schön 2002: 122) dar. Die hohe Bedeutung und Wertschätzung beruht auf der Möglichkeit zu Eigenleben jenseits von sozialen Kontrollen und bezieht sich durchaus auch auf Orte nicht unmittelbar in Wohnungsnähe (vgl. ebd.: 122; 1999: 306).

Hinsichtlich der Nutzungsweisen öffentlicher Räume werden bei Mädchen gegenüber Jungen weniger raumgreifende Verhaltensweisen (vgl. u.a. Paravicini u.a. 2002: 84 f., Herlyn/ von Seggern/ Heinzelmann/ Karow 2003: 232 ff.) und kleinere Aktionsräume festgestellt (vgl. u.a. Ahrend 1997: 208). In Betrachtungen dazu wird auf Zusammenhänge mit der Gestaltung und Art der Räume, insbesondere auf die nach wie vor bestehende Gestaltungsausrichtung an den Vorlieben von Jungen, verwiesen. Außerdem werden Einflüsse sozialer und ökonomischer Faktoren auf Raumanspruch, Bewegungsverhalten und Bewegungsvorlieben hervorgehoben, die das ‚geschlechtstypische’ Verhalten überlagern (vgl. Spitthöver 2000: 221). Wichtig ist zudem der Hinweis, dass das Handeln der Mädchen einseitig als defizitär gilt, und an dem als Norm gesetzten Verhalten der Jungen gemessen wird. Dabei werden die Hintergründe und Motive der jeweiligen Raumhandlungspraktiken vernachlässigt, die möglicherweise zu einer anderen Bewertung Anlass geben könnten (vgl. Löw 2001: 247).

Die festgestellten geschlechtsgebundenen Unterschiede sind also jeweils eingebettet in komplexe Wirkungszusammenhänge zu betrachten. Ob die genannten Befunde in dieser Form auch für benachteiligte weibliche Jugendliche zutreffend sind, ist bisher nicht ausreichend geklärt worden. Die Situation benachteiligter Jugendlicher ist zumeist aus der Perspektive männlicher Jugendlicher untersucht worden. Die weiblichen Jugendlichen dieser sozialen Lage rücken erst neuerdings, durch die bei ihnen zunehmende Ausübung von Gewaltdelikten, in den Blickpunkt der Forschung (vgl. u.a. Bruhns/ Wittmann 2002).

3.3 Vorliegende Befunde zur Situation von Jugendlichen in Großwohnsiedlungen

Großwohnsiedlungen werden überwiegend als die Entwicklungschancen von Jugendlichen beeinträchtigende Gebiete eingeschätzt. Dies bringt beispielsweise die Definition sozialer Brennpunktgebiete deutlich zum Ausdruck (s. Abschnitt 3.1). In diesen ‚Schlafstädten’ stehen Erholungs- und Ruhebedürfnisse Erwachsener im Vordergrund. Die ganz anders gearteten Interessen von Kindern und Jugendlichen, die in diesen Quartieren leben und aufwachsen, bleiben unberücksichtigt. In Großwohnsiedlungen tritt die generelle Missachtung jugendlicher Rauminteressen seitens der Planung besonders klar zutage (vgl. Herlyn 1990: 19). Wie Herlyn hervorhob, zeigt sich dies sehr plastisch in dem bekannten Bericht von Christiane F. aus der Gropiusstadt in Berlin (vgl. ebd.: 19). In diesem autobiografi-

schen Bericht einer drogenabhängigen jungen Frau findet sich eine ausführliche Passage, in der sie die Trostlosigkeit ihres Kinderalltags in der betonierten und verregelten Hochhaussiedlung beschreibt. Hier nur ein Auszug daraus:

„Gropiusstadt, das sind Hochhäuser für 45.000 Menschen, dazwischen Rasen und Einkaufszentren. Von weitem sah alles neu und sehr gepflegt aus. Doch wenn man zwischen den Hochhäusern war, stank es überall nach Pisse und Kacke. Das kam von den vielen Hunden und den vielen Kindern, die in Gropiusstadt lebten. Am meisten stank es im Treppenhaus. (...) Man lernte in Gropiusstadt einfach automatisch zu tun, was verboten war. Verboten zum Beispiel war, irgend etwas zu spielen, was Spaß machte. Es war überhaupt eigentlich alles verboten. An jeder Ecke steht ein Schild in der Gropiusstadt. (...) Wir durften also nur auf den Spielplatz. Zu ein paar Hochhäusern gehörte immer ein Spielplatz. Der bestand aus verpisstem Sand und ein paar kaputten Klettergeräten und natürlich einem Riesenschild. Das Schild steckte in einem richtigen eisernen Kasten drin, unter Glas, und vor dem Glas waren Gitter, damit wir den Quatsch nicht kaputtschmeißen konnten“ (Christiane F. 1979: 16 ff.).

Wissenschaftliche Untersuchungen beschäftigten sich insbesondere in den 1970er und 1980er Jahren mit der Situation in den Großwohnsiedlungen, denn in diesem Zeitraum wurden Mängel und Problematiken überdeutlich. Die Siedlungen kamen in Verruf und Vermietungsschwierigkeiten erhöhten den Druck zu Veränderungen auf Seiten der Wohnungswirtschaft. In diesen Studien wurde teilweise auch die Situation der Kinder (und Jugendlichen) eigens betrachtet. Spätere Untersuchungen entstanden häufig im Kontext von Sanierungsplanungen. Die formulierte wissenschaftliche Kritik an der räumlichen Situation von Großwohnsiedlungen in Hinblick auf die Ansprüche von Jugendlichen bezieht sich im Wesentlichen auf die folgenden drei Aspekte:

○ Die öffentlichen Freiräume der Großwohnsiedlungen bieten zu wenig Aktionsmöglichkeiten.

Die durchgeplanten und durchstrukturierten Freiräume in der Großwohnsiedlung werden als anregungsarm und nicht den Aktions- und Handlungsinteressen von Jugendlichen entsprechend beschrieben (vgl. Müller 1983: 102; Harms/ Preissing/ Richtermeier 1985: 366). Den dort Heranwachsenden tritt „die in ihrem Gebrauch und ihrer Verwendungsweise streng normierte Umwelt als Ein-Zweck-Welt betonierter Langeweile gegenüber, wo es nichts anzugreifen, einzugreifen und zu handeln gibt“ (May 2006: 81). Der ihnen zugewiesene Raum auf Spiel- oder Bolzplätzen sei häufig „steril“ (Harms/ Preissing/ Richtermeier 1985: 368).

Dieser Mangel führe zu hoher Raumkonkurrenz an den wenigen attraktiven Orten. Die monofunktionale Struktur erlaubt dabei eine stärkere Kontrollierbarkeit durch „Raumwärter“ (ebd.: 372). Diese soziale Kontrolle wird vorwiegend als repressiv und nutzungseinschränkend wirkend dargestellt, zumal sich Erwachsene durch Kinder und Jugendliche in den Freiräumen gestört[34] fühlten. Die Wahrnehmung als Störfaktor wird in erster Linie auf

[34] Eine deutliche Unbeliebtheit von Jugendlichen im Wohnumfeld wurde 1980 in einer Untersuchung von Freiräumen im Geschosswohnungsbau dokumentiert. Über ein Drittel der befragten Erwachsenen gab dort an, sich daran zu stören, wenn sich Jugendliche in den Freiräumen in Hausnähe aufhielten (vgl. Seyfang 1980: 291; Herlyn/ Seyfang 1980: 621).

unterschiedliche Ziel- und Ordnungsvorstellungen zurückgeführt (vgl. Seyfang 1980: 268 ff.).

„Ganz unmittelbar werden die Heranwachsenden in den Siedlungen auf die Freizeitgewohnheiten der Erwachsenen hingelenkt, auf Tätigkeiten in der Wohnung, auf Stillsitzen, Leisesein, auf Fernsehen, auf Plattenhören, auf Lesen. Die das nicht tun, geraten sofort in den Geruch der Halbstarken: zehn Dreizehnjährige auf Fahrrädern können einen ganzen Neubaublock zur Verzweiflung bringen; ebenso ein Fußballspiel der Vierzehnjährigen“ (Zapf 1969: 315 f.).

Die Aktionsmöglichkeiten von Kindern und Jugendlichen bleiben auf die ihnen zugedachten Räume beschränkt. Wenn sie sich dem widersetzen, indem sie sich nicht auf solche, von Erwachsenen zugewiesene Bereiche reduzieren lassen, sondern auch andere vorhandene Freiräume für ihre Bedarfe beanspruchen, entstehen oftmals Konflikte (vgl. Weinert 2002: 136). Konstatiert wird ein „’Klima’ der Aggressionsbereitschaft unter den Bewohner/innen“ (Müller 1983: 66), das auf die „allgegenwärtige, lähmende Ordentlichkeit und Funktionalität des Quartiers“ (ebd.: 66) zurückzuführen sei. Die Polizei werde häufig eingeschaltet, meistens geht es um Lärmbelästigung, aber auch die bloße Anwesenheit von Kindern und Jugendlichen werde als störend empfunden. Daher werden die Jugendlichen immer wieder „in einem zermürbenden Hase-und-Igel-Spiel“ (ebd.: 60) von ihren neu gesuchten Treffpunkten verjagt. Für Jugendliche gibt es in Großwohnsiedlungen nur wenig Orte, an denen sie sich problemlos aufhalten können. Ihre Aneignungsversuche stoßen „geradezu permanent auf juristische und bauliche Grenzen“ (May 2006: 81).

„Es gibt kaum legale oder geduldete, fast niemals akzeptierte Aufenthaltsmöglichkeiten. Für sie werden die ereignisarmen, durchgeplanten Siedlungen zu einer feindlichen Umwelt, in der man sich feindlich aufführt“ (Krings-Heckemeier 1998: 150).

Jugendliche wollen auch dort sein, wo sie gesehen werden und wo sie etwas sehen können, denn „der Unterhaltungswert der belebten Ecke ist meistens höher als der abgelegener Standorte“ (ebd.: 115). Sie halten sich weniger in direkter Hausnähe auf, als es Kinder tun. Sie nutzen „vor allem die kleinräumigen Zentralitäten vom Hauseingang, Platz vor dem Laden bis zum Kiosk oder auch die Eingangsbereiche zentraler gruppenzentrierter Einrichtungen“ (von Seggern 1982: 223). Diese Bereiche haben in den untersuchten Großwohnsiedlungen jedoch keine Qualitäten wie etwa ein öffentlicher Platz, an dem kommunikatives Verhalten in Verbindung mit Verweilen, notwendigen und spielerischen Tätigkeiten räumlich vorgesehen ist (vgl. ebd.: 223).

Mit den Mängeln des räumlichen Angebotes verbinden sich im Alltag der Jugendlichen Ausgrenzungs- und Marginalisierungserfahrungen. Das Fehlen anregender ‚sozialräumlicher Interaktionsgeflechte’ verleite die Jugendlichen offenbar dazu, „in weitgehend verregelten, durch die Erwachsenenkultur strukturierten und kodifizierten Funktionsräumen zu gammeln, d.h. sie definieren ihr Freizeitverhalten selbst als passiv-sinnlos“ (Baisch-Weber 2002: 232).

○ In den Freiräumen fehlen Rückzugsgelegenheiten, insbesondere witterungsgeschützte Orte.

Die durchgestalteten Wohnsiedlungen weisen im Unterschied zu anderen Quartieren kaum Brachen oder andere Räume auf, die für keine spezielle Nutzung vorgesehen sind. Viele Freiflächen sind mit Verboten und strikten Regelungen versehen. Es gibt kaum Möglichkeiten, Nischen zu finden und zu besetzen. Rückzugsmöglichkeiten im Freiraum, wo die Jugendlichen unter sich sein können, gibt es in den Großsiedlungen nicht. Besonders das Fehlen vor Witterungseinflüssen geschützter Räume wird hervorgehoben (vgl. von Seggern 1982: 223). Im Winter oder bei Regenwetter sind die Möglichkeiten von Jugendlichen daher noch stärker beschränkt. Besonders von Mädchen wird der Wunsch nach eigenen, d.h. weiblichen Jugendlichen vorbehaltenen Rückzugs- und Aktionsräumen berichtet. Sind diese nicht vorhanden, reagieren sie mit „Verhäuslichungstendenzen“ (vgl. Baisch-Weber 2002: 230).

Aneignungen leerstehender Räume durch Bewohner/innen werden in Großwohnsiedlungen meist nur dort zugelassen, wo sich daraus Vorteile für die Eigentümer ergeben, d.h. wenn Renovierungs- oder Instandhaltungskosten gespart werden können. Wenn Jugendliche sich Kellerräume oder ungenutzte Grundstücksbereiche einrichten, werde dies meist unterbunden, weil solche Aneignungen für die Eigentümer nur schwer steuer- und kontrollierbar sind und statt kurzfristiger Nutzeffekte erhöhten Abnutzungsaufwand verursachen (vgl. Naumann 1991: 209).

○ Die institutionellen Angebote für Jugendliche sind unzureichend.

In älteren Untersuchungen wird im Wesentlichen der generelle Mangel an institutionellen Angeboten für junge Menschen kritisiert. Besonders die Unterversorgung der Kinder mit Betreuungsangeboten wird hervorgehoben, da sich in diesen Siedlungen mit dem Einzug vieler junger Familien ein demographischer ‚Kinderberg’ ergab. Doch auch das Fehlen ausreichender Raum- und Betätigungsangebote für Jugendliche wird in den Studien benannt (vgl. Herberg 1977: 334 ff.; Harms/ Preissing/ Richtermeier 1985: 368) und angemerkt, dass dieses Problem sich mit dem Älterwerden der Kinder zuspitzen werde. Inzwischen ist nachgebessert worden, insbesondere wurden spezielle Einrichtungen wie Jugendzentren installiert. Eine ausreichende Versorgung konnte dennoch nicht erreicht werden. Für die Vielzahl an Jugendlichen sind es noch immer zu wenige oder zu kleine Angebote. Insbesondere im qualitativen Bereich blieben Defizite bestehen (vgl. Herlyn 1990: 190). Aktuell sind die Mittelkürzungen im Bereich der Jugendhilfe ein gravierendes Problem (vgl. Krings-Heckemeier/ Pfeiffer 1998: 55). Es werden Mitarbeiterstellen abgebaut und Öffnungszeiten eingeschränkt, manche Jugendeinrichtungen gar wieder ganz geschlossen.

Am Inhalt der Angebote wird kritisiert, dass den unterschiedlichen Interessen der Jugendlichen nur ungenügend Rechnung getragen werde (vgl. Harms/ Preissing/ Richtermeier

1985: 368). Trotz einer mittlerweile relativen Angebotsvielfalt bleibe es in den Jugendzentren noch immer bei einem festen inhaltlichen Kanon, mit dem nur ein Teil der Jugendlichen erreicht werde. Als typisches Defizit der Jugendarbeit wird benannt, dass die Angebote zu sehr spezialisiert seien und von den Jugendlichen nur konsumiert würden. Es mangele an Eigeninitiative und Mitbestimmungsmöglichkeiten (vgl. Krings-Heckemeier 1998: 55).

„Fast nirgends werden Projekte, die für Jugendliche Gewicht haben, durchgeführt. Es dominiert eine Versorgungsmentalität. Die Stimmung aus Lähmung und Lethargie kann nicht durch noch mehr Betreuung, sondern nur durch Wertschöpfung überwunden werden“ (ebd.: 56).

Die Jugendlichen seien zudem grundsätzlich in den Institutionen starken Regelungen und damit Einschränkungen unterworfen (vgl. Müller 1983: 107). Außerdem werden Defizite im Bereich der Kooperation und Vernetzung mit anderen Organisationen, z.B. den in den Großwohnsiedlungen dominierenden Wohnungsunternehmen, festgestellt. Die Jugendarbeit agiere zu isoliert (vgl. Krings-Heckemeier/ Pfeiffer 1998: 55).

Letztendlich können spezielle Jugendfreizeitstätten immer nur einen Teil der Bedürfnisse abdecken. Daher werden ergänzende Angebote für nötig befunden (vgl. Herberg 1977: 337). Doch auch an einer für Jugendliche ansprechenden Vereins- oder Initiativenkultur fehlt es in den Großwohnsiedlungen. Solche Angebote sind in der Regel als relativ geschlossene Gruppen organisiert und nur ansatzweise finden sich „clubartige Einrichtungen, wo einer, der eigentlich zur ‚Montagsgruppe’ gehört, auch am Mittwoch kommen kann“ (Zapf 1969: 315). Damit kann allenfalls ein kleiner Teil der Jugendlichen erreicht werden.

Zu den genannten drei Problemfeldern tritt übergreifend hinzu, dass sich durch das inzwischen verfestigte negative Image dieser Siedlungen ein Stigmatisierungseffekt für die dort lebenden Bewohner/innen ergibt (mehr dazu im nachfolgenden Abschnitt). Für die Jugendlichen bedeutet dies mitunter, dass sie aufgrund ihrer Wohnadresse bei Ausbildungs- oder Arbeitsplatzbewerbungen abgelehnt werden (vgl. Ottersbach 2004: 69; Dangschat 1998 b: 126).

Die Kritik an den Großwohnsiedlungen ist eindeutig und übereinstimmend: Die öffentlichen Räume bieten Jugendlichen zu wenig Anreize und Möglichkeiten für Aktivitäten und Interaktionen ebenso wie für Rückzug und unter sich sein. Die Orte sind entweder stark verregelt oder durch andere Nutzungsinteressen und Situationsdefinitionen belegt. In der vorliegenden Arbeit wird davon ausgegangen – und im Weiteren überprüft – dass diese grundsätzliche Diagnose noch immer zutreffend ist.

Einzelne Befunde und Interpretationen dieser Situation erscheinen hingegen überholt oder hinterfragenswert. Teilweise hat sich die Situation deutlich verändert – insbesondere ist anzunehmen, dass die soziale Kontrolle in den Freiräumen inzwischen deutlich geringer ist und die o.g. ‚Raumwärter’ kaum noch anzutreffen sind. Fraglich ist außerdem, ob die Befunde zu den Reaktionen der Jugendlichen für die aktuelle Lage in den Quartieren noch

zutreffend sind, nämlich dass die Jugendlichen der Großwohnsiedlungen Entfernungen überbrücken und in hohem Maße institutionelle und kommerzielle Angebote nutzen (vgl. Harms/ Preissing/ Richtermeier 1985: 386); dass sie einfach auf andere Stadtteile ausweichen (vgl. Baisch-Weber 2002: 232) und die Leere ihres Quartiers dort auszugleichen suchen (vgl. Müller 1983: 102). Diese Feststellungen erstaunen, da von anderer Seite auf folgenden Zusammenhang hingewiesen wurde: Je schlechter ein Wohngebiet ausgestattet ist, desto stärker beschränken sich die Bewohner/innen auf Aktivitäten, die im Wohngebiet möglich sind, anstatt durch Fahrten in andere Teile der Stadt die Defizite zu kompensieren (vgl. Friedrichs/ Blasius 2000: 81 ff.).

Zu fragen wäre weiterhin, ob die „Fremdnutzung" z.B. von Parkhäusern oder Bushaltestellen wirklich nur als „symptomatisch für das fehlende Raumangebot" (Herberg 1977: 336) zu bewerten ist. Denkbar wäre auch, dass diese Räume eigene Qualitäten besitzen, die die Jugendlichen anziehen. Und ist aus dem Befund hoher Kontrolle, Verregelung und damit einhergehender Einschränkung tatsächlich ableitbar, „dass es vor allen Dingen erwachsenenfreie soziale Räume sind, die sich die Jugendlichen wünschen" (Böllert 2001: 179)? Diese Fragen hat die differenzierte Betrachtung der aktuellen Raumnutzungspraktiken zu klären.

3.4 Verlauf und Effekte residentieller Segregation in Wohnquartieren

Das besondere Kennzeichen der Großwohnsiedlung, an dem sich viele der o.g. Nachteile für Jugendliche anknüpfen, ist deren Monofunktionalität. Monofunktional auf Wohnen ausgerichtet sind aber nicht nur die Großwohnsiedlungen, sondern auch die wesentlich angeseheneren Einfamilienhausquartiere, die sich ebenfalls in der Regel in Stadtrandlage befinden. In einer Studie, in der unterschiedliche Siedlungsformen (Einfamilienhaus-, Zeilenbau- und innenstadtnahes Mischgebiet) in Bezug auf die Nutzungsansprüche von Kindern und Jugendlichen untersucht wurden (vgl. Freudenau/ Rabe/ Reutter 2004), erwiesen sich dementsprechend die Einfamilienhausgebiete als zwar kinderfreundlich, aber wenig jugendfreundlich. Alle drei untersuchten Siedlungsformen werden hinsichtlich ihrer Freizeitmöglichkeiten für Jugendliche als wenig geeignet eingeschätzt. Innerstädtische Mischgebiete seien diesbezüglich allenfalls „die besten unter den schlechten Gebieten" (ebd.: 62). Jugendliche treffen in Einfamilienhausgebieten auf relativ wenig Gleichaltrige und es sind für sie keine Aufenthaltsorte vorhanden, daher formulieren die Autor/innen pointiert: „Das für Jugendliche attraktivste Merkmal eines solchen Viertels ist der Fußweg, der Radweg, die Straße oder die Buslinie, die aus diesem Viertel herausführen" (ebd.: 78). Trotz der somit ebenfalls nachteiligen baulich-strukturellen Situation in Einfamilienhausgebieten konzentriert sich die Diskussion um problematische Quartiere, die die Lebenschancen der Jugendlichen einschränken, hauptsächlich auf Großwohnsiedlungen.

Dieser Unterschied in Wahrnehmung und Bewertung der Quartiere wird mit der Zusammensetzung der Bewohnerschaft erklärt (vgl. ebd.: 79). Öffentliche Räume werden stark durch ihre Nutzer/innen mitgeprägt, dies wurde im Rahmen des multidimensionalen Raumkonzeptes bereits erläutert (s. Abschnitt 2.1). Die soziale Struktur der Bewohnerschaft von Großwohnsiedlungen weist Besonderheiten hinsichtlich Altersstruktur, ökonomischer Lage, Herkunft und sozialer Milieuzugehörigkeit auf. Diese Kennzeichen sind nicht statisch, sie unterliegen Wandlungsprozessen und sind nicht in allen Siedlungen gleich ausgeprägt. Sie sollen an dieser Stelle eingehender betrachtet werden.

Die Altersstruktur der Bevölkerung von Großwohnsiedlungen wies in der Anfangsphase die Charakteristika und Problematiken aller vorrangig auf Wohnen ausgerichteten Neubaugebiete auf. Da viele junge Familien einzogen ergab sich der bereits angesprochene demographische ‚Kinderberg'. Die vielen Kinder wuchsen heran und es kam temporär zu einem großen Anteil Jugendlicher an der Bewohnerschaft. Im Alltag der noch neuen Großwohnsiedlungen war dagegen der Großteil der Erwachsenen, insbesondere die Männer[35], als Berufstätige tagsüber nicht anzutreffen. Inzwischen hat die Kindergeneration der Aufbaujahre diese Quartiere weitgehend verlassen und die verbliebene Elterngeneration befindet sich im Rentenalter.

Die angestrebte soziale Mischung der Bewohnerschaft gelang allenfalls kurzfristig in den Aufbaujahren, als die breite Bevölkerung Wohnraum suchte und diese Siedlungen als modern galten. Teilweise entstand schon zu Beginn mit der konzentrierten Unterbringung der Bewohnerschaft aus den noch zahlreichen Behelfsunterkünften der Nachkriegsjahre eine Ungleichverteilung, eine „soziale Hypothek" (Spiegel 2001: 78). Bauliche und soziale Merkmale verkoppelten sich zu einem Stigma, wie Erika Spiegel treffend zum Ausdruck bringt:

„Je nachdem wo diese untergebracht waren, gab es daher auch oft eine ausgeprägte kleinräumige Segregation, meist in Hochhäusern, in denen sich damit bauliche und soziale Auffälligkeit zu einem weithin sichtbaren Menetekel verbanden" (ebd.: 78).

In der Folgezeit übten insbesondere die Eigentümerstrukturen dieser Quartiere maßgeblichen Einfluss auf die Zusammensetzung der Bewohnerschaft aus. In Großwohnsiedlungen dominiert die gemeinnützige Wohnungswirtschaft. Diese agiert im Rahmen staatlicher Wohnungspolitik, häufig in enger organisatorischer und personeller Verflechtung mit den Kommunen (vgl. Jessen 1998: 107 f.). Über die kommunale Wohnungsvergabe wurden die Wohnungen in den Großwohnsiedlungen mit Personen bzw. Familien belegt, die auf dem damals engen freien Wohnungsmarkt aufgrund verschiedener Notlagesituationen keine Chancen hatten. Mit der beginnenden Entspannung auf dem Wohnungsmarkt kam es bald

[35] Zu dieser Zeit waren Mütter kleiner Kinder selten berufstätig. Wegen des weitgehenden Fehlens der Väter in der alltäglichen Erfahrungswelt der Kinder sprach Pfeil vom „großstädtischen Matriarchat" (Pfeil 1965: 13).

zu Vermietungsproblemen und einer „Entmischung durch Fortzug“ (Zapf 1991: 18). Durch die kommunale Belegungspolitik, die weiterhin einkommensschwache Gruppen diesen Siedlungen konzentriert zuwies, wurde der selektive Abwanderungsprozess weiter verschärft (vgl. Durth/ Hamacher 1978: 23). Die Wohnbevölkerung umfasste immer größer werdende Anteile von „subventionierten Zwangsbewohnern“ (ebd: 23).

Mit der Liberalisierung des Wohnungsmarktes in den 1980er Jahren reduzierte sich der Bestand an kommunal belegbaren Wohnungen im gesamten Stadtgebiet und es kam zu einem rasanten Verlust preiswerten Wohnraums (vgl. Keim/ Neef 2000: 250). Übrig blieben die großen Bestände an Belegrechtswohnungen in den Großwohnsiedlungen. In diesen Quartieren verblieben nur die, die aus materiellen Gründen nicht anders konnten, und es zogen nur die ein, die keine andere Wahl hatten (vgl. Jessen 1998: 112). Der Anteil der Bewohner/innen in prekären Lebenslagen erhöhte sich weiter, „verursacht durch die kommunale Einweisungspolitik und Prozesse sozialer Verelendung in der Siedlung selbst“ (Durth/ Hamacher 1978: 24).

Im Laufe aufeinander folgender Zuzugswellen erhöhten sich in den Großwohnsiedlungen auch die Anteile an Personen mit Migrationshintergrund. Die unvermieteten Wohnungen und die Belegrechtswohnungen wurden nacheinander verstärkt an Arbeitsmigrant/innen, deren nachziehende Familien, Aussiedler/innen und Asylsuchende vergeben. In diesen Stadtteilen leben daher heute Angehörige vieler unterschiedlicher Herkunftsländer nah beieinander. Diese Gruppen weisen relativ hohe Kinderzahlen auf, so dass neben die überalterte autochthon deutsche Bevölkerung eine junge Bevölkerung mit Migrationshintergrund tritt. Die Bewohnerschaft der Großwohnsiedlungen ist somit sowohl von der Altersstruktur wie von der soziokulturellen Herkunft her heterogen zusammengesetzt. Daher verwundert es nicht, dass die sozialen Beziehungen untereinander als gering ausgebildet beschrieben werden. Zudem besteht ein nur geringer Grad an politischer Organisation (vgl. Herlyn 1987 b: 123, Jessen 1998: 110 f.).

Für diese Bewohnerschaft, die zu einem hohen Anteil aufgrund von Arbeitslosigkeit, Familienarbeit oder ihrer Altersphase (Kinder, Jugendliche, Senior/innen) ihre gesamte Zeit im Stadtteil verbringt, sind die unter den Bedingungen der Vollbeschäftigung als Versorgungs- und Schlafanlagen konzipierten Großwohnsiedlungen nicht vorgesehen gewesen (vgl. Häußermann/ Siebel 2000: 132). Auffällig ist, dass das in Großwohnsiedlungen mit der sozialen Zusammensetzung gegebene Moment der Fremdheit und Vielfältigkeit, welches im Urbanitätskonzept positiv herausgehoben wurde, hier einseitig als Problem thematisiert wird. Fremdheitserfahrungen und Heterogenität stellen den Studien zufolge eine Überforderung der Bewohnerschaft dar (vgl. Krings-Heckemeier 1998: 146; Freudenau/ Rabe/ Reutter 2004: 9).

Hinzu kommt die mittlerweile verfestigte Stigmatisierung vieler Großwohnsiedlungen, die ihre gesamte Bewohnerschaft gleichermaßen trifft. In der Folge schließt die Wohnadresse von vornherein von Ausbildungs- oder Arbeitsplätzen aus. Diese kollektive Diskriminierung führt teilweise dazu, „die Abschließung der stigmatisierten Gruppe gegenüber der als feindlich empfundenen Umwelt von sich selbst aus zu verstärken“ (Herlyn 1974: 28). Das negative Image des Quartiers wird nicht nur von außen oktroyiert, sondern auch von innen reproduziert (vgl. Ottersbach 2004: 69).

Die Bewohnerschaft von Großwohnsiedlungen eint die relativ schwache materielle Situation sowie die gemeinsame Betroffenheit von ungünstigen räumlichen Bedingungen und vom Stigma der schlechten Wohnadresse. Weitere übergreifende vergemeinschaftende Merkmale sind nur für Untergruppen und nicht für die gesamte Stadtteilbevölkerung vorhanden, darin unterscheidet sich die Situation von der historischer Arbeiterquartiere. Da es sich um sozial und kulturell sehr heterogene soziale Milieus handelt, fehlt ein gemeinsames und verbindendes Durchsetzungspotenzial (vgl. Häußermann/ Siebel 2000: 138). Eine dementsprechend anhand von Mangel an Macht und Ressourcen vorgenommene Begriffsbestimmung dieser Bevölkerungsgruppe ist die der ‚urban underclass’ (vgl. Kronauer 1995: 198 ff.; 1998: 23 ff.; Bremer/ Gestring 1997). Am ‚underclass’-Begriff wird kritisiert, dass er außer dieser Negativbestimmung nicht inhaltlich zu füllen ist und dass er die Gefahr beinhaltet, sich stigmatisierend gegen die Ausgeschlossenen selbst zu richten. In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem plakativen Begriff des ‚Prekariats’ (zur kritischen Diskussion dieser Konzepte s. u.a. Böhning (Hg.) 2006).

Für heterogen zusammengesetzte soziale Gruppen, die aber durch marginalisierte Positionen im gesellschaftlichen Gefüge vereint sind, scheint dahingegen der Hinweis auf deren Behandlung als ‚gefährliche Gruppen’ weiterführend zu sein (vgl. auch Ronneberger 1997: 40 f.). Mit dem Topos der ‚gefährlichen Gruppen’ oder ‚gefährlichen Klassen’ wird die Seite der gesellschaftlichen Ausgrenzung herausgestellt, da der Bedrohungsaspekt als Grundlage für die Legitimation eines repressiven Umgangstils dient.

Zuerst wurde die Bezeichnung „gefährliche Klasse“ von Louis Chevalier (2002 [1958]) benutzt. Er bezeichnete damit den Teil der Stadtbevölkerung, der in Zeiten der Industrialisierung weder eindeutig zu den Bürgern noch zu den Arbeitern gerechnet werden konnte; es waren Gelegenheitsarbeiter oder entwurzelte Bauern. Sie waren nicht ärmer als andere Bevölkerungsgruppen, aber ohne eine Halt und Orientierung gebende gemeinsame Alltagskultur oder Identität (vgl. Dubet/ Lapeyronnie 1994: 125 f.). Dieser Begriff ist von Dubet und Lapeyronnie aufgenommen worden, um darauf hinzuweisen, dass den heutigen, heterogen zusammengesetzten unterprivilegierten sozialen Milieus die integrierende Wirkung einer Arbeiterkultur fehlt. Die Position im sozialen Gefüge wird daher als individuelles Schicksal erlebt und zu verarbeiten gesucht – mit der Folge psychischer Belastung und weiterer sozialer Nachteile.

„Da das Milieu keinen Halt bietet und es kein Klassenbewusstsein mehr gibt, das zur kritischen Lagebeschreibung beitragen könnte, liegt es nahe – und das unglückliche Bewusstsein sieht es so – , die Schuld für die Ausgrenzung bei sich selbst zu suchen. Die Schande, in einer verrufenen Siedlung zu wohnen, wird ebenso wie Schulversagen als Ergebnis persönlichen Scheiterns erlebt, und Arbeitslosigkeit vom Gefühl begleitet, zu nichts nutze zu sein. Die Handelnden entfremden sich von sich selbst und wenden auf sich die Kategorien und Urteile an, in denen ihr Ausgegrenztsein gemeinhin thematisiert wird. So kommt es zu apathischem Rückzug, Selbstbezogenheit, Selbstverleugnung, Schweigen, der Weigerung, überhaupt noch vor die Tür zu gehen und andere Menschen zu sehen, zur unumstößlichen Gewissheit, gescheitert zu sein“ (ebd.: 111).

Durch räumliche Segregationseffekte überträgt sich das Bedrohungsgefühl von den als ‚gefährlich’ wahrgenommenen Gruppen auf ganze Stadtquartiere. Diese nunmehr ‚gefährlichen Orte’ wirken in ihrer Stigmatisierung zurück auf die Bewohnerschaft, unabhängig von deren individuellen Verhaltensweisen und sozialen Lagen. Befördert wird damit die Abgrenzung zur übrigen Stadtbevölkerung. Die pauschale Zuschreibung von Gefährlichkeit begründet weitere Benachteiligungen.

„Die kategoriale Zuschreibung der Gefährlichkeit für eine ganze Gruppe – und für ganze städtische Zonen – ist relevanter als die tatsächlich durchgeführten Handlungen. An gefährlichen Orten befinden sich in der Regel gefährliche Menschen, die gefährlicherweise ihr gefährliches Unwesen treiben. (...) Die heutigen ‚sozialen Brennpunkte’ sind üblicherweise der Sitz der gefährlichen Klassen. Die Konstruktion einer solchen Figur zeigt ihre Effektivität, indem sie die Angst vor solchen Orten verbreitet und die Stigmatisierung gewisser Menschengruppen vertieft, indem sie das ‚Problem’ als permanent bedrohlich, dauerhaft und ‚unlösbar’ darstellt“ (de Marinis 2000: 222 ff.).

Um soziale Gruppen jenseits stigmatisierender und ausgrenzender Bewertungen genauer spezifizieren zu können, lassen sich unterschiedliche typische Verarbeitungsformen und alltagskulturelle Lebensweisen herausarbeiten. Im seitens der ‚hannoverschen Milieuforschung’ weiterentwickelten Konzept der sozialen Milieus (s. Abschnitt 2.1.1) werden die ‚Unterprivilegierten Volksmilieus’ auch als ‚Traditionslose Milieus’ bezeichnet (vgl. Vester/ von Oertzen/ Geiling/ Hermann/ Müller 2001: 32). Kennzeichnend ist die „Perspektive der Ohnmacht“ (ebd.: 32), vergleichbar jener der unterständischer Schichten vorindustrieller Gesellschaften, die nicht an der traditionellen ständischen Sicherheit und Ehre teilhaben und über keine vergleichbare eigene Tradition verfügen konnten. Die Lebensführung der ‚Traditionslosen Arbeitnehmermilieus’ beinhaltet eine Mischung von Gelegenheitsorientierung und Anlehnung an die Strategien der Traditionslinien der gesellschaftlichen Mitte (vgl. ebd.: 32).

„Die Angehörigen des Milieus versuchen einerseits, durch Anlehnung an höhere Milieus mehr soziale Anerkennung zu gewinnen. Andererseits werten sie die gesellschaftlich wenig respektierten Eigenarten teilweise positiv: ihre Fähigkeit zu Spontaneität und Improvisation, ihre Flexibilität bei der Suche nach Gelegenheiten, ihr Gefühl für herzliche menschliche Beziehungen, ihr körperliches oder sportliches Können und ihre Fähigkeit, mit chaotischen Bedingungen und Schicksalsschlägen umzugehen“ (ebd.: 523).

Drei Milieuuntergruppen des ‚Traditionslosen Arbeitermilieus’ lassen sich hinsichtlich ihrer Mentalitäten und Bewältigungsweisen differenzieren: Respektable, Unangepasste und Resignierte. Die ‚Respektablen’ oder ‚Statusorientierten’ versuchen, trotz ihrer erschwerten Bedingungen, die kleinbürgerlichen Werte der Respektabilität und Pflicht einzuhalten. Die ‚Unangepassten’ orientieren sich an den Werten der hedonistischen Milieus und versu-

chen, auch mit ihren geringen Mitteln an erlebnisreichem Lebensgenuss teilhaben zu können. Die ‚Resignierten' glauben nicht, oder nicht mehr, an den Erfolg der Strategien der Respektabilität und sind zu sehr entmutigt, um auf andere Strategien zu setzen. Sie fügen sich perspektivlos in ihre unterprivilegierte Lage (vgl. ebd.: 524 f.).

In einem Versuch, soziale Jugendmilieus zu klassifizieren, wurden diese Differenzierungen des ‚Traditionslosen Arbeitermilieus' wieder in der Vereinheitlichung als „junge Unterprivilegierte" (Gardemin 2000: 6) aufgelöst. Diese werden als überwiegend pragmatisch orientiert beschrieben und als bemüht darum, „Anschluß an eine Entwicklung zu halten, von der sie sich in vielerlei Hinsicht überfordert fühlen" (ebd.: 6). Aufgrund der lebensphasenspezifischen Aufgabe des Hineinwachsens in die vorgegebenen gesellschaftlichen Aufgaben, Normen und Werte unter verunsichernden Bedingungen erscheint dieses pragmatisch orientierte Bemühen plausibel.

Die Charakterisierungen der sozialen Milieus wurden allerdings nicht für die verschiedenen Personengruppen mit Migrationshintergrund entwickelt. Nur mit Einschränkungen lassen sich diese den o.g. Mustern zuordnen. Hier scheint der Hinweis wichtig, dass auch in den ‚sozialen Brennpunkten' die Mehrheit der Bevölkerung erwerbstätig ist und sich in seiner Arbeitsethik darauf bezieht – und dass dies in hohem Ausmaß die Migrant/innen der Stadtteile sind (vgl. Keim/ Neef 2000: 257 ff.)[36]. Hieraus lässt sich annäherungsweise schließen, dass weite Teile der Bevölkerung mit Migrationshintergrund an den sozialen Milieus der Mitte orientiert sind oder diesen zuzuordnen wären. Diese unterscheiden sich demnach in ihrer materiellen Lage und ihrer Lebensführung von den autochthon Deutschen im Quartier. Gleichzeitig unterliegen sie einer doppelten Stigmatisierung durch Migrationsstatus und Wohnadresse (vgl. auch Blasius/ Friedrichs/ Klöckner 2008). Asylsuchende Bewohner/innen haben hingegen aufgrund ihres grundlegend unsicheren Aufenthaltsstatus und dem gesetzlichen Ausschluss von Erwerbsarbeit mit besonderen Problematiken zu kämpfen, auf die hier nur kurz hingewiesen werden kann. Deutlich geworden ist, wie unterschiedlich sich die Bewohnerschaft der Großwohnsiedlungen zusammensetzt und dass die baulich-räumliche Gestalt nicht auf die Belange der vielen nichterwerbstätigen Bewohner/innen ausgerichtet wurde.

[36] Keim und Neef entwickelten eine Typologie von den Arbeitsethiken der ‚Problemviertel'-Bewohner/-innen. Darin zeigen sich ganz ähnliche Tendenzen, wie sie für die Untergruppen der ‚Traditionslosen Arbeitermilieus' genannt wurden. Die ersten beiden Gruppen beziehen sich in ihrer Arbeitsethik auf Erwerbstätigkeit und entsprechende Arbeitstugenden. Sie unterscheiden sich darin, dass die erste Gruppe regulären Erwerbstätigkeiten nachgeht (vorwiegend Migrant/innen) und die zweite Gruppe in prekären Arbeitsverhältnissen arbeitet oder viel Familienarbeit leistet und auch informellen Arbeiten nachgeht. Als dritte Gruppe werden ‚Apathische' genannt. Dabei handelt es sich überwiegend um Langzeitarbeitslose, die mit sozialem Rückzug reagieren und im Quartier kaum in Erscheinung treten. Und schließlich die ‚Autonomen', von denen ein Teil – eher die jüngeren – in einer hedonistischen Orientierung ein Maximum an Sozialleistungen herauszuholen verstehe. Beim anderen Teil des als autonom bezeichneten Typus handelt es sich um resignierte Arbeitslose, die sich ganz auf ihre Arbeitslosengemeinschaft zurückziehen und dort eine neue Orientierung jenseits der Normal-Erwerbsgesellschaft aufrechterhalten (vgl. Keim/ Neef 2000: 257 ff.).

Für in Großwohnsiedlungen wohnende Jugendliche kann daher keine einheitliche ‚Klassenlage' vorausgesetzt werden, so wie dies in klassischen Studien, die sich mit benachteiligten Jugendlichen in England beschäftigten (vgl. Clarke u.a. 1979 a; Willis 1982), in Bezug auf proletarische Milieus oder die Arbeiterklasse möglich war. Und auch dort wurde betont, dass sich bei Jugendlichen Klassenlage und Altersphase überlagern. Jugendliche spiegeln demnach die Klassenzugehörigkeit ihrer Eltern und sind von deren Konfliktlagen und Verarbeitungsformen ebenso betroffen[37], setzen diese Erfahrungen aber über jugendkulturelle Stilbildungen in eigener Weise um. Sie sind nicht nur auf die ‚Stammkultur' bezogen, sondern „durch sie – wie durch ein Prisma – hindurch, zur dominanten bürgerlichen Kultur" (Lindner 1979: 11). Jugendliche befinden sich in einer Orientierungsphase und ihre soziale Verortung ist noch nicht so festgelegt wie bei Erwachsenen.

3.5 Zum Begriff der benachteiligten Jugendlichen

Wie lassen sich die Jugendlichen charakterisieren, die in Großwohnsiedlungen leben und deren Lebenschancen als eingeschränkt bezeichnet wurden? In dieser Arbeit werden sie als benachteiligte Jugendliche bezeichnet. Mit dem Begriff der Benachteiligung soll kenntlich gemacht werden, dass diese Jugendlichen mit besonderen Schwierigkeiten konfrontiert sind, die nicht aus ihren individuellen Eigenschaften oder Fähigkeiten resultieren, sondern durch gesellschaftliche Positionierungs-, Zuschreibungs- und Schließungsprozesse entstehen. Ähnlich wie bei dem Begriff der Marginalisierung (vgl. Neef/ Keim 2007: 284 ff.) handelt es sich um ein prozesshaftes Geschehen.

Benachteiligt sind diese Jugendlichen bezüglich ihrer Chancen auf gesellschaftliche Teilhabe. Der Teilhabebegriff bezieht sich auf gesellschaftliche Integration und Inklusion[38], wobei von aktiven, handelnden Subjekten ausgegangen wird. Ansprüche auf gesellschaftliche Teilhabe leiten sich aus den Verfassungsnormen der Menschenwürde und der freien Entfaltung der Persönlichkeit ab und sind bereits sozialpolitisch und sozialrechtlich eingeführt (vgl. Bartelheimer 2007: 5 ff.). Auch den Armuts- und Reichtumsberichten der Bundesregierung wird dieser Teilhabebegriff zugrunde gelegt, und somit über die Beschreibung von Einkommens- und Vermögensaspekten hinausgegangen. Betont wird darin, dass sich das heutige Verständnis von sozialer Gerechtigkeit daran orientiere, „ob den Menschen gleiche Chancen und Möglichkeiten verschafft werden, am ökonomischen und ge-

[37] Bezüglich der Gleichaltrigengruppen wird der Einfluss der Herkunftmilieus folgendermaßen beschrieben: „Mit der bei Generalisierungen gebotenen Vorsicht lässt sich sagen: *peer-groups* der Mittelschicht respektieren Individualität und Sympathiebindungen wie eigene Interessen; in *peer-groups* der Arbeiterkultur sind Rauhbeinigkeit und Tapferkeit, Stärke und ‚direkte Aktion' Prestigemittel" (Schäfers 2001: 165; Hervorhebungen im Original).

[38] Inklusion ist der Gegenbegriff zu Exklusion (s. zum Exklusionsbegriff: Kronauer 2002; Bude/ Willisch (Hg.) 2006). Der international gebräuchliche Begriff ‚inclusion' wird jedoch im Deutschen teilweise mit ‚Teilhabe' übersetzt (vgl. Bartelheimer 2007: 7).

sellschaftlichen Leben teilzuhaben und sich selbst zu verwirklichen“ (Bundesregierung (Hg.) 2005: XIX). Konkreter heißt es:

„Teilhabe lässt sich an den Chancen und Handlungsspielräumen messen, eine individuell gewünschte und gesellschaftlich übliche Lebensweise zu realisieren. Die gesellschaftlich bedingten Chancen sind maßgeblich dafür, in welchem Umfang eigene Ziele mit den individuellen Potenzialen erreicht werden können. Der Staat kann Chancen eröffnen. Darunter fallen z.B. politische Beteiligung und Mitbestimmung, Arbeitsmarktzugang, Zugang zu Bildung und Gesundheitswesen, Wohnen, Infrastruktur für Kinderbetreuung, soziale Sicherheit. Aber jede und jeder Einzelne entscheidet darüber, ob sie oder er die Chancen nutzt“ (ebd.: XVI).

Damit wird auf Aspekte sowohl von sozialer Integration als auch von Systemintegration verwiesen.[39] Die Annahme eingeschränkter Teilhabechancen bei Jugendlichen, die in einer Großwohnsiedlung leben, wird hier unter Bezug auf individuelle Armutslagen der Jugendlichen (a) sowie die benachteiligenden Effekte der residentiellen Segregation (b) begründet.

Ad a: Auf der individuellen Ebene schränkt Armut gesellschaftliche Teilhabechancen deutlich ein. Nach dem ressourcenorientierten Ansatz von relativer Armut gelten die Personen als arm, die im Vergleich zum mittleren Standard einer Gesellschaft über nur geringe Ressourcen verfügen.[40] Die Verfügbarkeit über materielle Ressourcen ist dabei der zentrale Aspekt dieser Definition, denn auch wenn ‚nicht-monetäre’ Aspekte dazugehören, wird die relative Armut hieran bemessen (vgl. Timm/ Körner/ Meyer 2006: 17).

Kinder und Jugendliche sind in Deutschland besonders stark von Armut betroffen, und zwar durch die Verarmung ihrer Eltern. In der Armutsberichterstattung über Kinder und Jugendliche besteht weitgehend Konsens, dass eine rein am Familieneinkommen ansetzende Einschätzung für ihre Lage unzureichend ist (vgl. Hock u.a. 2000: 27 f.; Bundesregierung (Hg.) 2008: 83 f.). Neben der materiellen Situation im Haushalt werden daher weitere Lebenslagedimensionen betrachtet. Die Definition von Armut bei Kindern im ersten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung lautet:

„Kinder werden vor allem dann als arm bezeichnet, wenn folgende Kriterien zutreffen: - wenn die für ein einfaches tägliches Leben erforderlichen Mittel unterschritten werden, - wenn es an unterstützenden Netzwerken für ihre soziale Integration mangelt, - wenn sie von den für die Entwicklung von Sozialkompetenz wichtigen Sozialbeziehungen abgeschnitten bleiben, - wenn Bildungsmöglichkeiten für ihre intellektuelle und kulturelle Entwicklung fehlen, - wenn sie in ihrem Umfeld gesundheitlichen Beeinträchtigungen ausgesetzt sind, - wenn Kinder in Familien vernachlässigt werden, wenn Kinder in Familien Gewalt ausgesetzt sind“ (Bundesregierung 2001 (Hg.): 116).

[39] Die für Analysen fruchtbare Unterscheidung zwischen sozialer Integration und Systemintegration geht auf einen Aufsatz von David Lockwood zurück (vgl. Lockwood 1979: 125).

[40] Für die Sozialberichterstattung in den Mitgliedsländern der Europäischen Union wurden folgende Grenzen definiert, die sich auf das jeweilige mittlere Äquivalenzeinkommen beziehen: Wer über bis zu siebzig Prozent des mittleren Äquivalenzeinkommens verfügt, lebt in ‚prekärem Wohlstand’, bei sechzig Prozent liegt die ‚Armutsgefährdungsgrenze’, wer unter fünfzig Prozent besitzt, wird als ‚relativ einkommensarm’ bezeichnet und bei unter vierzig Prozent wird von ‚Armut’ gesprochen (vgl. Timm/ Körner/ Meyer 2006: 17 f.).

Zu der materiellen Schlechterstellung der Familie kommen also weitere Benachteiligungen in verschiedenen Lebenslagedimensionen[41] bzw. in Bezug auf „Schlüsselressourcen" (Bundesregierung 2008 (Hg.): 85) hinzu. Genannt werden Bildung, Erwerbstätigkeit, Gesundheit, Zeit, soziale Vernetzung, Wohnung sowie ein adäquates Wohnumfeld (vgl. ebd.: 85).

Die multidimensionale Betrachtung unterschiedlicher Lebenslagen bleibt allerdings meist rein additiv, d.h. die Dimensionen werden oft gleichwertig nebeneinandergestellt, ihre unterschiedlichen Qualitäten nicht diskutiert, obwohl einige Faktoren stärker armutsrelevant sind als andere (vgl. Friedrich 1999: 275). Hinzu kommen wechselseitige Bedingungen und Verschränkungen unterschiedlicher Dimensionen. Diese Problematiken des komplexen Armutsbegriffs werden sich hier nicht klären lassen. Festzuhalten bleibt, dass Jugendliche in unterschiedlichen Dimensionen Benachteiligungen erfahren können, die teilweise kumulieren. Die individuelle Persönlichkeitsentwicklung wird von den resultierenden Frustrationserfahrungen und Überforderungen belastet.

„Im Prinzip chancenlos zu sein und trotzdem der Gesellschaft seine Fähigkeiten anzubieten, die diesen Jugendlichen doch eher die kalte Schulter zeigt, überfordert viele Jugendliche in ihrer Identitätsfindung" (Dangschat 1998 b: 131).

Entwicklungsdefizite im kognitiven, sozialen und psychosozialen Bereich können folgen.[42] Es wird auch berichtet, dass abweichende und gewaltförmige Reaktionsweisen bei benachteiligten Jugendlichen stärker verbreitet sind, wobei die räumliche Konzentration sozialer Benachteiligungen einen Verstärkungseffekt[43] ausübe (vgl. Oberwittler 2004: 163 f.). Der Wirkungszusammenhang von benachteiligter Lebenslage und Devianz ist komplex und gebrochen. Einerseits wird die materielle Ungleichheitslage hervorgehoben, die Jugendli-

[41] In einer Studie der Arbeiterwohlfahrt werden vier weitere Dimensionen neben dem Einkommen aufgeführt und einbezogen: materielle Grundversorgung (Wohnen, Nahrung, Kleidung und materielle Partizipationsmöglichkeiten), kulturelle Versorgung (Kognitive Entwicklung, Bildung, u.a.), soziale Situation (soziale Kontakte und Kompetenzen) und gesundheitliche Lage (psychische und physische Entwicklung). Anhand dieser Dimensionen wird dort zwischen Wohlergehen, Benachteiligung und multipler Deprivation differenziert (vgl. Hock u.a. 2000: 28, 54).

[42] Eine Beschreibung der individuellen Defizite von benachteiligten Jugendlichen lautet z.B. wie folgt: „So fehlt benachteiligten Jugendlichen typischerweise die sprachliche Kompetenz der guten Beherrschung der deutschen Umgangssprache, um sicher mit Arbeitskollegen, Vorgesetzten und Kunden kommunizieren zu können. Zweitens haben sie oft wenig Problemlösungs- und Lerntechniken, um im Arbeits- und Berufsschulalltag anfallende Aufgabenstellungen zufriedenstellend ausführen zu können. Drittens besitzen sie vergleichsweise weniger soziale Kompetenzen, wie z.B. die Bereitschaft zu Kontaktaufnahme und Integrationsfähigkeit (...). Viertens können sie meist nicht auf psychosoziale Verhältnisse von einiger Stabilität bauen, um Enttäuschungen verkraften, Frustrationen wegstecken und ihre leiblich-seelische Gesundheit stabil halten zu können. Fünftens bringen sozial benachteiligte Jugendliche schließlich bei ihrem Versuch, in der Welt der Ausbildung Fuß zu fassen, die Hypothek von Stigmatisierungserfahrungen der verschiedensten Art mit (...)" (Utz/ Miroschnik 2000: 174).

[43] Dieser Kontexteffekt konnte allerdings nur für deutsche Jugendliche festgestellt werden. Bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund zeigten sich bezeichnenderweise keine oder sogar entgegengesetzte Zusammenhänge zwischen sozialräumlicher Benachteiligung und Delinquenz (vgl. Oberwittler 2004: 164). Möglicherweise wirken die sozialen Beziehungsstrukturen in diesen Quartieren durch die erhöhten Anteile an Migrant/innen eher als Ressource denn als Benachteiligung.

che mittels Diebstahl oder Raub auszugleichen suchen würden, besonders deshalb, weil der demonstrative Konsum von Statusgütern innerhalb der Gruppenhierarchien bedeutsam sei (vgl. Engel/ Hurrelmann 1994: 273).

„Der Befund ist eindeutig: Sich in bezug auf Dinge depriviert zu fühlen, die man als Junge oder Mädchen aus Akzeptanzgründen gerne hätte, ist eine echte Quelle jugendlichen Risikoverhaltens, und zwar in dem Maße, in dem der soziale Kontext der Jugendlichen durch finanzielle Ungleichheit geprägt ist. Dies zeigt sich insbesondere bei Betrachtung aggressiven bzw. delinquenten Verhaltens“ (ebd.: 273).

Andererseits werden die persönlichen Bindungsnetze und ein starker ‚Beziehungsanker' in der Herkunftsfamilie der Jugendlichen als entscheidendes Merkmal im Hinblick auf Devianz benannt. Bei eingeschränkteren Beziehungen und einförmigen Beziehungskontexten bestehe eine größere Wahrscheinlichkeit für die Herausbildung von ‚kriminogenen' Karrieremustern (vgl. Kühnel/ Matuschek 1995: 202 f.). Verwiesen wird auch auf den „enormen Problemdruck“ (Ulbrich-Herrmann 1998: 235), dem Jugendliche der Traditionslosen Arbeitermilieus unterlägen und der sich in gewalttätigem Verhalten entlade (ebd.: 234 f.).

Mädchen entwickeln vor dem Hintergrund von sozialen Ausgrenzungs- und geschlechtsspezifischen Abwertungserfahrungen ebenfalls gewaltbereite Haltungen, die bei einer entsprechenden Gruppenpraxis und einem gewaltbejahenden Gruppenklima, in dem sich Weiblichkeit und Gewalt durchaus miteinander verbinden lassen, zum Tragen kommen (vgl. Bruhns/ Wittmann 2002: 273). Zu beachten ist, dass sich die von Jugendlichen ausgeübte Gewalt größtenteils innerhalb der Altersgruppe der Jugendlichen abspielt; sie sind nicht nur auf Täterseite sondern auch auf der Opferseite besonders betroffen.[44] Viele spätere Gewalttäter/innen haben vorher selbst Gewalt in der Familie erfahren (vgl. Pfeiffer u.a. 1998: 94 ff.). Wenn Dunkelfelduntersuchungen hinzu genommen werden, weitet sich der Blick von der ‚gefährlichen' Jugend auf die ‚gefährdete' Jugend (vgl. Wilmers u.a. 2002: 14).

Ad b: In bestimmten Wohnquartieren kann eine „Kumulation baulich-räumlicher und sozialer Benachteiligung“ (Neef/ Keim 2000: 251) festgestellt werden. Soziale Ungleichheit zeigt eine „insulare Struktur von verarmten und sozialmoralisch ausgegrenzten Einzelnen, die sich allerdings in bestimmten Wohnvierteln der Großstädte (...) verdichten“ (Vester/ von Oertzen/ Geiling/ Hermann/ Müller 2001: 87). Die hinsichtlich sozialstruktureller Merkmale ungleiche Verteilung der Wohnbevölkerung in einer Stadt, die ‚residentielle Segregation', wird dabei nicht als ausschließliches Abbild sozialer Ungleichheit in den Raum verstanden. Es handelt sich um eine weitere Dimension sozialer Benachteiligung, in der sich die Ungleichheiten der Sozialstruktur verstärken (vgl. Herlyn 1974: 28 f.; Dangschat 1998 a: 211). Nach Bourdieu lässt sich Segregation gleichzeitig als Ursache und

[44] In 2006 waren von den Opfern der Raubüberfälle auf Straßen, Wegen oder Plätzen 42,7 Prozent Jugendliche und Heranwachsende. Unter den Opfern gefährlicher und schwerer Körperverletzung auf Straßen, Wegen oder Plätzen fand sich diese Altersgruppe mit 37,5 Prozent (vgl. Bundeskriminalamt 2007: 144, 151).

Wirkung des exklusiven Gebrauchs eines Raums verstehen, und zwar in aufwertender wie abwertender Richtung (vgl. Bourdieu 1991: 30).

„Der Ghetto-Effekt ist das genaue Gegenteil des Klub-Effekts: Während das Nobelviertel wie ein auf aktiven Ausschluß unerwünschter Personen beruhender Klub funktioniert und jeden seiner Bewohner symbolisch erhöht, indem es ihm erlaubt, am akkumulierten Kapital aller in ihm Wohnenden zu partizipieren, degradiert das Ghetto symbolisch seine Bewohner, indem es in einer Art Reservat Akteure sammelt, die, aller Trümpfe ledig, deren es bedarf, um bei den diversen sozialen Spielen mitmachen zu können, nichts anderes gemeinsam haben als ihre gemeinsame Exkommunikation. Neben der Stigmatisierung führt die räumliche Zusammenfassung an einer im Nichtbesitz homogenen Population noch zu vertiefter Deprivation, zumal im Bereich der Kultur und der kulturellen Praxis (wie sie umgekehrt die kulturelle Praxis der happy few weiter privilegiert)“ (ebd.: 32 f.).

Die benachteiligenden Effekte von städtischen Gebieten mit hoher Konzentration von Armen, bzw. Marginalisierten, werden von Häußermann und Siebel zusammengefasst. Sie zählen unter anderem auf: Verschlechterung der Angebote öffentlicher Infrastruktur[45]; schlechtere Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten durch eine Umwelt mit geringerer physischer und sozialer Komplexität sowie fehlenden positiven Rollenvorbildern; Verwahrlosung des öffentlichen Raums; mangelnde lokalpolitische Einflussmöglichkeiten der Bewohnerschaft u.a. durch den hohen Anteil von Nichtwahlberechtigten; Stigmatisierungseffekte, die bei Ausbildungs- und Arbeitssuche negativ wirken, sowie mangelndes soziales Kapital durch fehlende Kontakte zu integrierten und materiell bessergestellten Gruppen (vgl. Häußermann/ Siebel 2000: 133 f.).

Doch nicht nur die benachteiligenden Effekte städtischer Problemquartiere werden hervorgehoben, sondern auch ihre Ressourcen (vgl. Herlyn/ Lakemann/ Lettko 1991; Kronauer/ Vogel 2001; Neef/ Keim 2007). Für die Bewältigung von Alltagsproblemen sind vor allem zwei Typen von Ressourcen in Wohnquartieren relevant: unterstützende soziale Netze und institutionelle Angebote (vgl. Kronauer/ Vogel 2001: 45). So wie es für Migrant/innen positiv sein kann, zumindest für eine Zeit lang die ‚Binnenintegration’ einer ‚ethnischen Kolonie’ zu erfahren, ohne dass es sich gleich um isolierende Ghettobildungen handelt (vgl. Elwert 1982; Esser 1986; Heckmann 1991), so gilt dies teilweise auch für das nahe Zusammenleben unterprivilegierter sozialer Milieus.[46] Allerdings wurde festgestellt, dass die sozialen Unterstützungsnetze von Familienhaushalten umso kleiner und intensiver – und damit anfälliger – sind, je schlechter gestellt die Lebenslage ist (vgl. Bien/ Rathgeber 2004: 238). Im Hinblick auf gesellschaftliche Teilhabe bleiben dies häufig genug Ressourcen auf geringem Niveau, wie Neef und Keim hervorheben:

[45] Ein Zusammenhang zwischen dem sozialen Milieu eines Wohnquartiers und der Ausprägung der quartierlichen sozialen und kulturellen infrastrukturellen Ausstattung wurde nachgewiesen. Einrichtungen mit privilegierendem Charakter sind in Arbeiterquartieren seltener zu finden. Bei den Einrichtungen, die in Arbeiterquartieren überproportional vertreten sind, handelt es sich entweder um Einrichtungen mit caritativ-fürsorgendem Charakter oder um Einrichtungen, die Mängel der Wohnungen und Wohnumfelder kompensieren sollen (vgl. Göschel u.a. 1980: 88).

[46] Einen Überblick über die Argumente für und gegen das Konzept der ‚sozialen Mischung’ bieten Häußermann und Siebel (2002: 37 ff.).

„Auf geringem Niveau vor allem in der Hinsicht, dass sie Armutslagen mildern, aber in der Regel nicht beseitigen – sie erleichtern nur das Leben in Armut unter bestimmten Bedingungen. Das ist zwar mit Blick auf das Selbstwertgefühl der Betroffenen von großer Bedeutung, aber es ist überhaupt kein erstrebenswerter Zustand“ (Neef/ Keim 2007: 293).

Quartierseffekte können Lageeffekte nicht außer Kraft setzen (vgl. Kronauer/ Vogel 2001: 57). Doch die sozialräumlichen Bedingungen des Wohnquartiers können sowohl zur Verschärfung als auch zur Abschwächung der Erfahrung von Ausgrenzungsbedrohung beitragen. Hier scheint keine pauschale Beurteilung möglich, sondern es müssen auf der einen Seite die jeweiligen Strukturen der Quartiere und auf der anderen Seite die unterschiedlichen Bewohnergruppen in ihren unterschiedlichen Orientierungen, Bewältigungsstrategien und Lagen differenziert betrachtet werden.

Für Jugendliche in Großwohnsiedlungen kann resümiert werden, dass diese Stadtteile für sie vermutlich eher wenig Ressourcen bereithalten werden.[47] Zumindest die institutionellen Angebote wurden in den Studien zu Großwohnsiedlungen als sowohl in quantitativer wie qualitativer Hinsicht unzureichend bezeichnet (s. Abschnitt 3.3). Ob die sozialen Netze der Jugendlichen eine Ressource hinsichtlich gesellschaftlicher Teilhabechancen darstellen können, bleibt fraglich. Ein eindeutig benachteiligender Faktor ist hingegen in der latenten gesellschaftlichen Wahrnehmung der Stadtteilbewohnerschaft als ‚gefährliche Gruppen’ zu sehen. Diese Zuordnung führt zu einem ausgrenzenden und repressiven Umgangsstil. Für Jugendliche – insbesondere die männlichen Jugendlichen – ist dies besonders schwerwiegend, da sich diese Einschätzung aufgrund ihrer ebenfalls als bedrohlich wahrgenommenen Altersphase quasi ‚verdoppelt’. Aus der Zuschreibung von Gefährlichkeit und der Zugehörigkeit zu unteren sozialen Lagen bei gleichzeitigem Fehlen vergemeinschaftender Alltagskulturen resultiert eine hinsichtlich gesellschaftlicher Teilhabe benachteiligte Situation.

Abschließend lässt sich definieren: Die Benachteiligung der Jugendlichen bezieht sich auf mangelnde gesellschaftliche Teilhabechancen. Dies betrifft die Jugendlichen, die Einschränkungen auf individuellen Lebenslagedimensionen aufweisen. Dazu gehören insbesondere Defizite im Bereich der materiellen Versorgung, im Bereich der Bildung und dem damit verbundenen Zugang zur Erwerbsarbeit, im Bereich der Gesundheit und im Bereich der sozialen Beziehungen. Hinzu kommen die benachteiligenden Faktoren der räumlichen Situation (insbesondere Infrastrukturmängel sowie Einschränkungen der Lern-, Erfahrungs- und Kontaktmöglichkeiten) sowie stigmatisierende Zuschreibungen, denn Beides wirkt sich auf diese Teilgruppe der jugendlichen Bewohner/innen der Großwohnsiedlung besonders gravierend aus. Auf diese Gruppe konzentriert sich die nachfolgende Untersuchung.

[47] Für die hier betrachtete Großwohnsiedlung konnte dies bereits ansatzweise festgestellt werden (vgl. Heinzelmann 2002: 156 ff.).

4. Forschungsdesign und angewandte Methodik

Für viele Jugendliche, die in Großwohnsiedlungen leben, kann eine in verschiedener Hinsicht benachteiligende soziale Lage angenommen werden. Als ein Faktor dieser Benachteiligung wird das räumliche Umfeld angesehen. Grundsätzlich werden von öffentlichen urbanen Räumen jedoch integrierende und emanzipierende Wirkungen erwartet. Dies ist das theoretische Spannungsfeld, in dem sich die vorliegende Arbeit bewegt.

Ziel und Absicht der Untersuchung ist es, die konkrete Raumhandlungspraxis der benachteiligten Jugendlichen einer Großwohnsiedlung zu erforschen, theoriegeleitet abzubilden und im Hinblick auf bestimmte Fragestellungen zu analysieren. Die forschungsleitenden Hypothesen und die Forschungsfragen werden im folgenden Abschnitt zusammenfassend präzisiert. Daran anschließend wird das Forschungskonzept mit den einzelnen methodischen Bausteinen dargestellt.

4.1 Forschungsleitende Hypothesen und Fragestellungen

Untersuchungsleitend sind die folgenden zwei zentralen Hypothesen, die sich aus den diskutierten Theorieansätzen ableiten lassen. Erstens: Benachteiligte Jugendliche konstituieren auf ihre eigene Weise Raum im Rahmen der Stadtteilgegebenheiten. Und zweitens: Die Raumnutzungspraxis benachteiligter Jugendlicher steht in enger Beziehung zu ihrer Position im gesellschaftlichen Machtgefüge.

Gefordert ist damit die Untersuchung des gesamten lokalen Raums mit seinen inneren Strukturen und in seinen überlokalen Bezügen. Eine isolierte Betrachtung der Jugendlichen wäre zu kurz gegriffen. Ausgehend davon, dass die Wahrnehmung des Verhaltens benachteiligter Jugendlicher in öffentlichen Räumen von Bedrohungsgefühlen überlagert wird und somit einseitig verzerrt ist, erscheint eine genaue Betrachtung der raumspezifischen Raumnutzungsweisen unumgänglich. Diese muss unterschiedliche Perspektiven einbeziehen: Die der betroffenen Jugendlichen, die der übrigen Stadtteilbewohner/innen, die der im Stadtteil mit Jugendlichen befassten Professionellen und die des Forschungsteams bzw. der Forscherin selbst. Hinzu kommen die unterschiedlichen Dimensionen, die Raum ausmachen und daher zu berücksichtigen sind: die materiell-bauliche Ebene, die soziale Position der Akteure, die normativen Verhaltenserwartungen und die administrativen Einflüsse.

Die übergeordneten Fragestellungen lauten:

- Inwieweit sind die Jugendlichen der Großwohnsiedlung von Benachteiligungen betroffen? Welche Benachteiligungen gehen von den sozialräumlichen Gegebenheiten aus?

- In welcher Weise nutzen benachteiligte Jugendliche öffentliche urbane Räume in der Großwohnsiedlung? Welche Funktion und Bedeutung haben öffentliche urbane Räume für benachteiligte Jugendliche?

● Entsprechen diese Bedeutungen und Funktionsweisen den theoretischen Vorstellungen zu öffentlichen Räumen? Wo liegen Unterschiede?

Zu klären ist zunächst die benachteiligte Lage der Jugendlichen, da hier von einer marginalisierten sozialen Position im gesellschaftlichen Machtgefüge ausgegangen wird. Dazu sind die einzelnen Komponenten der benachteiligten Situation der Jugendlichen zu betrachten. Einerseits zielt dies auf die Ebene der Systemintegration, und zwar im Hinblick auf die Ressourcen materielle Versorgung und Bildung. Andererseits sind die sozialen Beziehungen und im weiteren Sinne die sozialintegrativen Verhältnisse im lokalen Raum sowie das lokale Angebot öffentlicher Räume zu betrachten. Für die Analyse der sozialen Lage sind folgende Fragen zu beantworten:

Fragekomplex 1: Klärung der benachteiligten sozialen Lage

◦ Inwieweit sind die Jugendlichen der Großwohnsiedlung von materiellen Einschränkungen betroffen? Wie ist die ökonomische Lage der Familien?

◦ Welche Defizite zeigen die Jugendlichen der Großwohnsiedlung im Bereich der Bildung bzw. der Bildungsabschlüsse? In welchem Ausmaß sind ihre Berufschancen verschlechtert und ihr Zugang zur Erwerbstätigkeit behindert?

◦ Zeigen sich Einschränkungen hinsichtlich ihrer physischen und psychischen Entwicklung?

◦ Erleben die Jugendlichen der Großwohnsiedlung weniger vielfältige und unzureichend unterstützende, wohlwollende soziale Kontakte?

◦ Ist das Angebot an Freizeitgestaltungsmöglichkeiten in der Großwohnsiedlung reduziert? Bestehen baulich-räumlich vermittelte Einschränkungen im Stadtteil?

◦ In welcher sozialen Position befinden sich die Jugendlichen des Stadtteils im Verhältnis zu anderen Altersgruppen? Welche Haltung wird ihnen gegenüber eingenommen?

◦ Welchen sozialen Milieus lassen sich die Bewohner/innen der Großwohnsiedlung zuordnen? Welche lokalen Konfliktkonstellation ergeben sich hieraus?

◦ Welche Ressourcen stehen den ermittelten Benachteiligungen in den verschiedenen Dimensionen jeweils gegenüber?

Hieran anschließend lässt sich genauer einschätzen, wie groß der Anteil der Jugendlichen ist, die aufgrund individueller Merkmale in einem engeren Sinne benachteiligt sind, gegenüber allen Jugendlichen der Großwohnsiedlung, die in einem weiten Sinn von den noch herauszuarbeitenden lokalen sozialräumlichen Benachteiligungskomponenten betroffen sind.

Im Zentrum der Arbeit steht die Analyse der Raumhandlungspraktiken der benachteiligten Jugendlichen in der Großwohnsiedlung. Hierbei wird davon ausgegangen, dass sich diese

Raumhandlungspraktiken nicht nur von denen anderer Altersgruppen unterscheiden, sondern auch von den Raumnutzungsweisen Jugendlicher, die sich in keiner oder in einer weniger benachteiligten sozialen Lage befinden. Diese Annahme einer Besonderheit begründet sich in den genannten Darstellungen in stadt- und jugendsoziologischen Studien, in denen auf gegensätzliche Orientierungen insbesondere zwischen Arbeiterjugendlichen und Jugendlichen bürgerlicher Herkunft verwiesen wird. Darin werden die Begriffspaare: Straßensozialisation vs. institutionelle Sozialisation (vgl. Zinnecker 1979: 732), ‚Draußen'- vs. ‚Drinnen'-Jugendliche (vgl. Müller 1983: 84) und raumstrukturiertes vs. zeitstrukturiertes Aufwachsen (vgl. Zeiher/ Zeiher 1994: 157 ff.; May 2006: 81 ff.) benannt.

Mit der begrifflichen Gegenüberstellung wird nahegelegt, dass es sich um zwei einfach nur unterschiedliche Nutzungsweisen oder Sozialisationsformen handele. Dennoch ist eine Wertsetzung enthalten, insofern die bürgerliche Kultur die gesellschaftlich vorherrschende, somit hegemoniale Kultur ist. Dichotome Begriffspaare beinhalten durch ihre verabsolutierende Gegenüberstellung grundsätzlich die Gefahr der Hierarchisierung (vgl. Becker-Schmidt 1989: 231 ff.). Eine polarisierende Darstellung der Raumhandlungspraktiken soll daher in dieser Untersuchung zugunsten einer differenzierten Betrachtung von unterschiedlichen, aber auch von ähnlichen oder gleichen Aspekten vermieden werden.

Die Besonderheiten der Raumnutzungspraktiken sollen aufgezeigt werden, ohne dass sie als ‚Abweichungen' vom ‚Eigentlichen' aufgefasst werden. Die Jugendlichen werden als handelnde Subjekte gesehen, die ihre eigenen Räume innerhalb der gegebenen Verhältnisse kreieren. Es geht darum, diese, ihre Version aufzuzeigen und den darin enthaltenen Sinn zu verstehen, ohne gleich pädagogische Lenkungsabsichten anzuschließen. Gleichwohl wird zu ermitteln sein, welche Chancen diese Raumkonstruktionen in Hinblick auf gesellschaftliche Teilhabe eröffnen und welche sie verstellen. Was sich daraus als änderungswürdig herausstellt, bedarf sicher nicht allein Maßnahmen auf der individuellen pädagogischen Ebene, sondern auch auf der lokal- und gesellschaftspolitischen Ebene. Ausgehend vom Forschungsstand zu jugendlicher Raumnutzung in Großwohnsiedlungen ergeben sich als weitere Fragen:

Fragekomplex 2: Erfassung der Raumhandlungspraktiken

◦ Welchen Aktivitäten gehen die benachteiligten Jugendlichen in der Großwohnsiedlung nach? Ist ihr Handlungsspektrum in spezifischer Weise eingeschränkt oder verschoben?

◦ An welchen Orten, in welchen öffentlichen Räumen halten sie sich auf? Wie lassen sich diese raumtypologisch zuordnen? Welche sozialräumlichen Charakteristika weisen sie auf?

◦ Welche persönlichkeitsbildenden oder sozialisierenden Aspekte erfahren die untersuchten Jugendlichen in diesen Räumen? Wie verhalten sich diese Lerninhalte zu den geforderten Bildungsabschlüssen?

◦ Welcher Art sind die sozialen Kontakte der untersuchten Jugendlichen in öffentlichen Räumen? Welche Konflikte treten auf?

◦ Erleben die Jugendlichen das Angebot im Stadtteil als unzureichend? Welche Defizite lassen sich aus ihrer Raumhandlungspraxis ableiten und welche werden von ihnen beschrieben?

◦ Sind benachteiligte Jugendliche stärker lokal an die Stadtteilgegebenheiten gebunden oder suchen sie als Ausgleich zu mangelnden Angeboten vor Ort andere städtische Räume auf?

◦ Welche Bedeutungen, welche Qualitäten suchen (und finden) benachteiligte Jugendliche in den öffentlichen Räumen? Wie lassen sich die öffentlichen Räume der Großwohnsiedlung aus der Perspektive benachteiligter Jugendlicher charakterisieren?

Aufgrund der übergreifend benachteiligten Lage werden in der Raumwahrnehmung, Raumnutzung und Raumkonstruktion der benachteiligten Jugendlichen gemeinsame Grundzüge erwartet und herauszuarbeiten versucht. Zu beachten sind jedoch auch Unterschiede innerhalb dieser sozialen Gruppe. Es wird davon ausgegangen, dass Mädchen und Jungen in unterschiedlichem Maße von Benachteiligungen betroffen sind und dass sie diese Benachteiligungen teilweise auch in unterschiedlicher Weise verarbeiten oder auszugleichen vermögen. Ebenfalls wird der kulturelle Hintergrund und der Aufenthaltsstatus die benachteiligte Lage in unterschiedlicher Weise verstärken bzw. abmildern. Auch wenn es hier in erster Linie darum geht, die Besonderheiten der Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher aufzuzeigen, werden entsprechende strukturelle Differenzen in der Analyse berücksichtigt.

Die ermittelten Raumhandlungspraktiken sollen abschließend auf die theoretischen Überlegungen zum Raum- und Öffentlichkeitsbegriff rückbezogen werden. Die dabei zu klärenden Fragen sind:

Fragekomplex 3: Bezug zu Idealvorstellungen und Machtverhältnissen

◦ Welche Verbindungen bestehen zwischen den Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher und den baulich-räumlichen Stadtteilstrukturen, den lokalen sozialen Konfliktlinien und den sozialpolitischen Einflüssen?

◦ Gibt es öffentliche Räume in der Großwohnsiedlung, die Chancen auf Integration und Teilhabe eröffnen?

◦ Bieten diese Räume emanzipatorisches Potenzial? In welchen Aspekten zeigen sich befreiende Wirkungen?

◦ Bestehen Räume, die Gelegenheiten zur Aushandlung von bestehenden Machtverhältnissen geben und die somit die Möglichkeit bieten, Veränderungen dieser Konstellation herbeizuführen?

Ansprüche und Funktionsausrichtungen der öffentlichen Räume entwickelten sich historisch orientiert an den Lebenslagen, Bedürfnissen und Idealen der bürgerlichen Kultur. Vor dem Hintergrund der benannten Kritiken an diesem Öffentlichkeitskonzept ist zu erwarten, dass die damit verbundenen Vorstellungen für benachteiligte Jugendliche allenfalls eingeschränkt zutreffen werden.

Hier wird begründet vermutet, dass der Anspruch der Integration und Emanzipation, also die Absicht, diesen Jugendlichen tatsächlich gleiche und umfassende Teilhabechancen zu eröffnen, überlagert wird von dem Wunsch, diese als ‚gefährlich' wahrgenommene Gruppe zu kontrollieren und zu disziplinieren – und damit auszugrenzen. Sollte die empirische Analyse zu diesem Ergebnis kommen, wäre somit die Forderung zu unterstreichen, dass in den Theorien zum bürgerlichen Öffentlichkeitsbegriff und den daran angelagerten Vorstellungen von Urbanität und öffentlichen Räumen der universale Duktus aufzugeben ist. Das Festhalten an einem idealen Konzept darf nicht zum Schleier geraten, mit dem gesellschaftliche Bestrebungen zugedeckt werden, die für bestimmte soziale Gruppen Integration gar nicht zulassen wollen. Es darf nicht allein das räumliche Verhalten der benachteiligten Jugendlichen an den Urbanitätsvorstellungen gemessen und dann als unzulänglich oder abweichend beklagt werden. Die stadt-, sozial-, schul- und wohnungspolitischen Maßnahmen sind darauf hin zu beleuchten, ob sie die Umsetzung der urbanen Ideale verfolgen oder ob sie dies nur für privilegierte Gruppen zulassen.

Die nachfolgende Analyse ist anhand der räumlichen Situation von Jugendlichen in der niedersächsischen Landeshauptstadt Hannover durchgeführt worden. Der ausgewählte Stadtteil Hannover-Vahrenheide zählt zu den in Kapitel 3.1 definierten Großwohnsiedlungen. Aufgrund von Segregationsprozessen findet sich hier ein hoher Anteil Personen in benachteiligter Lebenslage. Zum Zeitpunkt der empirischen Erhebung der Raumhandlungspraktiken wohnten im gesamten Stadtteil Vahrenheide etwa 1.350 Jugendliche im Alter von 12 bis 24 Jahren. Die baulich-räumlichen und sozialstrukturellen Indikatoren deuten auf die unter Abschnitt 3.5 diskutierten benachteiligenden Aspekte hin (vgl. Heinzelmann 2002: 156 ff.). Die beschriebenen Konflikte um Jugendliche und ihr Verhalten in öffentlichen Räumen sind hier eindeutig gegeben. Am Beispiel dieser Großwohnsiedlung kann die Raumhandlungspraxis benachteiligter Jugendlicher in Beziehung zu den lokalen Strukturen beschrieben und analysiert werden.

4.2 Empirische Grundlagen

Die Untersuchung stützt sich auf Forschungsdaten aus vier Forschungsprojekten, an denen die Autorin im Zeitraum 2000 bis 2007 als wissenschaftliche Mitarbeiterin beteiligt war, und auf die Ergebnisse zusätzlicher eigener Erhebungen. Die gesamte Datengrundlage wird im Folgenden erläutert.

Zwei der Forschungsprojekte bezogen sich auf die Erhebung der sozialräumlichen Strukturen, Lebenswelten und Milieus des Stadtteils Hannover-Vahrenheide (vgl. Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001; 2002 a; 2002 b). Die Anlage und Methodik dieser – im Folgenden kurz als Stadtteilanalysen bezeichneten – Forschungsarbeiten wird in Abschnitt 4.2.1 dargestellt. Das empirische Material der Stadtteilanalysen ist, teilweise ergänzt und aktualisiert, für die vorliegende Arbeit bezüglich der Besonderheiten der sozialen Lage von Jugendlichen sekundär ausgewertet worden. Die in den Stadtteilanalysen erzielten Ergebnisse dienen in der vorliegenden Arbeit als Grundlage für die sozialräumliche Stadtteilbeschreibung in Kapitel 5.

Für die spezifische Fragestellung dieser Arbeit wurden zusätzliche eigene Erhebungen angestellt. Dabei handelt es sich um Überblicksbeobachtungen in den Freiräumen der Großwohnsiedlung und qualitative Interviews mit 22 Jugendlichen benachteiligter sozialer Milieus (s. Abschnitt 4.2.2). Dieses empirische Material wurde hinsichtlich der Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher ausgewertet, die Ergebnisse finden sich im sechsten Kapitel der vorliegenden Arbeit.

Um die Besonderheiten einer spezifischen sozialräumlichen Gesamtsituation herausarbeiten zu können, ist der Vergleich mit einer anders gelagerten Situation hilfreich und daher sinnvoll. Eine Komparativstudie in einem ‚privilegierten' Stadtteil durchzuführen war allerdings im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich. Es konnten jedoch die Befunde über Raumnutzungen Jugendlicher einbezogen werden, die in zwei weiteren Forschungsprojekten unter Beteiligung der Autorin erhoben worden sind. In der einen Studie wurden die Raumhandlungspraktiken Jugendlicher in unterschiedlichen Raumtypen verschiedener Stadtteile Hannovers untersucht (vgl. Herlyn/ von Seggern/ Heinzelmann/ Karow 2003). Diese Untersuchung wird hier kurz als ‚raumtypologische Jugendstudie' bezeichnet. Das andere Forschungsprojekt ermittelte gesamtstädtische Raumnutzungsweisen von Jugendlichen ebenfalls in Hannover (vgl. Wüstenrot Stiftung (Hg.) 2009). Es wird im Weiteren als ‚Raum-Netz-Jugendstudie' gekennzeichnet. Mit dem Einbezug der Ergebnisse dieser Forschungsprojekte bietet sich die Gelegenheit zum Vergleich unterschiedlicher sozialräumlicher Situationen innerhalb eines Stadtgebietes. Zwar stellt dies keinen ganz entgegengesetzt zusammengesetzten ‚Kontrastraum' dar, doch der Vergleich mit Befunden, die sich auf Jugendliche mit einem sozialstrukturell breit gestreuten Spektrum und auf unterschiedliche Räume beziehen, verspricht dennoch Erkenntnisse zu Besonderheiten einer spezifi-

schen sozialräumlichen Situation. Diese Möglichkeit ist ein besonderer Vorteil, weil über diese Studien hinaus bisher kaum empirisch fundierte und aktuelle Aussagen zu raumbezogenen Verhaltensweisen Jugendlicher vorliegen. Der Vergleich erfolgt in Kapitel 7 der vorliegenden Arbeit. Die methodischen Bausteine, die diesen Ergebnissen zugrunde liegen, werden in Abschnitt 4.2.3 angegeben.

4.2.1 Stadtteilanalysen

Im Zeitraum von 2000 bis 2002 wurden von der Arbeitsgruppe Interdisziplinäre Sozialstrukturforschung (agis) der Universität Hannover unter der Leitung von Heiko Geiling[48] zwei aufeinanderfolgende Forschungsprojekte im Stadtteil Hannover-Vahrenheide durchgeführt. Das erste dieser Projekte bezog sich auf eine Analyse der Sozialstruktur und der Stadtteil-Milieus. Diese Analyse wurde im Auftrag der Landeshauptstadt Hannover und der Gesellschaft für Bauen und Wohnen Hannover mbH (GBH) erstellt. Bei dieser Art der Stadtteilanalyse[49] stehen die sozialen Beziehungen und positionsbedingten Probleme sozialer Gruppen im Mittelpunkt (vgl. Geiling 2002: 207). Das Ziel ist eine differenzierte Einschätzung der sozialen Milieus und der spezifischen Umgangsweisen und Konfliktlinien im Stadtteil. Der Endbericht wurde 2001 publiziert (s. Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001). Die zweite Studie erfolgte im Auftrag des Deutschen Instituts für Urbanistik (difu). Es handelte sich dabei um die Programmbegleitung vor Ort zum Bund-Länder-Programm ‚Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Die soziale Stadt'. Der Endbericht dazu wurde ebenfalls veröffentlicht (s. Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2002 a).

In der vorliegenden Arbeit werden hauptsächlich die Ergebnisse der ersten Studie, der Sozialstrukturanalyse, herangezogen. Von der Empirie der Programmbegleitung vor Ort fließen die dort geführten Gespräche mit Stadtteilkundigen ein, die das Sample des ersten Projektes erweitert haben. Die empirischen Bausteine der Stadtteilanalyse werden im folgenden dargestellt. Es handelt sich um eine systematische Stadtteilbegehung (a), Dokumentenanalysen (b), Datenanalysen (c) und Expertengespräche (d). Die Auswertung weist die Besonderheit der verräumlichten Analyse (e) auf.

Ad a: Zur Durchführung der systematischen Stadtteilbegehung gehörte die kleinräumige Begehung sämtlicher Straßen und Plätze des Stadtteils, das Verzeichnen von Eindrücken und Auffälligkeiten in kleinmaßstablichem Kartenmaterial, die Fotodokumentation und die Anfertigung von Beobachtungsprotokollen. Die Auswertung der Stadtteilbegehung hatte die Wahrnehmung des baulichen Zustands von Häusern, Straßen und Plätzen und der spe-

[48] Das erste Forschungsprojekt leitete Heiko Geiling gemeinsam mit Thomas Schwarzer.

[49] Zu den Hintergründen und zur forschungstheoretischen Einordnung dieser spezifischen Stadtteilanalyse s. Geiling 2002.

zifischen Atmosphären, die in den verschiedenen Bereichen eines Wohnquartiers vorherrschen, zum Ziel. Hierüber ergab sich eine erste Annäherung an die Innenperspektiven der Bewohner/innen. Die Erfassung von belebten und gemiedenen Orten sowie informellen Treffpunkten erbrachte Hinweise auf die im öffentlichen Raum dominierenden Personengruppen und auf bestehende Konfliktpotenziale. Der gewonnene vollständige Überblick zur lokalen Infrastruktur im sozialen, medizinischen und ökonomischen Bereich zeigte bestehende Lücken und Versorgungsdefizite, aber auch Überangebote und Konkurrenzen auf. Vorhandene und fehlende Investitionen in den Stadtteil ließen sich am Zustand öffentlicher Räume und deren Nutzung und Pflege erkennen. Hinweise auf Bürgerengagement ergaben sich aus Plakatierungen und vorfindbaren entsprechenden Einrichtungen oder Vereinen. Nicht zuletzt bot die so gewonnene detaillierte Ortskenntnis einen soliden Wissenshintergrund für die späteren Interviewphasen.

Ad b: Für das Verständnis des aktuellen Stadtteilgeschehens ist die Reflektion der Entwicklungsgeschichte notwendig. Die Recherche der Stadtteilhistorie erfolgte im Wesentlichen über die Auswertung von Dokumenten. Dies waren Zeitungsartikel aus dem Zeitungsarchiv der lokalen Zeitung, historische Abhandlungen, Berichte über den Stadtteil sowie alltagskulturelle Dokumente einzelner Einrichtungen (Kirchenzeitschriften, Vereinsnachrichten, Festschriften, Nachbarschaftszeitungen, u.a.). Aus diesen Quellen ließen sich nicht nur einzelne Fakten und Daten zu relevanten Stadtteilereignissen entnehmen, sondern gleichzeitig auch die Wahrnehmungen und Interpretationen durch die unterschiedlichen Textproduzent/innen. Indem diese Dokumente als „methodisch gestaltete Kommunikationszüge“ (Wolff 2000: 511) behandelt wurden, ließ sich ablesen, mit welchen Themen sich die unterschiedlichen Bewohnergruppen auseinander gesetzt haben und wie sie bestimmte Stadtteilereignisse interpretiert haben. Häufungen der Berichterstattung zeigten außerdem, anlässlich welcher Ereignisse sich das mediale Interesse auf den Stadtteil richtete und in welcher Weise dieser öffentlich dargestellt wurde.

Die Fakten zu relevanten Ereignissen im Stadtteil wurden zu einer Chronologie zusammengefasst. Außerdem ließen sich das Zusammenleben prägende Traditionslinien herausarbeiten. Da bereits einige stadtsoziologische und stadtplanerische Untersuchungen im Stadtteil Hannover-Vahrenheide durchgeführt worden waren (vgl. u.a. Herlyn/ Naroska/ Tessin 1986; von Seggern/ Erler 1988), konnten deren Ergebnisse ebenfalls rezipiert und für die Analyse ausgewertet werden.

Ad c: Die Datenanalyse bezog sich auf amtliche Daten zur Demographie der Stadtteilbevölkerung, zum Bezug von staatlichen Transferleistungen (HLU) und zur Arbeitslosigkeit. Da diese Daten auf der kleinräumigen Ebene von Wahlbezirken mit einer jeweiligen Einwohnerzahl zwischen 700 und 1.700 Personen vorlagen, konnten diese Daten nicht nur nach Alter, Geschlecht und Staatsangehörigkeit, sondern auch nach sieben Stadtteilquartieren unterteilt ausgewertet werden. Ergänzend sind Daten zur institutionellen Kinderbetreu-

ung und zu den Bildungsabschlüssen recherchiert und ausgewertet worden. Verknüpft mit weiteren Informationen aus Dokumentenanalyse, Stadtteilbegehung und Interviews wurde auf dieser Datengrundlage eine Segregationsanalyse durchgeführt; d.h. es wurde eine interpretierende Einschätzung von Art, Umfang und räumlicher Verteilung der sozialen Milieus im Stadtteil vorgenommen. Die Sozialstrukturdaten sind für die hier vorliegende Arbeit aktualisiert[50] und hinsichtlich der Altersgruppe der Jugendlichen vertieft ausgewertet worden.

Ad d: Ein weiterer methodischer Baustein der Stadtteilanalyse(n) waren teilstandardisierte Interviews mit Stadtteilkundigen. Hierbei handelt es sich um eine Analyse auf der intermediären Ebene zwischen Bewohner/innen und überlokalen Strukturen. Die Gespräche mit im Stadtteil beruflich oder ehrenamtlich tätigen Personen sollten einerseits Informationen über Probleme und Potenziale des Stadtteils und die Alltagswelten seiner verschiedenen Bewohnergruppen generieren. Andererseits waren auch die Befragten selbst, als in ihren jeweiligen Funktionen relevante Akteure im Stadtteil, sowie die von ihnen vertretenen Einrichtungen und Organisationen Gegenstand der Analyse.

Im Rahmen von Stadtteilanalyse und Programmbegleitung vor Ort wurden in 54 Einrichtungen bzw. Organisationen der Großwohnsiedlung Vahrenheide Gespräche mit insgesamt 103 Personen geführt. Um den Lebenszusammenhang im Stadtteil in allen seinen Facetten zu erfassen, wurden nach Möglichkeit alle Einrichtungen einbezogen, mit denen die Bewohner/innen im Lebensverlauf in Berührung kommen können. Die Spannbreite an Befragten reicht von der Familienhebamme über Leiterinnen von Kindertagesstätten, Schulleiter, Ärzt/innen, Sozialpädagog/innen aus Jugend-, Kultur- und Senioreneinrichtungen, Pastoren, Vereinsvorsitzende, Geschäftsleute, Hausmeister, Kontaktbereichsbeamte bis hin zu Akteuren der Sanierung und Wohnungswirtschaft (eine Aufstellung der interviewten Personen findet sich in Anhang I).

Der Interviewleitfaden beinhaltet Fragen zur Institution, Fragen zum Stadtteil, Fragen zu den Bewohner/innen und Fragen zur Sanierung. Dabei sind die persönliche Situation der Befragten und deren subjektive Bewertungen und Einschätzungen einbezogen worden. Der Leitfaden hat im Wesentlichen zur eigenen Vorbereitung und als Gedankenstütze gedient, indem die Fragen dem Gesprächsverlauf angepasst und nicht „bürokratisch“ (Hopf 2000: 358) abgearbeitet wurden. Außerdem wurde nach Möglichkeit die Situation genutzt, um sich die Einrichtung zeigen zu lassen. Die gewonnenen Eindrücke wurden mittels eines Beobachtungsbogens dokumentiert (Interviewleitfaden und Beobachtungsbogen befinden

[50] Es wurden, soweit möglich, Daten aus dem Jahr 2003 der Analyse zugrunde gelegt, denn dies war auch der Zeitraum, in dem die Interviews mit den Jugendlichen (s.u.) stattfanden. Die gesamte Segregationsanalyse auf diesen Zeitpunkt hin zu aktualisieren, erschien jedoch als zu aufwändig. Angesichts wenig veränderter Werte war zudem kein anderes Ergebnis erwartbar.

sich in Anhang II und III). Zu jedem Gespräch wurde anhand von Tonbandaufzeichnungen oder handschriftlicher Notizen ein ausführliches Protokoll erstellt.

Die Auswertung der Interviews erfolgte in drei Schritten. Zunächst wurde zu jedem Interview auf Basis der Aufzeichnungen und Eindrücke eine Interpretation erstellt, die auf eine Einschätzung der Person(en), der Einrichtung und der dort dominierenden Umgangsweisen zielte. In einem zweiten Schritt wurden die Interviews und ihre Interpretationen gebündelt nach Themenbereichen (z.B. Kinderbetreuung, Gesundheit, Jugendeinrichtungen, Kirche, etc.) in der Forschergruppe vergleichend diskutiert. Die Ergebnisse wurden wiederum protokolliert und zu themenspezifischen Einschätzungen zusammengefasst. Den letzten Schritt bildete die Entwicklung einer verräumlichten Darstellung der Einrichtungen und Bewohnergruppen in Bezug auf soziale Nähe und Distanz. Die Methodik der verräumlichten Analyse wird im Anschluss näher dargelegt.

Für die vorliegende Arbeit sind die Gespräche mit Stadtteilkundigen sekundär ausgewertet und durch weitere ergänzt worden. So sind mit den Sozialpädagog/innen des Jugendzentrums und der Straßensozialarbeit erneut Interviews durchgeführt worden, um mögliche zwischenzeitliche Veränderungen zu erfahren und Kontakte zu Jugendlichen (s.u.) aufzubauen. Weitere Interviews sind mit den Betreuer/innen des Jugendzentrums im Nachbarstadtteil Sahlkamp geführt worden, um zu klären, inwieweit diese Einrichtung auch für die Jugendlichen der Großwohnsiedlung relevant ist, und mit einer Lehrerin der Integrierten Gesamtschule Vahrenheide/ Sahlkamp, die mit Schüler/innen eines 9. Jahrgangs einen ‚Stadtteilatlas' erstellt hatte.

In der sekundären Auswertung wurden die Interviews als Expertengespräche[51] genutzt, da von ihnen „Informationen über die Kontextbedingungen des Handelns der Zielgruppe" (Meuser/ Nagel 1991: 445) erwartet werden konnten. Sie sind in Bezug auf drei Themenkomplexe ausgewertet worden: 1) Einschätzungen und Meinungen zu Verhalten und Situation der Jugendlichen im Stadtteil, 2) Aussagen zu den Institutionen für Jugendliche und 3) Aussagen über Aufenthaltsorte von Jugendlichen in den Freiräumen.

Ad e: In der ‚Stadtteilanalyse Hannover-Vahrenheide' wurden die in den Einzelerhebungen ermittelten Informationen in einer verräumlichten Analyse zusammengeführt (vgl. Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001: 192 ff.).[52] Die Konzeption dieser Analyseform erfolgte in Anlehnung an die Darstellungsweisen bei Bourdieu (1985) und Vester u.a. (2001). Die Absicht dieses Verfahrens ist es, sich der inneren Struktur des Stadtteils mög-

[51] Zur Definition und den Abgrenzungsproblemen von Experteninterviews s. Bogner/ Menz 2002: 36 ff. und Kassner/ Wassermann 2002: 101 ff.

[52] Hierzu liegen mittlerweile mehrere Publikationen vor, in denen die Methodik und die Ergebnisse in jeweils unterschiedlichen Kontexten vorgestellt und diskutiert werden (vgl. Heinzelmann 2001; Geiling 2002; Heinzelmann 2003; Geiling 2004; Schwarzer 2005: 142 ff.; Geiling 2005; 2006 a: 181 ff.; 2006 b; 2007).

lichst umfassend zu nähern. Geprägt wird diese Struktur durch die sozialen Milieus vor Ort, insbesondere durch deren Mentalitäten und deren gesellschaftliche Teilhabechancen.

Ausgangspunkt der Darstellung der lokalen Zonen der Nähe und Distanz war die Annahme, dass sich diese Beziehungen im Zugang zu den Infrastruktureinrichtungen des Stadtteils konturieren. Soziale Zuordnungs- und Schließungsprozesse führen zu einer spezifischen Verteilung der sozialen Milieus. Nicht jede/r Bewohner/in besucht einen Kreativkursus im Freizeitheim des Stadtteils, so wie nicht jede/r Unterstützung durch den Kommunalen Sozialdienst benötigt. Kirchen, Vereine, bestimmte Geschäfte – sie alle ziehen bestimmte soziale Gruppen an und repräsentieren diese wiederum in gewisser Weise. Über diese Orte der mittleren Vergesellschaftungsebene – die ‚intermediären Instanzen' – setzen sich die sozialen Milieus auch mit anderen auseinander (vgl. Geiling 2006 a: 182; 2006 b: 350).

Für die verräumlichte Darstellung wurden zwei Achsen definiert, die den abstrakten sozialen Raum des Stadtteils aufspannen. Die vertikale Achse bildet die sozioökonomische Lage der jeweiligen Nutzer/innen der Einrichtungen ab. Als horizontale Differenzierungsachse tritt die Unterscheidung nach Mentalitäten hinzu. Der Begriff der Mentalität bezeichnet die mentalen Einstellungen und die moralischen Vorstellungen, die sich in Gruppen- oder Milieubeziehungen herausbilden (vgl. Vester/ von Oertzen/ Geiling/ Hermann/ Müller 2001: 167).

Die Stadtteileinrichtungen wurden in diesem abstrakten Raumschema horizontal im Hinblick auf die unterschiedlichen Verhaltenserwartungen, Wertvorstellungen und Kommunikationsweisen sowie vertikal bezüglich der sozialen Lagen der jeweils erreichten Personenkreise positioniert. Die genaue Position der einzelnen Infrastruktureinrichtungen im Raumschema, die auch die Nähen und Abstände zu den anderen Stadtteileinrichtungen berücksichtigen musste, wurde in einem wiederholten Diskussionsprozess im Forschungsteam erarbeitet. Darstellungszwänge, die die zweidimensionale Darstellungsform mit sich brachte[53], wurden dabei im Hinblick auf den angestrebten Gesamtüberblick in Kauf genommen.

Um deutlich zu machen, welche Organisationen vergleichbare Zielsetzungen und Integrationsformen haben, wo alltagsweltliche Grenzziehungen verlaufen und welche sozialen Milieus nicht erreicht werden, wurden die in dieser Hinsicht zusammengehörigen Einrichtungen zu Feldern zusammengefasst. Die so gewonnene spezifische Anordnung im abstrakten Raumschema hat heuristischen Charakter. Sie bildet soziale Abstände und Grenzen verräumlicht ab, die darüber visuell erkennbar werden. Sozial ähnliche Einrichtungen

[53] Einrichtungen, die sich im Prinzip gleichen, können nicht den gleichen Platz im zweidimensionalen Modell einnehmen, sondern müssen neben- oder übereinander angeordnet werden. Mit einem dreidimensionalen Modell wäre dieses Problem möglicherweise zu lösen, es würde aber einen zu hohen technischen Aufwand erfordern.

liegen in der Darstellung räumlich nah aneinander und werden zusätzlich über die Zusammenfassung in Feldern gegenüber anderen sozialen Zusammenschlüssen abgegrenzt. Die Anzahl der identifizierten Felder und ihre Größe im Verhältnis zueinander gibt zu erkennen, wo sich große Teile der Bewohnerschaft bewegen und wo nur wenige angesprochen werden. Außerdem zeigt sich aufgrund der vertikalen Einteilung eine spezifische Konstellation von oberen und unteren Feldern, die Auskunft über die jeweiligen Machtpotenziale gibt. Mit der Entwicklung dieser Darstellung eröffnete sich eine neue Sicht auf die lokalen Machtverhältnisse. Daran anknüpfend wurden interpretativ-beschreibend Schlussfolgerungen zu den lokalen Spannungs- und Kräfteverhältnissen gezogen. In der Weiterentwicklung dieser Darstellung wurde der dominante ‚Habitus' der jeweils zusammengefassten Einrichtungen über prägnante Begriffe gekennzeichnet.

Einem Teil der Bewohner/innen der Großwohnsiedlung wurde das erarbeitete abstrakte Raumschema ‚ihres' Stadtteils bei einem Workshop vorgestellt. Diese Rückkoppelung zeigte einerseits, dass sich die Beschreibung der lokalen Verhältnisse mit dem Erleben der Bewohnerschaft weitgehend deckte und andererseits, dass auch sie durch die verräumlichte Darstellung neue Erkenntnisse und Einsichten gewinnen konnten. Der recht hohe empirische Aufwand, der einer solchen verräumlichten Analyse zugrunde liegt, wird durch diesen Erkenntnisgewinn gerechtfertigt.

„Die in den beiden Raumdimensionen „Soziale Lage" und „Mentalitäten" zum Vorschein gebrachte Konfiguration sozialer Felder lohnt (..) den Zeitaufwand, weil sie die soziale Phantasie beflügelt. Ihr heuristischer Charakter regt an und gibt Hinweise: auf den Umfang der sozialen Felder und der sozialen Netze, auf die Positionierung einzelner Einrichtungen und ihrer Machtchancen, auf feldübergreifende und damit zwischen den sozialen Kulturen vermittelnde Instanzen, auf soziale Nähen und Distanzen sowie auf damit verbundene soziale Chancen und Konfliktpotenziale" (Geiling 2006 a: 188).

Anhand dieses, für das gesamte Stadtteilgefüge entwickelten Raumschemas lässt sich auch die spezifische soziale Position der Jugendlichen bestimmen. Für die vorliegende Arbeit ist die Darstellung entsprechend neuer Erkenntnisse zu den Institutionen leicht überarbeitet und anschließend auf die Situation der Jugendlichen konzentriert ausgewertet worden. Dazu wurde betrachtet, welche der intermediären Instanzen auf Jugendliche ausgerichtet sind und von Jugendlichen tatsächlich genutzt werden. Die Verteilung dieser Einrichtungen im abstrakten Raum wird – mit Bezug auf die Theorie von Bourdieu – als Ausdruck der sozialen Position der Jugendlichen verstanden. Mit der verräumlichten Analyse werden auch die spezifischen Verteilungsmuster der Altersgruppen hervorgebracht. Diese Verteilung wurde hinsichtlich daraus ersichtlicher Konfliktlinien interpretiert. Die Ergebnisse dieser Auswertung und die Darstellung finden sich in Abschnitt 5.5.

4.2.2 Vertiefende Erhebungen

Aus den Materialien und den Erkenntnissen der vorab beschriebenen Stadtteilanalyse(n) ließen sich viele für die hier verfolgte Fragestellung relevante Informationen gewinnen.

Lücken bestanden jedoch im Hinblick auf die Situation in den Freiräumen des Stadtteils, die gegenüber der genauen Kenntnisse der Stadtteilinstitutionen weniger detailliert betrachtet worden war, sowie hinsichtlich der subjektiven Perspektiven der Jugendlichen. Notwendig waren daher ergänzende und vertiefende Recherchen in den Freiräumen (a) und Gespräche mit benachteiligten Jugendlichen (b). Entsprechende Erhebungen wurden von der Autorin in den Sommermonaten im Jahr 2003 durchgeführt. Im Rahmen der Analyse der Raumhandlungspraktiken der benachteiligten Jugendlichen ist in einem ähnlichen Verfahren eine weitere verräumlichte Darstellung entwickelt worden (c).

Ad a: Zur Recherche der Situation in den Freiräumen der Großwohnsiedlung wurden Überblicksbeobachtungen durchgeführt. Zunächst wurden im gesamten Stadtteilbereich während Begehungen bzw. Fahrradfahrten alle Personen aufgenommen, die nachmittags in den öffentlichen Freiräumen anzutreffen waren. Dazu wurden die Aufenthaltsorte, bzw. die Orte des Unterwegsseins, der jeweiligen Personen nach Altersgruppen (Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Senior/innen) gekennzeichnet in Karten verzeichnet. Bei den beobachteten Jugendlichen ist auch nach Geschlecht differenziert worden. An einem Dienstag- und einem Sonntagnachmittag erfolgten weitere Überblicksbeobachtungen, die sich nur auf Jugendliche und auf den Bereich der Wohnbebauung konzentrierten. Die wiederholte Durchführung diente dazu, Regelmäßigkeiten im Freiraumverhalten zu identifizieren. In Beobachtungsprotokollen wurden die vorgefundenen sozialen Situationen beschrieben und Eindrücke zur Beschaffenheit und Atmosphäre der Räume festgehalten.

Anregung für diese Art des Zugangs bot die klassische Untersuchung von Martha Muchow zum Lebensraum des Großstadtkindes, insbesondere die darin als ‚flush-light-Methode' beschriebene Beobachtungsweise.

„(...) d.h. in einem vorgeschriebenen Beobachtungsbezirk wurde in einer begrenzten Zeit ein Rundgang unternommen, und dabei wurden alle innerhalb dieses Raumes und dieser Zeit vorhandenen Kinder nach ihrem Verhalten gleichsam wie mit Blitzlicht aufgenommen und beschrieben" (Muchow 1978 [1935]: 39 f.).

Orientierung gab ebenso die in den 1970er Jahren entwickelte BURANO-Stadtbeobachtungsmethode, bei der eine raumbezogene Tätigkeitenkartierung vorgenommen wurde (vgl. BURANO-Gruppe 2002: 87 ff.) sowie eine 1987 im Stadtteil Vahrenheide durchgeführte Studie zu den Aufenthaltsmöglichkeiten von Jugendlichen (vgl. von Seggern/ Erler 1988: 18 ff.).

Mit diesem systematischen Verfahren wurde angestrebt, die subjektive Verzerrung dadurch, dass manche Personen durch auffälliges Verhalten stärker die Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnten, zu minimieren. Die Auswertung der quantitativen Erfassung der Anwesenden gab somit für den jeweiligen zeitlichen Ausschnitt annähernd die realen Anteile der Altersgruppen sowie die Geschlechterverteilung im Freiraum wieder. Außerdem dienten die Beobachtungen zu einer räumlichen Bestandsaufnahme der Aufenthaltsorte der

Jugendlichen und sie ermöglichten weitere Einschätzungen zu deren Aktivitäten und zu vorhandenen Konfliktpotenzialen.

Ad b: Um Näheres über die subjektiven Sichtweisen der benachteiligten Jugendlichen zu erfahren, war es unabdingbar, mit ihnen selbst Gespräche zu führen.

„Subjektive Bedeutungen lassen sich nur schwer aus Beobachtungen ableiten. Man muss hier die Subjekte selbst zur Sprache kommen lassen; sie selbst sind zunächst die Experten für ihre eigenen Bedeutungsgehalte“ (Mayring 1993 a: 45).

In Abgrenzung zu ethnographisch angelegten teilnehmenden Beobachtungen[54] und den in der Jugendforschung bevorzugten Gruppendiskussionsverfahren (vgl. Grunert 2002: 238) sind teilstandardisierte Einzelinterviews geführt worden. Neben forschungsökonomischen Erwägungen (die vertiefenden Erhebungen wurden von einer Einzelperson durchgeführt) war für die Entscheidung zu Einzelgesprächen ausschlaggebend, dass nicht primär Cliquenstrukturen oder gruppenspezifische Deutungsmuster, sondern Verbindungen zwischen sozialräumlichen Verhalten, der räumlichen Situation und der sozialen Lage herausgearbeitet werden sollten. Dies schien im Dialog gezielter durchführbar zu sein, zumal sich in Gruppensituationen gruppendynamische Effekte entfalten, die dazu führen können, dass sich weniger wortgewandte und in der Gruppenhierarchie weiter unten stehende Jugendliche mit ihren Ansichten nicht zu Wort melden. Auch persönliche Details werden möglicherweise nicht so gern in der Gruppe mitgeteilt, wie gegenüber einer Person von Außerhalb.[55]

Als Interviewmethode wurde das von Andreas Witzel entwickelte problemzentrierte Interview gewählt (vgl. Witzel 1985). Bei dieser Form des teilstandardisierten Interviews steht die Formulierung und Analyse des Problems am Anfang. Mittels eines entsprechend zusammengestellten Leitfadens sollen Erzählungen im Hinblick auf dieses Problem erhoben werden, wobei dem Kriterium der Problemzentrierung eine doppelte Bedeutung zukommt:

„Einmal bezieht es sich auf eine relevante gesellschaftliche Problemstellung und ihre theoretische Ausformulierung als elastisch zu handhabendes Vorwissen des Forschers. Zum anderen zielt es auf Strategien, die in der Lage sind, die Explikationsmöglichkeiten der Befragten so zu optimieren, dass sie ihre Problemsicht auch gegen die Forscherinterpretation und in den Fragen implizit enthaltenen Unterstellungen zur Geltung bringen können“ (ebd.: 231 f.).

Diese Methode erschien geeignet, da die subjektiven Sichtweisen der Betroffenen zu einer Problemstellung erhoben werden sollten, die theoretisch bereits erörtert und mittels anderer methodischer Bausteine betrachtet worden war. Der Leitfaden diente dazu, die interessierenden Punkte festzuhalten und in eine Reihenfolge zu bringen, außerdem enthielt er Formulierungshilfen. Dem Prinzip der Offenheit folgend, kamen die Fragen dem Gesprächs-

[54] Ein Beispiel dafür ist die klassische Untersuchung zu Straßengangs in Boston von Whyte (1996 [1943]).

[55] Für diese methodische Entscheidung waren mir die Erfahrungen und Tipps der Personen, die mit Jugendlichen in Vahrenheide arbeiten, sehr hilfreich.

verlauf entsprechend zum Einsatz und mussten nicht zwingend in der vorgegebenen Reihenfolge abgearbeitet werden.

„Für die Entwicklung des Gespräches selbst ist der Begriff ‚Leitfaden' unzutreffend, weil hier der *Gesprächsfaden* des Interviewten im Mittelpunkt des Interesses steht, der Leitfaden diesen lediglich als eine Art Hintergrundfolie begleitet" (ebd.: 236, Hervorhebung im Original).

Mit dieser sehr lockeren Bindung an einen knappen, der thematischen Orientierung dienenden Leitfaden, der den Befragten sehr weitgehende Artikulationschancen einräumt, können problemzentrierte Interviews als „Kompromißbildungen zwischen leitfadenorientierten und narrativen Gesprächsformen" (Hopf 1995: 178) verstanden werden. Die Teilstandardisierung durch den Leitfaden soll gewährleisten, dass die wichtigen Aspekte im Gesprächsverlauf angesprochen werden und dass sich verschiedene Interviews bezüglich dieser Fragen vergleichend auswerten lassen. Gleichzeitig sollen über offene Erzählanreize auch nicht antizipierte Gesichtspunkte zur Sprache kommen können. Für die Befragten kann die im Interview zentrale Thematik durch den Einstieg über eigene Beschreibungen leichter präsent und damit reflektierbar werden.

„Befragte, die frei erzählen, geben hierbei gegebenenfalls auch Gedanken und Erinnerungen preis, die sie auf direkte Fragen nicht äußern können oder wollen. Erklärt wird dies aus den ‚Zugzwängen' des Erzählens" (Hopf 2000: 357).

Der Gesprächseinstieg erfolgte daher über einen offenen Erzählanreiz, mit der Aufforderung, den Ablauf eines ‚ganz normalen' Nachmittags zu schildern. Danach wurden vertiefende (Nach)Fragen zu den Themenkomplexen Wohnsituation, Freiraumnutzung/ Cliquen, Institutionen, gesamtstädtische Bezüge, persönliche und familiäre Situation gestellt. Der entwickelte Leitfaden (s. Anhang IV) wurde in zwei Pretest-Interviews auf seine Eignung geprüft.

Die Gespräche wurden durch die Vermittlung über Schlüsselpersonen ermöglicht, die mit Jugendlichen im Stadtteil professionell oder ehrenamtlich arbeiten. Diese Form des Zugangs bot einige Vorteile. Zum einen konnte im Sinne eines „theoretical sampling" (Lamnek 1989: 67) sichergestellt werden, dass die Zielgruppe der benachteiligten Jugendlichen getroffen wurde, da den Schlüsselpersonen die jeweiligen persönlichen Hintergründe der Jugendlichen bekannt waren. Zum anderen ist die Kontaktaufnahme mit den Jugendlichen über diese Vermittlung erleichtert worden, da sie motivierend auf die Jugendlichen Einfluss nahmen und damit die Interviewerin als vertrauenswürdige Person bestätigten (vgl. ebd.: 68). Nicht zuletzt konnte in den meisten Fällen auch ein Raum zur Verfügung gestellt werden. Die Interviews konnten somit im „alltäglichen Milieu" (ebd.: 68) der Befragten stattfinden, um eine „möglichst natürliche Situation herzustellen und authentische Informationen zu erhalten" (ebd.: 68).[56] Über die Vermittlung durch eine Lehrerin und durch einen

[56] In einem Fall musste das Interview im Freiraum geführt werden. Dabei erwies sich die Offenheit der Situation für die gewünschte Gesprächsform kontraproduktiv.

Bewohner, der sich ehrenamtlich für benachteiligte Jugendliche engagiert, konnten Jugendliche einbezogen werden, die keinen Kontakt mit den Jugendeinrichtungen des Stadtteils haben.

Es sind zwanzig Interviews geführt worden. Davon fanden sieben im Jugendzentrum des Stadtteils und eines am Jugendzentrum des benachbarten Stadtteils statt, acht im Jugendkontaktladen der Straßensozialarbeit, zwei in der Integrierten Gesamtschule und zwei in einer Privatwohnung. Die Interviews hatten in den meisten Fällen eine Dauer von etwa einer halben Stunde. Die kürzesten Gespräche waren nach einer Viertelstunde beendet, das längste Interview dauerte 50 Minuten. Alle Interviews wurden mittels Kassettenaufnahmegerät aufgezeichnet und durch nachträgliche Notizen (Postskript) zur Situation, Atmosphäre und äußerem Erscheinungsbild des Jugendlichen ergänzt.

Nicht immer konnten sich die Jugendlichen darauf einlassen, am Gespräch wie gewünscht allein teilzunehmen. Um dennoch auch von diesen Informationen zu erhalten, ist in drei der Interviews von der gewünschten Einzelgesprächsform Abstand genommen und das Gespräch mit mehreren Jugendlichen geführt worden. In einem Fall waren dies zwei Jugendliche, wobei nur die Angaben des Jugendlichen ausgewertet worden sind, der sich hauptsächlich am Gespräch beteiligt hat. In den beiden anderen Fällen waren es je vier Jugendliche, wobei immer nur die Angaben von jeweils zwei Jugendlichen ausgewertet worden sind, da sich die übrigen als begleitende Freundinnen weitgehend im Hintergrund gehalten haben. In die Auswertung sind somit die Angaben von zweiundzwanzig Jugendlichen eingegangen.

Das erreichte Interviewsample lässt sich folgendermaßen beschreiben: Die Altersspanne reicht von 12 bis 21 Jahren, der Altersdurchschnitt liegt bei 16,0 Jahren. 13 Befragte sind männlich, 9 weiblich. Der Anteil der autochthon Deutschen beträgt etwa ein Drittel (7), die übrigen bzw. ihre Familien sind aus anderen Ländern (Türkei, Libanon, Kosovo, Serbien, Ghana, Irak, Iran, Afghanistan) zugewandert oder gehören der Volksgruppe der Sinti an. Zur Hälfte wohnen die Jugendlichen bereits seit ihrer Geburt im Stadtteil, bei den übrigen beträgt die Wohndauer 3 bis 10 Jahre. Die von den Jugendlichen jeweils besuchten Schulen zeigen ein eher niedriges Schulniveau an. Etwa die Hälfte besucht eine Integrierte Gesamtschule, jeweils ein Viertel eine Hauptschule oder eine berufsbildende bzw. berufsvorbereitende Schule, ein Jugendlicher befindet sich in einer Ausbildung. Die in den Interviews genannten Berufe bzw. Tätigkeiten der Eltern bewegen sich überwiegend im Rahmen un- oder angelernter Hilfstätigkeiten. Etwa ein Viertel der Väter ist arbeitslos oder in Frührente, die Mütter werden in etwa der Hälfte der Fälle als Hausfrauen bezeichnet. Knapp ein Drittel der Jugendlichen lebt nur mit einem Elternteil (5 bei der Mutter, 2 beim Vater) zusammen.

Orientiert an den interpretativ-reduktiven Auswertungsphasen der qualitativen Sozialforschung (vgl. Lamnek 1989: 104 ff.) und dem Ablaufmodell der qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 1993 b: 49 ff.) erfolgte die Auswertung der Gespräche in mehreren Schritten. Am Anfang stand die Transkription der Bandaufnahmen. Parasprachliche Merkmale (insb. Lachen), Gesprächspausen oder paralleles Sprechen wurden im Text vermerkt. Der transkribierte Text wurde zunächst fallweise ausgewertet. Dazu wurden die jeweiligen Interviewabschriften am Rand mit kurzen Stichworten zum Inhalt sowie Paraphrasierungen und Kommentierungen versehen. Dieser Schritt diente der intensiven Durchdringung des Materials und einer ersten Strukturierung zur besseren Auffindbarkeit bestimmter Themen sowie der Kennzeichnung wichtiger, d.h. prägnanter oder auffälliger Passagen. Danach wurde zu jedem Interview ein mehrseitiges ‚Dossier'[57] erstellt, in dem die jeweiligen Aussagen zu den einzelnen Themenbereichen des Leitfadens gesammelt und mit entsprechenden Zitatstellen belegt wurden. Den Abschluss jeden Dossiers bildete eine kurze Einschätzung zu der/dem befragen Jugendlichen. Auf Basis dieser Dossiers erfolgte eine nochmalige Reduzierung und Verdichtung des Materials, indem zu jedem Jugendlichen ein einseitiges Kurzportrait[58] erstellt wurde. Diese Kurzportraits sind in der vorliegenden veröffentlichten Fassung aus Datenschutzgründen nicht enthalten.

Nach dieser stufenweisen Einzelfallauswertung ist eine fallübergreifend vergleichende thematische Interviewauswertung vorgenommen worden. Die Aussagen der Jugendlichen wurden inhaltlich gebündelt und zwar im Wesentlichen bezüglich der thematisierten Orte (Wohnumfelder, Geschäfte, etc.) und Aktivitäten (Sport, ‚Abhängen'). Hinzu kamen weitere Themen (Tagesabläufe, Gruppenzusammenhänge, etc.), wobei eines von den Jugendlichen selbst mehrfach zur Sprache gebracht worden war (Rückblick auf ‚früher'). Die Zusammenstellung thematisch gleicher Textpassagen erfolgte computergestützt mittels des qualitativen Textanalyseprogramms MAXQDA. Durch die Zuordnung bestimmter Codes (Schlagwörter) konnten Textstellen fallübergreifend nach spezifischen Fragestellungen geordnet und hinsichtlich struktureller Merkmale, wie Geschlecht oder Herkunft, gefiltert werden. Dieses Vorgehen erleichterte die Feststellung von Übereinstimmungen und von Besonderheiten.

Die Interviews mit Jugendlichen können angesichts der kleinen Fallzahl nicht als repräsentativ für die benachteiligten Jugendlichen des Stadtteils gewertet werden. Auch wenn angestrebt und erreicht wurde, Jugendliche beiderlei Geschlechts, unterschiedlicher Altersstufen und ethnischer Zugehörigkeiten einzubeziehen, war es nicht das Ziel dieses methodi-

[57] Die Bezeichnung ‚Dossier' übernimmt die Autorin von dem entsprechenden Arbeitsschritt eines Forschungsprojektes zur Gemeindestrukturbildung türkischstämmiger Migrant/innen, an dem sie als studentische Hilfskraft mitgearbeitet hat (vgl. Behrendt 1999).

[58] Die verdichtende Auswertung zu ‚Kurzbiographien' geht zurück auf die Vorgehensweise in einer empirisch-biographischen Untersuchung zur späten Mutterschaft, an der die Autorin als wissenschaftliche Mitarbeiterin zeitlich befristet beteiligt gewesen war und die ihr als methodisches Beispiel diente (vgl. Herlyn/ Krüger (Hg.) 2003: 48 ff.).

schen Bausteins, diese soziale Gruppe vollständig abzubilden. Er diente statt dessen der qualitativen Vertiefung hinsichtlich subjektiver Wahrnehmungen, persönlicher Situationen und der Erhebung ergänzender Informationen. Dass dabei nicht alle Sichtweisen erfasst werden konnten[59], musste in der Interpretation berücksichtigt werden.

Ad c: Für die weitere Analyse der Raumhandlungspraktiken der benachteiligten Jugendlichen wurden die Befunde der qualitativen Interviews mit den Ergebnissen der Überblicksbeobachtungen zur Freiraumsituation, den Erkenntnissen der Stadtteilanalyse zu den lokalen Einrichtungen und den Aussagen der Stadtteilkundigen verknüpft, womit sich der Aussagewert hinsichtlich der Gesamtgruppe der benachteiligten Jugendlichen erhöht. Damit können die Befunde der vorliegenden Arbeit hinsichtlich der *öffentlich in Erscheinung tretenden* benachteiligten Jugendlichen als hinreichend empirisch gesichert erachtet werden. Eine Leerstelle bleibt allerdings in Bezug auf die benachteiligten Jugendlichen, die ihre Freizeit überwiegend in privaten Räumen verbringen. Solche wurden zwar in der Befragung mit erfasst, doch näheres zu dem Umfang dieser Teilgruppe und zu deren Raumhandlungspraktiken lässt sich mit dem hier angewandten Forschungskonzept nicht ermitteln.

In der Auswertung wurde ein zweites räumliches Analyseschema entwickelt, welches außer den für Jugendliche relevanten institutionellen Stadtteileinrichtungen auch die öffentlichen Freiräume des Stadtteils mit einbezieht. Dem Schema liegt die in Kapitel 2.2.4 entwickelte abstrakte Differenzierung öffentlicher Räume zugrunde (s. Darstellung 1, S. 41). Unterschieden wurde dort nach dem Grad der Öffentlichkeit einerseits und nach der Art der öffentlichen Räume andererseits. Die Unterscheidung zwischen niedrigen und hohen Öffentlichkeitsgraden bildet die vertikale Achse der verräumlichten Analyse der Raumhandlungspraktiken. Dies ist so gewählt worden, weil davon ausgegangen wird, dass mit dem Öffentlichkeitsgrad eine Bedeutungshierarchie der lokalen Räume einhergeht. Die horizontale Achse bildet das Spektrum der Räume von informellen Außenräumen zu institutionellen Innenräumen ab. Die Koppelung von ‚Einhausungsgrad' und ‚Formalisierungsgrad' auf einer Achse wird mit der gleichen Wirkungsrichtung legitimiert und methodisch durch die Möglichkeit der relativen Positionierung im Diagramm abgesichert. Ebenso wie bei dem Raumschema der Stadtteilanalyse (s.o.), handelt es sich um eine interpretierende Anordnung mit heuristischem Charakter. Die erarbeitete abstrakte Konstellation der jugendrelevanten Orte der Großwohnsiedlung (s. Darstellung 10, S. 166) ist somit einerseits ein Untersuchungsergebnis und andererseits ein Analyseinstrument, mittels dessen weitere Erkenntnisse gewonnen werden konnten.

[59] In der Auswertung ist deutlich geworden, dass die Situation von benachteiligten Jugendlichen mit Aussiedlerstatus und von benachteiligten Jugendlichen mit eigenen Kindern mittels der qualitativen Interviews nicht erfasst wurde.

Die verräumlichte Darstellung zeigt zunächst, wie das lokale Angebot strukturiert ist, d.h. ob das Angebot eher im Bereich der stark institutionalisierten Orte oder in dem der Freiräume vielfältig ist und ob sich mehr Lokalitäten mit hohem oder mit niedrigem Öffentlichkeitsgrad dort befinden. Dabei geht es nicht um die Darstellung der gestalterischen Qualität dieser Räume oder der quantitativen Ausstattung des Stadtteils. Diese Komponenten können mit den üblichen Erhebungsinstrumenten hinreichend erfasst und beschrieben werden. Die verräumlichte Analyse zielt primär auf relationale Aspekte. In diesem Fall soll die Darstellung zeigen, welche Räume von den benachteiligten Jugendlichen zu welchen Handlungen genutzt werden und außerdem, wie sich die bevorzugt genutzten Orte hinsichtlich Öffentlichkeitsgrad und baulich-sozialer Offenheit charakterisieren lassen. Dazu ist durch Fettdruck hervorgehoben worden, welche Orte viele benachteiligte Jugendliche anziehen. Außerdem ist verschiedenfarbig gekennzeichnet worden, welchen Aktivitäten sie dort hauptsächlich nachgehen. Erwartet und empirisch bestätigt wurde, dass sich hierbei ein spezifisches Muster auffinden lässt. In der Interpretation dieser Konstellation konnte sich der Frage genähert werden, wie benachteiligte Jugendliche die Räume im Stadtteil wahrnehmen und welche Räume sie dort herstellen.

4.2.3 Forschungen zur Raumnutzung von Jugendlichen

Um den beabsichtigten Vergleich der Raumhandlungspraktiken durchzuführen, wurden die Ergebnisse von zwei Forschungsprojekten herangezogen, die am Institut für Freiraumentwicklung (und Planungsbezogene Soziologie) der Universität Hannover stattgefunden haben. Die ‚raumtypologische Jugendstudie', wurde im Zeitraum von 2001 bis 2003 unter der Leitung von Ulfert Herlyn und Hille von Seggern im Auftrag der Wüstenrot Stiftung erarbeitet und publiziert (s. Herlyn/ von Seggern/ Heinzelmann/ Karow 2003). Die ‚Raum-Netz-Jugendstudie', erfolgte von 2005 bis 2007 ebenfalls im Auftrag der Wüstenrot Stiftung. Diese wurde von Hille von Seggern mit Beratung durch Ulfert Herlyn geleitet. Die Ergebnisse sind kürzlich veröffentlicht worden (s. Wüstenrot Stiftung (Hg.) 2009).

Beide Projekte weisen eine methodisch vielfältige Forschungskonzeption auf. Es würde zu weit führen, die jeweilige Forschungsanlage an dieser Stelle vollständig anzugeben. Für das Verständnis der in der vorliegenden Arbeit benutzten Befunde ist es allerdings notwendig, den Aufbau der jeweiligen Studien kurz zu umreißen und die methodischen Hintergründe der hier aufgegriffenen Ergebnisse darzulegen. Skizziert wird der Rahmen der raumtypologischen Jugendstudie (a) und die darin durchgeführte Beobachtungsstudie, sowie die Grundlagen der Raum-Netz-Jugendstudie (b) und die dort eingesetzten Tagesprotokolle und Stadtkartenabfragen.

Ad a: Beim Forschungsprojekt ‚Zur Aneignung und Nutzung urbaner öffentlicher Räume durch Jugendliche' handelte es sich um eine Untersuchung der Chancen und Restriktionen

der Raumaneignung Jugendlicher an sechs raumtypologisch ausgewählten Orten in Hannover. Für die Raumtypen Wohnumfeld, Grünbestimmter Freiraum, Einrichtung für Jugendliche, Straße für Fußgänger, Zentraler Stadtplatz und Brache wurde im Rahmen einer Voruntersuchung jeweils ein konkreter Ort im Stadtgebiet von Hannover ausgewählt.

Nach einer räumlichen Bestandsaufnahme dieser sechs Orte wurden die Raumhandlungsweisen der dort anwesenden Jugendlichen mittels nicht-teilnehmender Beobachtungen aufgezeichnet. Dazu sind teilstandardisierte Erhebungsbögen entwickelt worden, mit denen die anwesenden Jugendlichen, deren Handlungen, der von ihnen genutzte Raum und seine Elemente sowie die Außenwirkung ihres Verhaltens und eventuell auftretende Konflikte erfasst werden konnten. In der Regel wurden zwölf jeweils zweistündige Beobachtungseinheiten pro Raum durchgeführt. Insgesamt wurden dabei 681 Bögen ausgefüllt, die jeweils eine sozialräumliche Situation mit einem oder mehreren Jugendlichen erfassten. Hinzu kamen 86 Gespräche mit Jugendlichen, die im Rahmen der Beobachtungen situativ vor Ort stattfanden, und 21 Gespräche mit raumkundigen Erwachsenen. In allen Räumen wurde im Anschluss ein qualitatives Experiment zur Prüfung raumbezogener Hypothesen durchgeführt, jeweils als temporäre Intervention im Raum konzipiert.

In der vorliegenden Arbeit werden die Befunde dieser Studie mit den Erkenntnissen zu Orten gleichen Raumtyps in der Großwohnsiedlung Vahrenheide in Bezug gesetzt. Verglichen werden dabei sowohl die erhobenen Eckdaten zu Gruppengrößen, Aktivitäten und Verhaltensweisen der anwesenden Jugendlichen als auch die jeweiligen Raumstrukturen, die sich als damit in Verbindung stehend erwiesen haben.

Ad b: Im Forschungsprojekt ‚Jugendliche und das Netz öffentlicher urbaner Räume' wurde davon ausgegangen, dass Jugendliche in ihrem alltäglichen Handeln Verbindungen zwischen verschiedenen Räumen herstellen und diese jeweils mental zu einen persönlichen ‚Raumnetz' verknüpfen. Um sich diesen Nutzungen und Wahrnehmungen nähern zu können, wurden raumbezogene Verhaltensweisen von insgesamt 66 Schüler/innen einer siebten, einer neunten und einer zwölften Klasse einer Integrierten Gesamtschule mit Sekundarbereich II erfasst. Das Alterspektrum der untersuchten Jugendlichen reicht von 12 bis 21 Jahren. Diese Jugendlichen weisen ein breites Spektrum von sozialer Milieuzugehörigkeit auf, denn das weite Einzugsgebiet dieser Schule umfasst ganz unterschiedliche städtische Lagen. Ein bildungsbezogener Ausleseeffekt – der nach wie vor eine sozialstrukturelle Komponente aufweist – betrifft zwar die älteren Jugendlichen des Gymnasialzweigs, aber nicht die jüngeren Jahrgänge.

Das Forschungskonzept war zweiphasig angelegt. Zur ersten Phase gehörten die methodischen Bausteine Tagesprotokolle, Stadtkartenabfrage, Modellbauwerkstätten und Kurzinterviews. Die methodenübergreifende Auswertung erfolgte im Hinblick auf die Ermittlung einer Gruppierung oder ‚Typologie' unterschiedlicher Raumnutzungs- und Raumwahr-

nehmungsmuster. Für die zweite Phase wurden entlang dieser Muster jeweils zwei Jugendliche ausgewählt, die paradigmatisch ein Muster vertreten konnten. Mit diesen Jugendlichen wurden vertiefte Einzelgespräche geführt, außerdem wurden sie bei bestimmten Aktivitäten begleitet und beobachtet. Einige offene Fragen und Möglichkeiten von Raumveränderung konnten durch eine experimentelle Intervention im öffentlichen Raum überprüft werden. Im Rahmen eines spezifisch raumbezogenen, sich iterativ verdichtenden ‚Entwurfsprozesses' wurden die erhobenen gesamtstädtischen Raumnutzungsweisen der Jugendlichen zu fünf typischen ‚Stadtkonstruktionen' verdichtet (s. Wüstenrot Stiftung (Hg.) 2009: 56 ff.).

In der vorliegenden Arbeit werden diese Befunde auszugsweise berichtet, um sie mit den Verhaltensweisen der benachteiligten Jugendlichen in Bezug setzen zu können. Es werden nicht die komplexen Typen jugendlicher Stadtkonstruktionen betrachtet und verglichen – dies hätte eine ähnliche methodische Forschungsanlage und -zielsetzung erfordert –, sondern diesen zugrunde liegende Forschungsdaten, die für die hier zu beantwortende Fragestellung relevant sind. Dazu gehören die Angaben aus den Tagesabläufen, zu den Aktionsräumen und zu den frequentierten Orten der Jugendlichen. Diese Daten wurden mittels Tagesprotokollen und einer Stadtkartenabfrage erhoben. Die Tagesprotokolle wurden jeweils retrospektiv für den gestrigen Wochentag und begleitend am darauf folgenden Samstag ausgefüllt. Gefordert war ein genaues Aufzeichnen des Ablaufs von Orten, Wegen und Aktivitäten entlang einer Zeitschiene. Die insgesamt im Stadtgebiet genutzten Orte und Wege wurden von den Jugendlichen jeweils durch Einkleben farbiger Punkte in eine Stadtkarte angegeben. Ein dazu gehöriger Fragebogen leitete die Eintragung an und erfasste zusätzliche Informationen zu den Aktivitäten an diesen Orten.

Diese Angaben sind von den benachteiligten Jugendlichen in Vahrenheide im Gespräch und damit weniger systematisch erfragt worden. Durch die unterschiedliche empirische Herangehensweise[60] sind die Ergebnisse des Vergleichs nicht exakt quantifizierbar und nur als Annäherung zu verstehen. Sie erlauben dennoch eine Antwort auf die Frage, ob die Aktionsradien benachteiligter Jugendlicher tatsächlich kleiner sind und sie weisen Unterschiede in der stadtweiten Nutzung öffentlicher Räume aus.

[60] Der Einsatz von Karten, Fragebögen und Tagesprotokollen setzt die Fähigkeit und die Bereitschaft zu einer entsprechenden Abstraktionsleistung voraus. Diese Bereitschaft wurde in der IGS-Linden über die Durchführung der Arbeiten während entsprechender Unterrichtsstunden eingeholt. Bei der Untersuchung in Vahrenheide ist ein anderer Zugang gewählt worden. In den Gesprächen wurden keinerlei Karten oder anderes schriftliches Material verwendet. Dieser Entscheidung lag insbesondere die Empfehlung einer Lehrerin der IGS-Vahrenheide/ Sahlkamp zugrunde, die mit ihren Schüler/innen einen Stadtteilatlas erarbeitet hatte und den Umgang mit Karten bei benachteiligten Jugendlichen als schwierig und daher als ungünstiges Instrument einschätzte.

5. Sozialräumliche Strukturen der Großwohnsiedlung Hannover-Vahrenheide

Die Untersuchung der Bedeutung urbaner öffentlicher Räume bei benachteiligten Jugendlichen wurde am Beispiel der Großwohnsiedlung Hannover-Vahrenheide vorgenommen. Die nun folgende Vorstellung des Stadtteilraums basiert auf Ergebnissen der Stadtteilanalyse (s. Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001), die hinsichtlich der spezifischen Lage der Jugendlichen erweitert worden sind. Dem theoretischen Konzept der vorliegenden Arbeit entsprechend wurde der Stadtteil multidimensional betrachtet. Es handelt sich um einen gesellschaftlich produzierten Raum, der in seinen Herstellungs-, Verwendungs- und Aneignungszusammenhängen zu sehen ist (vgl. Läpple 1991: 42 f.; 1992: 196 f.). Daher wird in diesem Kapitel nicht nur auf die aktuellen baulich-räumlichen Konfigurationen eingegangen, sondern auch auf den Entstehungskontext und die Entwicklungsgeschichte[61], auf die Bevölkerungsstruktur und schließlich auf die Konfliktlinien, die sich in diesem lokalen Raum herausgebildet haben.

Das Kapitel wird ergänzt durch eine Kartendarstellung der Wohngebiete des Stadtteils (s. Karte 1, S. 137). Darin sind die Infrastruktureinrichtungen sowie die Freiräume verzeichnet, die für benachteiligte Jugendliche relevant erschienen und die im Text beschrieben werden. Auf drei Fotoseiten werden Facetten der Großwohnsiedlung gezeigt. Sie betreffen die städtebauliche Struktur (S. 98), verschiedene Freiräume (S. 99) und die lokale Infrastruktur (S. 111).

5.1 Entstehungsbedingungen und bauliche Strukturen

Im Zweiten Weltkrieg sind mehr als die Hälfte der Wohnungen von Hannover zerstört worden. Aufgrund dieser Zerstörungen und erheblicher Flüchtlingszuwanderungen bestand in den Nachkriegsjahren eine große Wohnungsnot. Da auch die Ansprüche an Ausstattung und Komfort der Wohnungen gestiegen waren, erschien neben dem Wiederaufbau des zerstörten Bestands der Bau gänzlich neuer Wohngebiete notwendig. Für ein solches Vorhaben ist eine relativ große, zusammenhängende Fläche am nördlichen Stadtrand von Hannover ausgewählt worden. Dieses Flurstück wurde bis dahin als ‚Vahrenwalder Heide' bezeichnet. Der Name wies die Beschaffenheit des Gebiets aus: Ein landschaftlich karges und nur extensiv genutztes Gebiet bestehend aus einer großen Sandfläche mit vereinzelten Birken- und Föhrenwäldchen. Von den Föhrenwäldern leitete sich vermutlich der Name Vahrenwald ab (vgl. Döscher/ Urban 1983: 8).

[61] Eine detaillierte tabellarische Übersicht über Etappen und Ereignisse in der Entwicklung des Stadtteils bietet die Chronologie in Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001: 229 ff.

Die Bodenbeschaffenheit und der hohe Grundwasserstand hatten bis dahin weder erfolgversprechende landwirtschaftliche Nutzung noch Wohnbebauung erlaubt. Das Gebiet war im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert mit einem Militär-Reit-Institut und einem Truppenübungsplatz vorrangig zu militärischen Zwecken genutzt worden. Außerdem hinterließ die beginnende Luftfahrt dort mit einem Flugzeugwerk, einem zivilen Flughafen und einem Zeppelinbahnhof ihre Spuren. Die Bebauung ist während des Krieges weitgehend zerstört worden, doch diese Vorgeschichte ist noch heute in Straßennamen wie ‚Großer Kolonnenweg', ‚Kugelfangtrift' oder ‚Alter Flughafen' präsent. Nachdem eine Pumpstation zur Senkung des Grundwasserstandes eingerichtet worden war, konnte die Vahrenwalder Heide 1954 im Flächennutzungsplan als Baugelände ausgewiesen werden. Ein Jahr später begann der Wohnungsbau. Mit dem Beginn der Bebauung wurde anstatt ‚Vahrenwalder Heide' die Kurzform ‚Vahrenheide' verwendet. So heißt der Stadtteil bis heute.

Das Gebiet war zu der Zeit baulich gesehen ein ‚unbeschriebenes Blatt', im Wesentlichen frei von vorhandener baulicher Struktur. Damit hatte die Stadtplanung die Gelegenheit, die zu der Zeit moderne städtebauliche Leitvorstellung von der gegliederten, aufgelockerten Stadt umzusetzen. Die Prinzipien der Funktionstrennung und der Durchgrünung standen im Vordergrund der Planung. In der damaligen lokalen Presseberichterstattung war entsprechend die Rede von Stadtplanern, die „nach Herzenslust aus dem Leeren schöpfen. (...) Sie konnten sozusagen in Reinkultur eine Stadt nach den neuesten Erkenntnissen ihrer Wissenschaft züchten" (HAZ 17.9.1959).

In der ersten Bauphase wurden im westlichen Teil von Vahrenheide Einfamilienhausbereiche errichtet, die Anklänge an die Gartenstadtidee von Ebenezer Howard (1997 [1898]) zeigen. Diese Häuser befinden sich in privatem Eigentum und prägen das städtebauliche Bild von Vahrenheide-West (s. S. 98, Abb. 1/2). Gemäß der damaligen Maxime von der Trennung von Wohnen und Arbeiten ist nördlich davon, räumlich durch Kleingartenkolonien abgeschirmt, auf dem etwa 53 Hektar großen Gelände des alten Flughafens ein Gewerbegebiet gebaut worden. Das Prinzip von Licht, Luft und Sonne der ‚Charta von Athen'[62] ist dagegen mit drei- bis viergeschossigen freistehenden Zeilenbauten überwiegend in Vahrenheide-Ost umgesetzt worden. Etwa drei Viertel der Wohnhäuser des Ostteils wurden monostrukturell in Zeilenbauweise gebaut (s. Abb. 3). Vier Punkthochhäuser und zwei Scheibenhochhäuser wurden ebenfalls bis Ende der 1960er Jahre errichtet.

Fast die gesamte Wohnbebauung des östlichen Bereichs befindet sich im Besitz der Gesellschaft für Bauen und Wohnen Hannover mbH (früher Gemeinnützige Baugesellschaft mbH Hannover), kurz: GBH, die im Rahmen des Sozialen Wohnungsbaus tätig gewesen war. Die Wohnungen in diesen Gebäuden weisen überwiegend kleine Wohnungszuschnitte

[62] Als ‚Charta von Athen' wurde 1943 die Abschlusserklärung des Kongresses der CIAM (Congrès Internationaux d'Architecture Moderne) von LeCorbusier veröffentlicht. 1962 wurde sie in deutsche Sprache übersetzt (vgl. Hilpert (Hg.) 1984).

auf.[63] Insgesamt umfassen die Zeilenbauten in Vahrenheide etwa 2.280 Wohnungen. Einige wenige dieser Zeilenbauten sind von der Baugesellschaft Neue Heimat in Vahrenheide-West errichtet worden (s. Abb. 4). Sie gehören seitdem zum Bestand der Versorgungsanstalt der Stadt Hannover, der für städtische Beamtenhaushalte überwiegend von Polizei und Bundeswehr vorgesehen ist.

Die städtebauliche Hinwendung zum Leitbild von urbaner Verdichtung, die sich im Laufe der 1960er Jahre vollzogen hat, ist auch in Vahrenheide zum Tragen gekommen. Vahrenheide erhielt während der letzten Bauabschnitte in den 1970er Jahren im südöstlichen Bereich noch einen bis zu 18 Stockwerke aufragenden Hochhauskomplex mit ca. 600 Wohnungen (s. Abb. 5/6), obwohl hier ursprünglich eine Fortführung der Zeilenbauweise vorgesehen gewesen war. Der Hochhauskomplex mit der Bezeichnung ‚Klingenthal' wurde ebenfalls von der GBH gebaut. Es handelt sich um eine gestaffelt angeordnete städtebauliche Großform. Der ruhende Verkehr wurde in vorgelagerten Großgaragen untergebracht (vgl. Naumann 1991: 167).

1983 ist die Stadtteilbebauung schließlich mit der Errichtung eines kleinen Einfamilien-Reihenhausgebietes in Vahrenheide-Ost und der Fertigstellung des Vahrenheider Marktes beendet worden. Die anfangs geplante Bebauung des südlichen Stadtteilgebietes unterblieb, dort befinden sich heute weitläufige Kleingartenanlagen. Daher liegt der Marktbereich, der eigentlich das Zentrum des neu konzipierten Stadtteils bilden sollte, nun am Rand der Wohnbebauung. Die Ladenzeilen am Vahrenheider Markt werden von der städtischen Gesellschaft Union-Boden verwaltet. In privatem Eigentum befinden sich somit lediglich die Einfamilien-Reihenhäuser in Vahrenheide-West sowie zwei weitere kleine Wohngebiete, die eingestreut in Vahrenheide-Ost liegen.

Baulich-räumlich weist der Stadtteil heute eine stark gegliederte, fast verinselte Struktur auf. Die Wohnquartiere beanspruchen nur knapp ein Drittel der Stadtteilfläche, sie liegen wie ein Band in der Stadtteilmitte. Nördlich davon befindet sich ein Kasernengelände, eine große Freifläche mit eingeschränktem Naherholungswert, die den Namen ‚Vahrenwalder Heide' behielt (s. S. 99, Abb. 7), sowie das Gewerbegebiet, das südlich und östlich durch Kleingartenkolonien von den Wohnquartieren abgeriegelt ist. Südlich der Wohnbebauung liegen Sportanlagen und weitere Kleingartenkolonien. Begrenzt wird Vahrenheide an drei Seiten durch stark befahrene Straßen und im Süden durch den Mittellandkanal.

[63] Die Quote der Kleinwohnungen mit ein und zwei Räumen ist in Vahrenheide erhöht, die der Großwohnungen mit fünf und mehr Räumen liegt niedriger als der jeweilige städtische Durchschnitt. Die Wohnfläche in Wohnungen je Einwohner/in ist in Vahrenheide mit 35,4 m^2 sehr viel geringer, als im Stadtdurchschnitt (41,5 m^2) (vgl. LHH (Hg.) 2005).

Abb. 1/2: Einfamilienhausbereich in Vahrenheide-West

Abb. 3/4: Zeilenbauten in Vahrenheide-Ost und -West

Abb. 5/6: Hochhausbebauung in Vahrenheide-Südost

Quelle: Fotodokumentation Claudia Heinzelmann

Abb. 7: Nördliche Freifläche

Abb. 8: Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel

Abb. 9: Grünzug

Abb. 10: Garagenhof

Abb. 11/12: Hausnahe Spielflächen

Abb. 13: Bolzplatz

Quelle: Fotodokumentation Claudia Heinzelmann

Innerhalb der Wohnbebauung (s. Karte 1, S. 137) ist durch die unterschiedlichen Bauphasen, Bebauungskonzepte und Eigentümerstrukturen eine deutliche Trennung zwischen dem West- und dem Ostteil entstanden. Diese Teilung wurde zusätzlich mit der dazwischen verlaufenden Stadtbahntrasse baulich verstärkt. Die heutige Stadtbahnlinie 2 ‚Alte Heide' führt entlang der Peter-Strasser-Allee durch den Stadtteil Vahrenheide hindurch zu den östlich angrenzenden Stadtteilen Sahlkamp und Bothfeld. Bis 1965 anhaltende Bauarbeiten an der Stadtbahntrasse hatten den Verbindungsbereich zwischen westlicher und östlicher Wohnbebauung über Jahre hinweg gänzlich unpassierbar gemacht. Für den motorisierten Straßenverkehr blieb er das bis heute. Es bestehen lediglich vier fußläufige Querungsmöglichkeiten: am südlichen Ende über den Platzbereich am Vahrenheider Markt, eine Fußgängerunterführung in Höhe der Integrierten Gesamtschule, sowie Bahnübergänge an der Haltestelle Papenwinkel (s. Abb. 8) und nördlich am Radebeuler Hof.

Stadträumlich sind die Wohnquartiere von Vahrenheide von großzügigen grünen wie ‚steinernen' Außenbereichen geprägt. Die Straßenzüge sind teilweise überdimensioniert, die weiten Flächen bleiben weitgehend ungenutzt. Straßenschleifen und -stiche wurden aus Verkehrssicherheitserwägungen so geführt, dass kaum Kreuzungen entstehen. Dies erschwert jedoch die Orientierung im Quartier (vgl. Naumann 1991: 168). Ein breiter öffentlich nutzbarer Grünzug (s. Abb. 9) verläuft mittig im Ostteil der Wohnbebauung. Es handelt sich um eine zentrale Grünanlage von sieben Hektar Größe, die sich über etwa 800 Meter erstreckt. Trotz seiner erheblichen Größe hat der Grünzug keine eigene Bezeichnung, was auf relativ geringe Bedeutung im Stadtteilalltag hinweist. Zwischen den Wohnhäusern liegen weite Freiflächen, Abstandsgrün und Garagenhöfe (s. Abb. 10). Wie die Abbildungen auf Seite 99 insgesamt veranschaulichen, ergibt sich trotz vieler Grünflächen ein eher tristes Stadtteilbild. Dennoch werden die Grünflächen für die Imagepflege des Stadtteils herangezogen. Im Rahmen der städtischen Marketingkampagne ‚Hannover heißt Zuhause', die sich gegen die Abwanderung von Familien ins Umland richtet, ist der Slogan: „Das viele Grün in Vahrenheide ist eine Augenweide" (LHH (Hg.) 2007 b) kreiert worden.

Für das Kinderspiel wurden kleine Sandkästen in Hausnähe der GBH-Gebäude sowie zwölf kleinere Spielflächen vorgesehen (s. Abb. 11/12). Außerdem sind mittlerweile sechzehn Spielplätze im Stadtteil vorhanden, davon drei im Westteil. Bolzplätze gibt es einen im Westteil und sieben im Ostteil (s. Abb. 13 u. Karte 1). Ansonsten ist auf vielen Grünflächen das Fußballspiel durch entsprechende Beschilderung untersagt. Etwa ein Drittel der Spiel- und Bolzplätze befindet sich im Besitz der GBH. Das Spielangebot der Großwohnsiedlung wird auch noch in einer neueren Analyse als insbesondere im Bereich der Hochhäuser und bezüglich der Möglichkeiten zum Fußballspiel unzureichend bewertet (vgl. Gruppe Freiraumplanung 2000). Stadträumlich dominant ist die von der Flächenausdehnung zwar relativ kleine, in der Höhe aber markante Hochhausbebauung in Vahrenheide

Süd-Ost. Dieser Bereich entspricht der einseitigen und abwertenden Vorstellung von Großwohnsiedlungen als ‚Betonwüsten'. Auf diese Quartiere konzentrieren sich die aktuellen Sanierungsmaßnahmen (s.u.), während insbesondere der Westteil von Vahrenheide und die Einfamilienhausgebiete in Vahrenheide-Ost davon ausgenommen wurden. Darin drückt sich eine lokalpolitische Tendenz aus, nur die eine Stadtteilhälfte zu betrachten und dieser die Gesamtproblematik anzulasten. Doch trotz seiner geteilten Struktur bildet der Stadtteil einen sozialräumlichen und sozialpolitischen Gesamtzusammenhang mit einer eigenen Geschichte. Durch die Betonung der Trennung geriet sowohl die Möglichkeit des Einbezugs möglicher Ressourcen des Westteils sowie die auch dort bestehenden Problemlagen und Förderungsbedarfe aus dem Blickfeld. Ein gemeinsamer Bezug auf den ‚Heimatstadtteil' wurde mit der räumlich eingegrenzten Problemdiskussion behindert und mit der Abgrenzung des Sanierungsgebietes verfestigt. Soziale Abgrenzungen und Distanzen innerhalb der Stadtteilbevölkerung sind damit verstärkt worden. Wie die Stadtteilbevölkerung sich zusammensetzt, wird im nächsten Abschnitt dargelegt.

5.2 Sozialstruktur der Stadtteilbevölkerung

Der neu entstehende Stadtteil Vahrenheide ist in seinen ersten Aufbaujahren ein begehrter Wohnstandort gewesen. Die zuerst erbauten Eigenheime im Westteil wurden hauptsächlich von jungen Familien aufstrebender sozialer Milieus erworben. Hinzu kamen Bundeswehrangehörige und Beamte mit ihren Familien, die in den Bundesbedienstetenwohnungen, ebenfalls überwiegend in Vahrenheide-West, ihr Anrecht auf Wohnraum wahrnahmen.

Nach Vahrenheide-Ost hingegen, den weitaus größeren Teil der Wohnbebauung, zogen die meisten Bewohner/innen weniger aus eigenem Antrieb, sondern sie wurden quasi als ‚subventionierte Zwangsbewohner' (vgl. Durth/ Hamacher 1978: 23; s. S. 62) vom Wohnungsamt den Belegrechtswohnungen zugewiesen. Die meisten Wohnungen im Stadtteil gehören der kommunalen Baugesellschaft GBH und sind mit Belegrechten versehen. Besonders stark ist deren Konzentration in den südöstlichen Wohnquartieren. 2.983 Belegrechtswohnungen wurden 1996 im gesamten Stadtteil verzeichnet, damit war Vahrenheide der Stadtteil mit dem größten Bestand an Sozialwohnungen und der stadtweit höchsten Belegrechtsquote (vgl. Kreibich u.a. 1997: 60). 1999 betrug diese 63,5 Prozent gegenüber einem gesamtstädtischen Wert von 11,2 Prozent (vgl. LHH (Hg.) 2001). Durch Auslaufen der Belegungsbindungen ist diese Quote in den folgenden Jahren allgemein gesunken.[64]

In die Belegrechtswohnungen sind in den Nachkriegsjahren Kriegsversehrte mit ihren Familien, Flüchtlinge und Teile der Bewohnerschaft von Laubenkolonien eingewiesen wor-

[64] Zum Zeitpunkt der Untersuchung (2004) lag die Belegrechtsquote in Vahrenheide bei 18,7 Prozent gegenüber einem gesamtstädtischen Wert von nunmehr lediglich 7,5 Prozent. Der aktuelle Wert (1.1.2007) beträgt für Vahrenheide 20,7 Prozent, für die Gesamtstadt Hannover 7,4 Prozent. Vahrenheide ist in diesen beiden Jahren jeweils der Stadtteil mit der vierthöchsten Belegrechtsquote der Stadt (vgl. LHH (Hg.) 2005; 2007 a).

den. Hinzu kamen Personen aus dem Arbeitslager Mühlenberg und der Notunterkunft Tönniesberg. Zehn Jahre nach Kriegsende lebten in diesen Unterkünften noch etwa 1.500 Flüchtlinge, Ausgebombte und ehemalige Zwangsarbeiter/innen unter extrem schlechten Bedingungen; darunter befanden sich viele Kinder. Durch die Aufnahme von Mitteln aus dem damaligen ‚Barackenräumprogramm' bestand eine Verpflichtung zur Übernahme der Bewohnerschaft nach Vahrenheide (vgl. Döscher/ Urban 1983: 12).

In der weiteren Entwicklung führte die beginnende Entspannung auf dem Wohnungsmarkt zu Vermietungsproblemen. Der Teil der Bewohnerschaft, der es sich finanziell erlauben konnte, wechselte aufgrund der nachfolgend noch eingehender benannten Mängel in andere Wohnlagen. In dem ursprünglich für 26.000 Bewohner/innen geplanten Stadtteil Vahrenheide ging die Bevölkerungszahl nach einem 1976 erreichten Höchststand von 12.477 Personen auf heute knapp 9.000 Personen zurück. Gleichzeitig weist eine beachtliche Anzahl Bewohner/innen eine langjährige Wohndauer im Stadtteil auf. 1981 lebten über die Hälfte der Einwohner/innen (56 %) bereits zehn Jahre und länger hier (vgl. LHH (Hg.) 1983: 5). 1999 lag dieser Anteil bei 69 Prozent (vgl. LHH (Hg.) 2000: 61).[65] Diese Daten zeigen die von Werner Durth und Gerd Hamacher treffend beschriebenen drei Haupttendenzen sozialer Umschichtung in Großwohnsiedlungen: Bevölkerungsteile mit gehobenem sozialen Status und Einkommen, deren Möglichkeiten die Entscheidung zum Wegzug erlaubten und geradezu erforderten, wanderten ab. Dagegen mussten sich andere Bevölkerungsteile, die nicht über diese Möglichkeiten verfügten, auf den langfristigen Verbleib in der Siedlung einstellen. Außerdem kam durch die kommunale Belegungspolitik, sowie Prozesse sozialer Verelendung in der Siedlung selbst, weiterer Zuwachs an Personen in sozialer oder materieller Notlage hinzu (vgl. Durth/ Hamacher 1978: 24).

Geprägt durch die in Kapitel 3.4 ausführlich dargestellten sozialräumlichen Segregationsprozesse, zeigt die Bewohnerschaft von Vahrenheide nun eine spezifische Zusammensetzung in Hinblick auf die sozialen Lagen, die Altersstruktur sowie die ethnische Herkunft. Diese Besonderheiten stellen hohe Ansprüche an die Integrationskraft dieser Stadtteile und bergen Konfliktpotenziale, auf die in der weiteren Analyse noch näher eingegangen wird. Im folgenden wird zunächst die Bevölkerungsstruktur des Stadtteils Hannover-Vahrenheide im Jahre 2003/2004 über kennzeichnende Sozialstrukturdaten (Alter, Ausländeranteile, Sozialhilfebezug und Arbeitslosenzahlen) räumlich differenziert und im Vergleich zum übrigen Stadtgebiet von Hannover vorgestellt.[66]

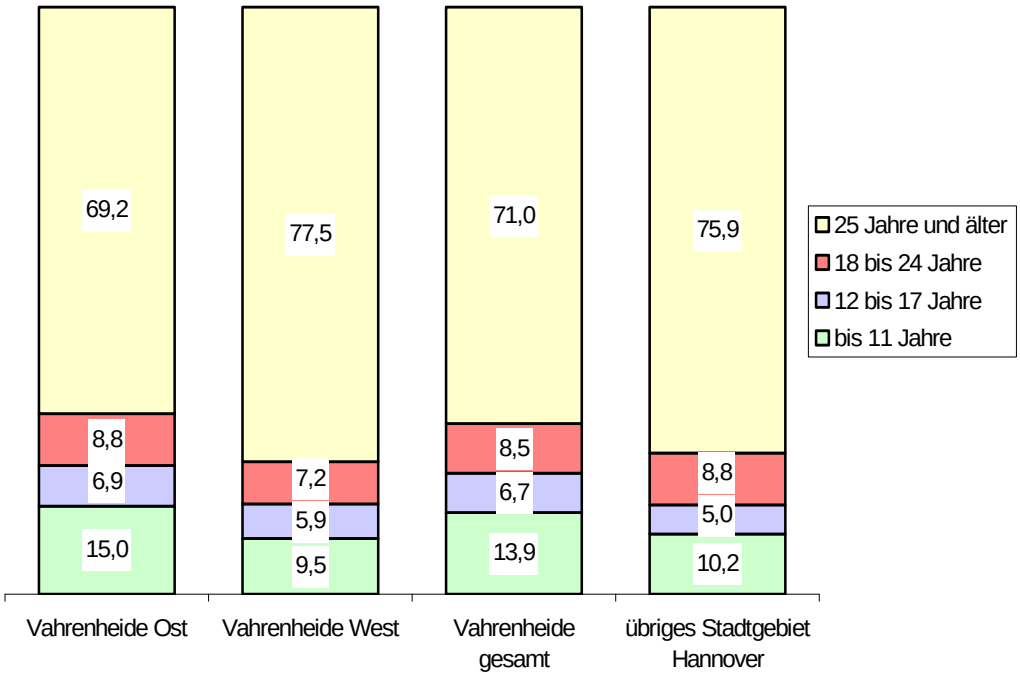
---

[65] In dieser Erhebung wurde allerdings nach Stadtbezirken, nicht nach Stadtteilen unterschieden, so dass Vahrenheide, Sahlkamp und Bothfeld zusammengefasst sind.

[66] Die Sozialstrukturdaten beziehen sich, sofern nichts anderes angegeben ist, auf die Bevölkerung am Ort der Hauptwohnung am Stichtag 1.1.2004, bzw. bei den Daten zum Sozialhilfebezug auf den 31.12.2003, bei den Arbeitslosenzahlen auf Dezember 2003. Quelle dieser Daten sind Angaben der Statistikstelle der Landeshauptstadt Hannover.

Wie für Großwohnsiedlungen typisch, ist der Anteil der Kinder und Jugendlichen in Vahrenheide erhöht. Kleinräumig betrachtet zeigt sich, dass sich dieser hohe Anteil junger Bewohner/innen auf den größeren Ostteil konzentriert (vgl. Darstellung 3).

Darstellung 3: Altersstruktur
(Anteile der Altersgruppen zur jeweiligen Gesamtbevölkerung am Ort der Hauptwohnung)



Quelle: Statistik der Landeshauptstadt Hannover, Stand: 1.1.2004

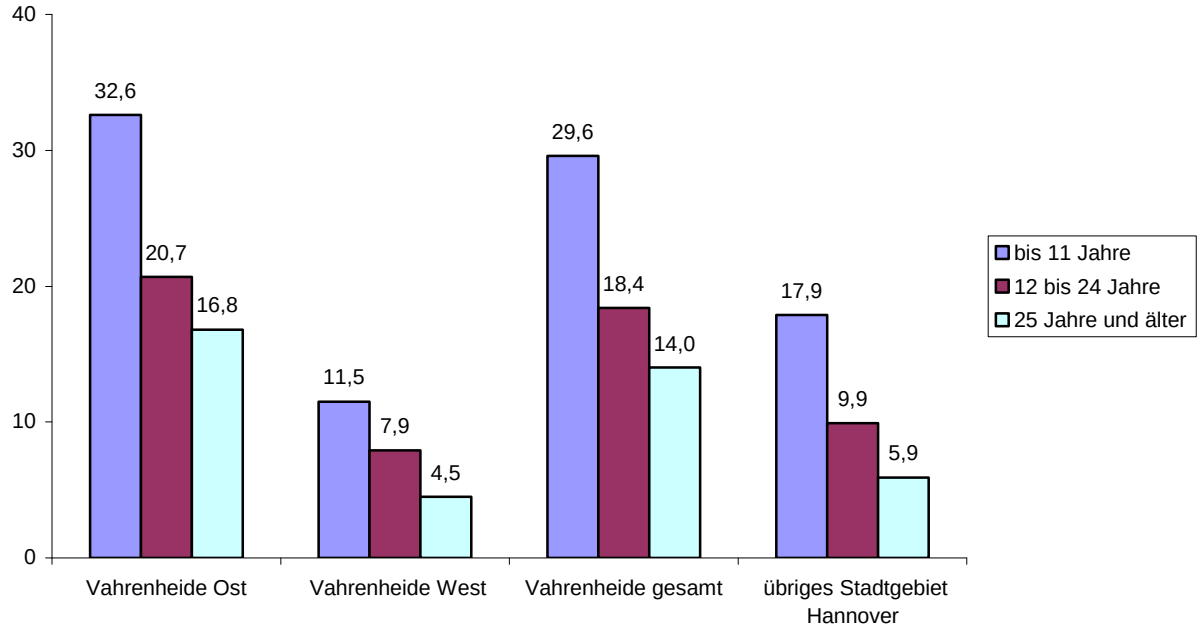
Aufgrund des höheren Anteils privaten Wohneigentums im Westteil ist dort ein größerer Teil der Erstbewohnerschaft in den Einfamilienreihenhäusern verblieben. Da die nun erwachsenen Kinder mittlerweile fortgezogen sind, befindet sich heute etwa ein Drittel der Bevölkerung von Vahrenheide-West im Rentenalter. Vahrenheide-Ost weist dagegen eine deutlich verjüngte Altersstruktur auf. Der Anteil der Kinder liegt bezogen auf diesen Bereich fünf Prozentpunkte über dem Vergleichwert des übrigen Stadtgebietes. Ebenfalls erhöht ist der Anteil der 12- bis 17-Jährigen, während bei den jungen Erwachsenen die Unterschiede angeglichen sind. Insbesondere die mittleren, und damit die erwerbsfähigen Altersjahrgänge sind zugunsten vieler Kinder und Jugendlicher unterrepräsentiert. Den hohen Kinderzahlen entsprechend leben besonders viele Familien im Stadtteil. Der Anteil kinderreicher Familien darunter ist doppelt so hoch wie im übrigen Stadtgebiet (4 % ggü. 2 %).

Bei fokussierter Betrachtung des Quartiers Vahrenheide-Südost, in dem sich der Hochhauskomplex Klingenthal befindet, zeigt sich eine noch weiter zugespitzte sozialräumliche Konzentration junger Menschen. Kinder sind hier mit 22 Prozent vertreten, Jugendliche unter 18 Jahren mit zehn Prozent und der Anteil der 18- bis 24-Jährigen macht elf Prozent

aus. Damit sind 43 Prozent, also annähernd die Hälfte der Bewohnerschaft in diesem Bezirk, unter 25 Jahre alt.

Insgesamt lebten zum Untersuchungszeitpunkt etwa 1.350 Jugendliche im Alter von 12 bis 24 Jahren in Vahrenheide, das sind 15 Prozent der Bewohnerschaft. Der Stadtteil stellt das größte zusammenhängende, räumlich verdichtete Armutsgebiet der Landeshauptstadt Hannover dar (vgl. Buitkamp 2001: 79 ff.). Dass hier in hohem Maße Personen leben, die sich in materiellen Notlagen befinden, belegen die Statistiken zu sozialen Transferleistungen sowie die Arbeitslosenstatistik. Die Quote der Empfänger/innen von Hilfe zum Lebensunterhalt (HLU) liegt im Stadtteil Vahrenheide insgesamt mit 16,8 Prozent mehr als doppelt so hoch wie im übrigen Stadtgebiet (7,6 %). Im Ostteil liegt diese Quote noch höher, während im Westteil der Anteil an Personen, die auf diese staatliche Hilfe angewiesen sind, geringer ist als im Stadtdurchschnitt. Bei kleinräumiger Betrachtung des Hochhausgebietes Klingenthal zeigt sich hier die höchste Konzentration von Menschen im Sozialhilfebezug, hier benötigt fast jede dritte Person (30,7 %) diese Leistung. Diese polarisierte Verteilung zeigt eine deutliche sozialstrukturelle Binnensegregation des Stadtteils. Sie steht mit der Altersverteilung in Verbindung, denn bei jungen Menschen ist der Anteil Sozialhilfebeziehender besonders hoch. Wie sich der Bezug von Hilfe zum Lebensunterhalt auf die Altersgruppen verteilt zeigt Darstellung 4.

Darstellung 4: Laufende Hilfe zum Lebensunterhalt (HLU)
(Prozentanteil der Empfänger/innen von laufender Hilfe zum Lebensunterhalt zur jeweiligen Gesamtbevölkerung am Ort der Hauptwohnung)



Quelle: Statistik der Landeshauptstadt Hannover, Stand: 31.12.2003

Kinder sind besonders stark betroffen, sowohl in Bezug zu den anderen Altersgruppen im Stadtteil wie auch in Bezug zur gesamtstädtischen Quote. Aber auch die Jugendlichen des Stadtteils leben häufiger als Erwachsene und etwa doppelt so häufig wie Jugendliche im übrigen Stadtgebiet in Familien, deren materielle Verhältnisse bedeutend begrenzt sind. In Vahrenheide-Ost betrifft dies jeden fünften Jugendlichen. Bei den jüngeren Jugendlichen darunter (12 bis 17 Jahre) erhöht sich der Anteil auf 26,2 Prozent.

Weibliche Jugendliche sind in Vahrenheide stärker noch als männliche Jugendliche bedürftig, denn in der Altersgruppe von 12 bis 24 Jahren erhalten 21,7 Prozent der weiblichen und 15,4 Prozent der männlichen Jugendlichen HLU. Hier ist ein Bezug zu dem im Stadtteil auffallend niedrigen Heirats- und Erstgeburtsalter zu vermuten, d.h. einige dieser jungen Frauen haben bereits eigene Kinder und leisten unter materiell schwierigen Bedingungen Familienarbeit.[67] So sind mit 18 Prozent doppelt so viele der 18- bis 24-Jährigen aus Vahrenheide verheiratet (oder bereits geschieden oder verwitwet), wie im übrigen Stadtgebiet mit neun Prozent. In den Haushalten dieser Altersgruppe leben ebenfalls doppelt so häufig Kinder, wie im Vergleich mit den übrigen Stadtteilen. Dies zeigt sich auch im Stadtteilalltag, denn es sind auffallend häufig junge Mütter zu sehen. Die Zeitspanne der Jugend scheint also in Vahrenheide eher verkürzt zu sein, zumal die langen Bildungswege der postadoleszenten Phase hier seltener vorkommen (s.u.).

Die Arbeitslosenquote liegt mit 12,7 Prozent insgesamt in Vahrenheide fast doppelt so hoch wie im übrigen Stadtgebiet (6,5 %). Es leben auffallend viele Langzeitarbeitslose in diesem Stadtteil. Männer sind mit 16,7 Prozent stärker von offiziell gemeldeter Arbeitslosigkeit betroffen als Frauen, ebenso sind mehr ausländische Bewohner/innen arbeitslos gemeldet (18,3 %) als deutsche. Die Arbeitslosenquote der unter 25-Jährigen ist in Vahrenheide gegenüber dem übrigen Stadtgebiet erhöht und beläuft sich auf 3,3 Prozent gegenüber 2,2 Prozent im übrigen Stadtgebiet. Insgesamt waren 85 Jugendliche im Dezember 2003 als arbeitslos registriert, fast alle wohnten in Vahrenheide-Ost.[68]

Für die Situation der Jugendlichen ist zudem die Betrachtung von Bildungsdaten[69] interessant, da sich hieraus die Chancen für eine erfolgreiche Integration in den Arbeitsmarkt ab-

---

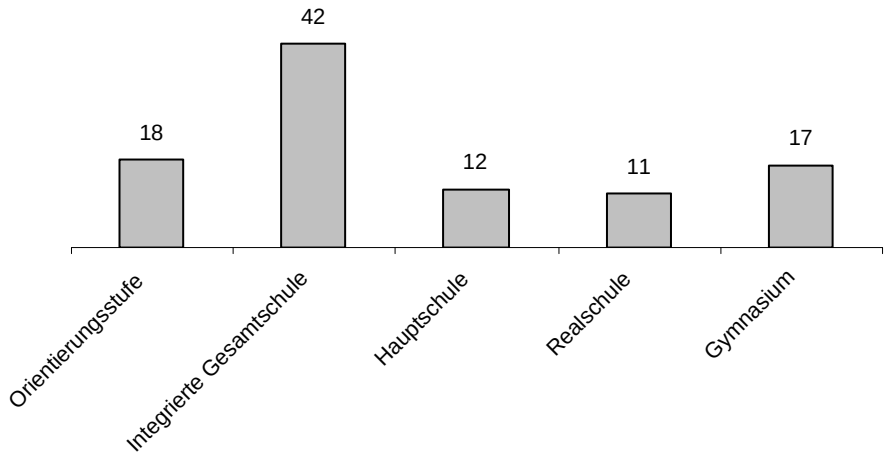
[67] Mit Jugendlichen, die bereits Eltern sind, wurden keine Gespräche geführt, da sie über die genutzten Vermittlungswege nicht erreicht werden konnten. Aufgrund vager Andeutungen kann lediglich vermutet werden, dass eines der befragten Mädchen schwanger war.

[68] Für 1998 liegen der Autorin noch weiter nach Alter und Wohnquartier differenzierte Daten vor, die die starke Betroffenheit der Jugendlichen im Hochhausgebiet aufzeigen. Von den 18- bis 19-jährigen Jugendlichen aus Vahrenheide waren damals 10,2 Prozent arbeitslos gemeldet, von den 20- bis 24-jährigen 12,4 Prozent. Im Hochhausgebiet war sogar jede/r fünfte 18- bis 19-jährige Jugendliche von Arbeitslosigkeit betroffen (21,2 %) (vgl. Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001: 257).

[69] Um Aussagen zum Bildungsstand der Jugendlichen aus Vahrenheide treffen zu können, sind individuelle Daten notwendig, die Verknüpfungen zur Wohnadresse zulassen. Solche Daten sind aus Datenschutzgründen nicht allgemein zugänglich. Daher wurden die o.g. Angaben bei den einzelnen Schulen erfragt und aus dankenswerter Weise zur Verfügung gestellten anonymisierten Statistiken ermittelt. Angaben der Statistik des Niedersächsischen Kultusministeriums wurden ergänzend hinzugezogen. Aufgrund der Zugangsprobleme

leiten lassen. Wie sich die Jugendlichen aus Vahrenheide, die noch eine Schule besuchen, auf die Schulformen verteilen, gibt Darstellung 5 an.

Darstellung 5: Schulformen
(Verteilung der Schüler/innen aus Vahrenheide auf die weiterführenden Schulformen in Prozent)



Quelle: Angaben der Schulen, Schuljahr 2000/2001 (Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001: 146)

Fast jede/r zweite Jugendliche aus Vahrenheide, die/der eine weiterführende Schule besucht, geht auf die Integrierte Gesamtschule im Stadtteil (42 %). Diese Gesamtschule führt bis zur 10. Klasse (Sekundarbereich I). Der Anteil der an dieser Schule aufgenommenen Schüler/innen mit Hauptschulempfehlung liegt bei 75 Prozent[70], und damit im Vergleich besonders hoch. 17 Prozent der Schüler/innen ab der 5. Klasse aus Vahrenheide besuchten im Schuljahr 2000/2001 das Gymnasium im Stadtteil. Dies ist ein relativ niedriger Wert, denn im Durchschnitt des gesamten Regierungsbezirkes Hannover belief sich der Anteil an Gymnasiast/innen auf 28 Prozent.

Nur ein Teil der Schüler/innen schließt die Schule mit dem dort jeweils möglichen Bildungsabschluss ab. Insbesondere im Hauptschulbereich zeigte sich, dass fast ein Drittel der Abgehenden (29 %) die Schule ohne Abschluss verließ, teilweise schon nach der 8. Klasse (15 %). Die Bildungsdaten lassen insgesamt darauf schließen, dass die Jugendlichen aus Vahrenheide ihre Schullaufbahnen mit eher unterdurchschnittlichen Schulabschlüssen beenden und damit beim Übergang in berufliche Ausbildungen benachteiligt sind.

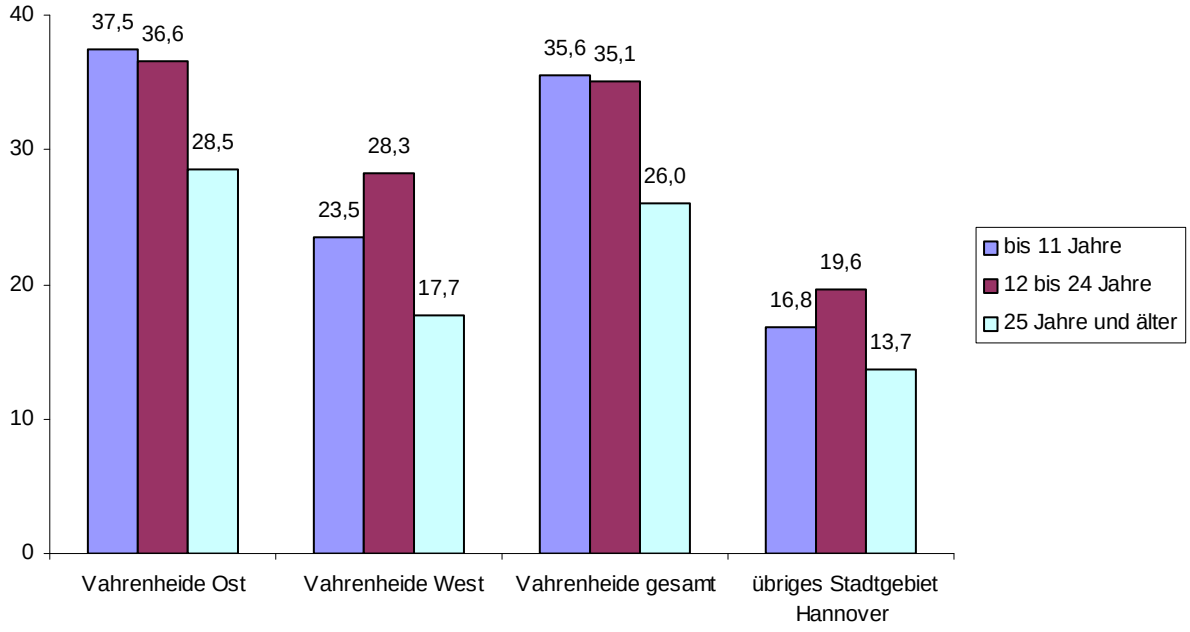
---

mussten Daten aus unterschiedlichen Jahren genutzt werden und es konnten nicht alle von Jugendlichen aus Vahrenheide besuchten Schulen der Stadt befragt werden. Die Angaben zu den Schüler/innen aus Vahrenheide, die die Sonderschule besuchten (41), ließen sich nicht nach Alter differenzieren und konnten daher nicht eingerechnet werden. Es handelt sich notgedrungen um eine lückenhafte Datenlage, aus der dennoch eine annäherungsweise Vorstellung der schulischen Situation der Jugendlichen gewonnen werden konnte.

[70] Daten vom Stichtag 13.9.2007.

Für die Sozialstruktur von Vahrenheide ist des Weiteren ein hoher Anteil von Zugewanderten[71] kennzeichnend (s. Darstellung 6).

Darstellung 6: Ausländeranteile
(Prozentanteil der Personen nicht-deutscher Nationalität zur jeweiligen Gesamtbevölkerung am Ort der Hauptwohnung)



Quelle: Statistik der Landeshauptstadt Hannover, Stand: 1.1.2004

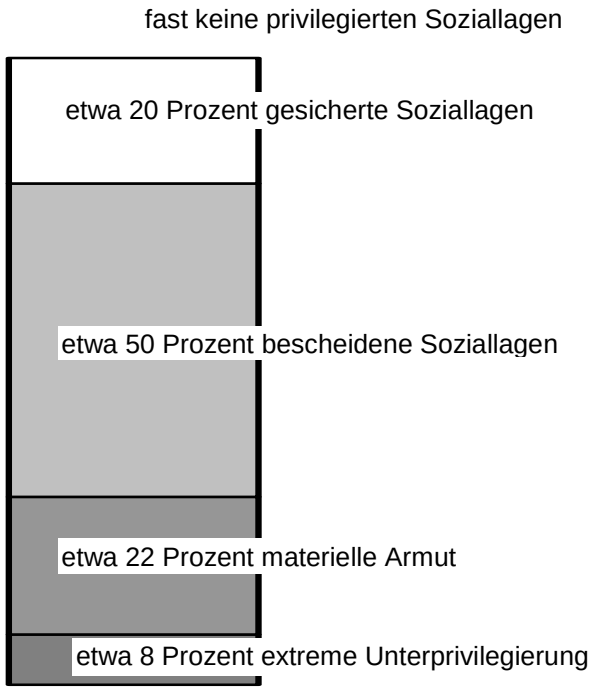
Generell sind die Anteile an Personen nicht-deutscher Nationalität im Ostteil höher, aber auch im Westteil liegen sie deutlich über dem Vergleichswert der übrigen Gesamtstadt. Besonders hoch ist der Ausländeranteil bei der jungen Stadtteilbevölkerung, in diesen Altersgruppen liegt er bei über einem Drittel.

Es sind 58 verschiedene ethnische Gruppen in Vahrenheide vertreten. Die meisten Personen darunter sind türkischer Nationalität, dennoch gibt es keinen Straßenzug, der mehrheitlich ‚türkisch' geprägt wäre (vgl. auch Behrendt 1997: 217). Der Anteil an Personen mit Aussiedlerstatus liegt ebenfalls mit acht Prozent in Vahrenheide höher als im übrigen Stadtgebiet mit vier Prozent. Somit hat mindestens ein gutes Drittel (37 %) der Stadtteilbevölkerung Migrationserfahrungen bzw. eine andere kulturelle Herkunft; bei den 12- bis 24-Jährigen sind dies sogar 44 Prozent (35 % Ausländer, 9 % Aussiedler).

[71] Die hier angeführten Angaben basieren auf der Nationalität, zusammengefasst als deutsche oder ausländische Nationalität. Die Anteile der Aussiedler/innen wurden über die doppelte Staatsangehörigkeit erfasst, wenn sich die zweite Nationalität auf einen Staat der ehemaligen Sowjetunion oder übrige Herkunftsstaaten der Aussiedler/innen bezieht. Mit diesen statistischen Daten lässt sich die gesamte Gruppe der Personen mit Migrationshintergrund nur teilweise erfassen, denn insbesondere Migrant/innen der zweiten und dritten Generation haben häufig die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen. Auf demographischer Ebene besteht jedoch keine andere Möglichkeit der Abgrenzung.

Zusammengefasst lässt sich die Bevölkerungsstruktur der Großwohnsiedlung Hannover-Vahrenheide durch den relativ jungen Altersdurchschnitt, hohe Anteile von Zugewanderten verschiedener Nationalitäten und hohe Quoten von Personen, die staatliche Transferleistungen benötigen charakterisieren. Ergänzt durch weitere Informationen aus den Gesprächen mit Stadtteilkundigen konnte in der Sozialstrukturanalyse Vahrenheide (vgl. Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001) auf eine deutlich in Richtung benachteiligter sozialer Lagen verschobene Struktur sozialer Ungleichheit geschlossen werden, die schematisch in Darstellung 7 wiedergegeben wird.

Darstellung 7: Sozialstruktur des Stadtteils Hannover-Vahrenheide
(Anteile sozial ungleicher Lebenslagen an der Gesamtbevölkerung in Prozent)



Quelle: Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001: 159

Personen in materiell gehobenen oder privilegierten Lagen finden sich kaum im Stadtteil Vahrenheide, ihr Anteil ist vernachlässigbar gering. Etwa ein Fünftel der Bevölkerung von Vahrenheide lebt in relativer materieller Sicherheit. Diese eher älteren Bewohner sind in stabile Erwerbsverhältnisse eingebunden oder durch Renten und Pensionen gesichert. Sie besitzen Wohneigentum, vorrangig in einem der Einfamilienreihenhausgebiete. Hierzu gehören zunehmend Personen mit Migrationshintergrund, die ihre materielle Lage mittlerweile verbessern konnten und den Stadtteil aufgrund verwandtschaftlicher Bindungen nicht verlassen haben.

Etwa die Hälfte der Bewohnerschaft wirtschaftet hingegen unter Bedingungen, die als bescheiden charakterisiert wurden. Viele Familien mit Kindern gehören dazu, sowie langjährige ältere Bewohner/innen der Zeilenbauten. Ihre materiellen Einkünfte aus häufig prekä-

ren Arbeitsverhältnissen oder Renten sind eher niedrig. Dennoch sind sie in der Lage, ihren Alltag ohne staatliche Unterstützungsleistungen zu bewältigen.

Von ausgesprochener materieller Armut sind etwa 22 Prozent der Stadtteilbevölkerung, meist kinderreiche Familien sowie Personen mit Migrationshintergrund, betroffen. Sie beziehen entweder Arbeitslosenunterstützung oder Hilfe zum Lebensunterhalt. Unterschichtet wird diese Gruppe, in der sich sehr viele Kinder und Jugendliche befinden, noch von ca. acht Prozent der Bewohner/innen von Vahrenheide, die sich in extremer Unterprivilegierung befinden. Es handelt sich dabei um Personen, die unter Mehrfachbelastungen, u.a. durch Sucht- oder andere psychische Erkrankungen, Gewalterfahrungen, Verwahrlosung, Hafterfahrungen oder Obdachlosigkeit, leiden. Dies sind meist deutsche Bewohner/innen unterschiedlicher Altersgruppen. Sie werden häufig über lange Zeiträume vom kommunalen Sozialdienst betreut.

Aufgrund der dargestellten Datenlage lässt sich der Anteil benachteiligter Jugendlicher auf mindestens vier Fünftel der Jugendlichen des Stadtteils quantifizieren. Von materieller Armut sind sie stärker noch als der Stadtteildurchschnitt betroffen. Zu der bescheidenen Soziallage in relativ beengten Wohnverhältnissen treten bei ihnen eingeschränkte Aussichten auf weiterführende Bildungsabschlüsse hinzu. Dagegen befinden sich eher wenig Jugendliche unter dem Fünftel der Stadtteilbevölkerung, bei denen von einer gesicherten sozialen Lage ausgegangen werden kann. Diese Jugendlichen wohnen überwiegend in Vahrenheide-West. Auch diese Gruppe ist von den Mängeln und Problematiken der Großwohnsiedlung betroffen, doch es ist zu vermuten, dass sie dies besser kompensieren können.

Über besondere gesundheitliche Probleme und Einschränkungen der Jugendlichen aus Vahrenheide konnte nur wenig in Erfahrung gebracht werden. In diesem ebenfalls als benachteiligender Faktor diskutierten Bereich scheinen keine besonderen Auffälligkeiten zu bestehen, was mit der ‚vitalen' Jugendphase in Zusammenhang stehen mag. So berichtete der Kinder- und Jugendarzt des Stadtteils, dass Jugendliche aufgrund ihres insgesamt geringen Krankenstandes selten in seine Praxis kämen. Eine valide Erfassung evtl. bestehender Suchtproblematiken oder anderer psychischer Erkrankungen hätte aufgrund der Sensibilität dieser Daten eine andere Untersuchungsanlage erfordert.

5.3 Lokale Ökonomie und institutionelle Infrastruktur

Wie in anderen Großwohnsiedlungen auch, wurde in Vahrenheide angesichts des hohen Wohnungsbedarfs zu Beginn der Bebauungsphase die Wohnbebauung stark vorangetrieben. Die Errichtung von Infrastrukturen in den Bereichen tägliche Versorgung, Betreuung, Bildung, Arbeit und Straßenverkehr wurde hintangestellt und verlief entsprechend schleppend. Eine attraktive Ausstattung konnte bis heute nicht erreicht werden.

Die Versorgungsökonomie der Großwohnsiedlung Vahrenheide konzentriert sich im Wesentlichen auf den Vahrenheider Markt (s. S. 111, Abb. 14/15). Weitere Geschäfte gibt es in einer kleinen Ladenzeile im nordöstlichen Wohngebiet und im Gewerbegebiet. Außerdem befindet sich noch ein Kiosk am Rand der Wohnbebauung und ein Gemüsegeschäft in der Nähe des Vahrenheider Marktes. Am Vahrenheider Markt werden ein paar Dienstleistungen angeboten (Friseur, Arztpraxen, Massagepraxis, Fahrschule, Schneiderei), hier ist außerdem die Polizeistation ansässig. Einige Bänke am Rande der zentralen Brunnenanlage bieten Platz zum Verweilen, vereinzelte Spielgeräte sind im Fußgängerbereich eingelassen. Das Warenangebot der Geschäfte liegt im unteren Preissektor, die Auswahl ist sehr eingeschränkt. Zum Untersuchungszeitpunkt gab es dort zwei Supermärkte (Aldi, Extra), einige Fachgeschäfte (Blumenfachgeschäft, Zoofachhandel, Apotheke, Bäckerei, Drogeriemarkt), Gemüseläden, Gastronomie (Eiscafé, Bistro, Bierstube), einen Spielsalon und ein Telefoncenter. Über den Stadtteil hinaus beliebt und bekannt ist allein die Eisdiele.

Im Jahr 2000 ist der Vahrenheider Markt saniert worden. Um die durchgängige Ladenzeile etwas aufzulockern wurde ein Durchbruch geschaffen und der Brunnen erhielt einen neuen Farbanstrich. Die Gewerbetreibenden treffen sich im Rahmen der Sanierung in einer Runde, um gemeinsam an der Attraktivitätssteigerung zu arbeiten. Nachhaltige Verbesserungen konnten bisher nicht erreicht werden. Nach wie vor wirkt die Platzgestaltung wenig einladend.

Kleingewerbe ist in Vahrenheide kaum vorhanden. Entsprechend des Leitbildes der funktionalen Trennung von Wohnen und Arbeiten sind direkt im Stadtteil gelegene Arbeitsplätze nicht vorgesehen worden. Hierfür war das von der Wohnbebauung räumlich abgetrennte Gewerbegebiet im Nordwesten geplant. Doch die dortige Ansiedlung arbeitsintensiver Betriebe, die der Bewohnerschaft des neuen Stadtteils ausreichend Beschäftigungsmöglichkeiten bieten sollten, gelang nicht. Statt dessen ist der Platz für die Umsiedlung von Betrieben genutzt worden, die dem nachkriegsbedingten Aufbau von Hannovers Innenstadt im Wege standen. Heute befinden sich dort u.a. Autohändler, Filialen von Möbelhandelsketten und diverse Lagerhallen. Nur wenige der Stadtteilbewohner/innen haben dort eine Arbeitsstelle gefunden. Lediglich am Rand des Vahrenheider Marktes sind noch einige Gewerbebetriebsstätten in der Wartburgstraße geplant gewesen, doch dieser Bereich steht heute zum großen Teil leer. In einem Gutachten der Handwerkskammer war bereits 1961 festgestellt worden, dass es sich im Stadtteil um ‚Kleinverdiener' handeln werde und daher keine große Nachfrage zu erwarten sei. Außerdem wurden Bau- und Ausbaubetriebe nicht für notwendig erachtet, da die zentral wirtschaftende Baugesellschaft eigene Handwerker beschäftigte (vgl. HAZ 8.3.1961).

Abb. 14/15: Vahrenheider Markt

Abb. 16: Jugendzentrum Camp

Abb. 17: Jugendkontaktladen

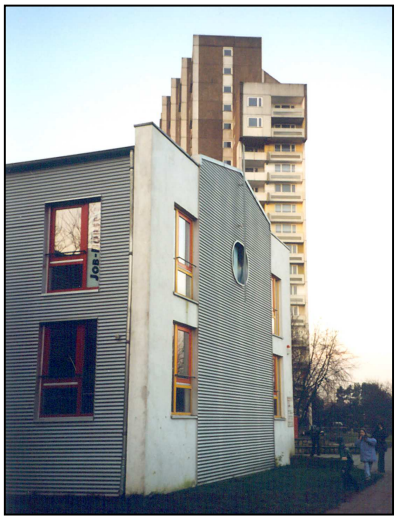


Abb. 18: Ev. Tituskirche

Abb. 19: Kath. St. Franziskuskirche

Quelle: Fotodokumentation Claudia Heinzelmann

Die Infrastruktur im Bildungs- und Freizeitbereich hatte in den ersten Jahrzehnten des Stadtteils provisorischen Charakter. Angesichts der permanenten Mangelsituation haben viele der Bewohner/innen Eigeninitiative ergriffen. Es entwickelten sich recht aktive Vereinskulturen, insbesondere im Bereich des Sports und des Kleingartenwesens. Sportanlagen und Vereinsheime sind in Eigenarbeit gemeinschaftlich errichtet worden. Als in den 1980er Jahren vielfältige Mängel und Defizite offenkundig wurden, kamen verstärkt wohlfahrtsstaatliche Einrichtungen mit sozialer Ausrichtung, wie z.B. Gemeinwesenarbeit, in den Stadtteil. Heute wird ein großer Anteil der Bewohner/innen von sozialstaatlichen Einrichtungen mit betreuendem und unterstützendem Charakter erreicht bzw. versorgt. Bewohnergetragene Organisationen finden sich im Wesentlichen im Bereich der traditionellen Vereinskultur. Selbstorganisierte Unterstützungsstrukturen, wie Kinderläden o.ä. Einrichtungen, die in anderen Stadtteilen Infrastrukturmängel auszugleichen oder zu ergänzen vermögen, fehlen weitgehend.

Zur Zeit der Untersuchung befanden sich insgesamt etwa siebzig Infrastruktureinrichtungen im Stadtteil. Es handelt sich um kommunale Einrichtungen (Schulen, Spielpark, Jugendzentrum, Seniorenbegegnungsstätte, Polizeistation, Freibad, Sozialdienststelle, Beratungsstellen), Einrichtungen der Verbände der freien Wohlfahrtspflege (Kinderbetreuung, pädagogische und berufsorientierende Hilfsangebote für Jugendliche, pflegerische Betreuung für Senior/innen) und Einrichtungen der Wohnungsbaugesellschaft GBH (Betreutes Wohnen, Geschäftsstelle, Mieterbeirat, das Beschäftigungsprojekt Mieterservice). Des Weiteren gab und gibt es einige bewohnergetragene Initiativen, die meist mit Unterstützung der Wohnungsbaugesellschaft oder der Gemeinwesenarbeit entstanden sind (Nachbarschaftsinitiative, Grünpflegeprojekte, Beschäftigungsprojekte, Mietervereine). Seit 1989 gibt es eine kleine Bürgerinitiative im Stadtteil, die sich gegen Umwelt- und Lärmprobleme engagiert. Bei den Vereinen überwiegen teils alteingesessene Sportvereine (Fußballvereine, Turnverein, Schießsportverein, Wassersportverein, Eis- und Rollsportclub). Von Migrant/innen ist der demokratische Kulturverein gegründet worden. Außerdem sind die vielen Kleingartenanlagen im Stadtteil über Kleingartenvereine organisiert. Darstellung 8 gibt einen Überblick über die Infrastruktureinrichtungen, gegliedert nach den jeweiligen Trägern. Dazu kommen noch politische Parteien mit ihren Ortsverbänden sowie die oben beschriebene lokale Geschäftswelt mit ihren Versorgungsangeboten.

In Darstellung 8 sind die prinzipiell (auch) auf Jugendliche ausgerichteten Infrastruktureinrichtungen rot hervorgehoben. Die jeweilige Lage im Stadtteilraum ist auf der Übersichtskarte (S. 137) zu sehen. Angebote für Kinder und Jugendliche werden im Stadtbezirk Bothfeld-Vahrenheide laut wiederholter Bevölkerungsbefragungen überdurchschnittlich häufig vermisst (vgl. LHH (Hg.) 2000: 81; 2003: 60 ff.).

Darstellung 8: Lokale Infrastruktureinrichtungen in Hannover-Vahrenheide

Für Jugendliche prinzipiell relevante Institutionen sind rot hervorgehoben.

Kommunale Einrichtungen

Sozialamt:
- Stelle für allgemeine Sozialhilfe
- Seniorenbegegnungsstätte, Seniorenbüro

Amt für Jugend und Familie:
- Jugendzentrum Camp
- Kinderspielpark Holzwiesen
- Jugend-, Familien- und Erziehungsberatung
- Jugendgerichtshilfe

Kommunaler Sozialdienst:
- Dienststelle Vahrenheide
- Gemeinwesenarbeit

Gesundheitsamt:
- Sozialpsychiatrische Beratungsstelle

Schulamt:
- Fridtjof-Nansen-Grundschule
- IGS Vahrenheide-Sahlkamp
- Herschelgymnasium

Kulturamt (mit Stadtteilinitiative):
- Kulturtreff Vahrenheide

Sport- und Bäderamt:
- Freibad Lister Bad

Polizeidirektion Hannover:
- Polizeistation Vahrenheider Markt
- Kontaktbereichsbeamte

Einrichtungen der Arbeiterwohlfahrt

Emmy-Lanzke-Haus mit Kita und Krabbelgruppe
Hort in der Fridtjof-Nansen-Schule
Spielmobil
Streetwork/ Jugendkontaktladen
LIFT/ Job-Börse

Einrichtungen der evangelischen Kirche/ Diakonie

Titusgemeinde
Kita Titus I und II
Soziale Gruppeninitiative e.V.
- Jugendwerkstatt Vahrenheide
- Werkstatt-Treff
- Pro Beruf
- Montage-Bau

Treff deutsche und ausländische Frauen
Diakoniestation Vahrenheide-Sahlkamp
- -
Sozialpädagogische Einzelbetreuung der evangelischen Jugendhilfe des Stephansstifts
Kids-Club vom Jugendverband der evangelischen Freikirchen
Evangelische Baptisten-Brüdergemeinde
Evangelische Christengemeinde

Einrichtungen der katholischen Kirche/ Caritas

St. Franziskusgemeinde
Kita Carl-Sonnenschein-Haus
Faschings-Club St. Franziskus

Einrichtungen des Deutschen Roten Kreuzes

DRK-Ortsverein Vahrenheide
Altenpflegeheim Dunantstraße

Einrichtungen der Gesellschaft für Bauen und Wohnen Hannover mbH (GBH)

GBH-Geschäftsstelle Vahrenheide
Betreute Altenwohnanlagen
GBH-Mieterservice
Mieterbeirat GBH

Vereine und bewohnergetragene Initiativen

Bürgerinitiative Vahrenheide e.V.
Stadtteilinitative Kulturtreff Vahrenheide e.V.
- Kulturtreff (auch öffentlicher Träger)

Nachbarschaftsinitiative e.V.
- Krabbelstube Simsalabim
- Nachbarschaftstreff
- Seniorenklub Russischer Nachmittag

Grünpflege Vahrenheide e.V.
- Grünflächenprojekt
- Grüne Boten
- Pro Sauber

FLAIS e.V. Förderverein Leben und Arbeiten im Stadtteil Vahrenheide
- Tauschring/ Fundgrube
- Bürger-Service

Wohnungsgenossenschaft Vahrenheide-Sahlkamp (VASA)
Mieterverein Klingenthal 6B
‚Es tut sich was' Mieter/innenverein Sahlkamphäuser 81 – 87 e.V. in Hannover
Alkoholkrankenselbsthilfegruppe ‚Gruppe 90'
Verein für Sozialmedizin Vahrenheide e.V.
Demokratischer Kulturverein e.V.
Schießsport Vahrenheide von 1967 e.V.
SV Kickers Vahrenheide von 1960 e.V.
SV Borussia von 1895 e.V.
TUS Vahrenwald 08 e.V.
Eis- und Rollsportclub e.V.
Sportverein Wasserfreunde 98 e.V.
Reiterverein Hannover e.V.
verschiedene Kleingartenvereine

Quelle: Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001: 133, eigene Hervorhebung

Die für Jugendliche relevanten Infrastrukturangebote der Großwohnsiedlung werden im Folgenden näher in ihrer Entwicklung und ihrem Konzept beschrieben. Es handelt sich dabei um die zwei weiterführenden Schulen, drei spezielle Einrichtungen für Jugendliche, diverse Beratungs- und Hilfsangebote hinsichtlich beruflicher Qualifikation oder psychosozialer Probleme, Angebote der zwei Kirchengemeinden und die Sportvereine. Abgesehen von den Jugendeinrichtungen zeigen besonders die bildungsorientierten Einrichtungen, die auch den Großteil des Angebots ausmachen, eine Ausrichtung auf benachteiligte Jugendliche.

5.3.1 Schulen

Für die Schulkinder sind in den 1960er Jahren die noch heute genutzten drei Schulkomplexe angelegt worden. Als erstes wurde 1962 die damalige Volksschule Fridtjof-Nansen-Schule eingeweiht. Sie ist heute die Grundschule des Stadtteils. 1966 wurde das Herschelgymnasium gebaut. 1967 folgte eine zweite Volkschule an der Weimarer Allee. Aus dieser Volksschule ist eine Hauptschule geworden, die seit 1995 als Integrierte Gesamtschule Vahrenheide/ Sahlkamp mit einigen baulichen Erweiterungen und neu gestaltetem Pausenhof fortgeführt wird.

Die Integrierte Gesamtschule Vahrenheide/ Sahlkamp wird von vielen Jugendlichen aus dem Stadtteil besucht und fast die Hälfte der Schülerschaft dieser Schule wohnt in Vahrenheide.[72] Es ist eine mittlerweile relativ gut ausgestattete Ganztagsschule, die laut Schulleiter ihr Konzept an den Erfordernissen des Stadtteils ausgerichtet hat. Vorhandene Stärken der Schüler/innen sollen ausgebildet werden und es wird bewusst keine defizitorientierte Perspektive eingenommen. Besonderer Wert wird auf die Förderung im Bereich der Neuen Medien (PC und Internet) und auf Berufsorientierung mit regelmäßigen Berufspraxistagen gelegt. Emotionale Stärkung und Beziehungsaufbau soll durch die Begrenzung auf maximal 24 Schüler/innen pro Klasse und die Zuordnung fester ‚Stammlehrer/innen' erreicht werden. Nach Einschätzung der Lehrer/innen stellt die Verbindlichkeit der Schulstruktur für einige Jugendliche eine Art ‚Gegenwelt' zu ihren übrigen Erfahrungen dar. Die besondere Haltung den Schüler/innen gegenüber verdeutlicht nachfolgendes Zitat aus einem Zeitungsbericht:

„Vom Lernen strikt nach Schulbuch hat sich die IGS Vahrenheide gelöst. ‚Ein Kind, das für acht Geschwister einkauft und kocht, kann ich nicht als einen dummen Schüler behandeln, dem ich Wissen eintrichtere' (...)" (HAZ 23.2.2001).

Die Schule kooperiert mit dem nahe gelegenen Jugendzentrum Camp. Während der Mittagszeit von 12:30 bis 14:00 Uhr werden die Räume des Jugendzentrums speziell für die IGS-Schüler/innen geöffnet. Am Nachmittag werden in der Schule Arbeitsgruppen ange-

[72] Im Schuljahr 2000/2001 waren dies 224 Jugendliche. Sie machten einen Anteil von 44 Prozent der Gesamtschülerschaft aus.

boten. Die Bandbreite reicht von Sprachkursen (u.a. Türkisch und Russisch) und Sportangeboten über kreative oder musikalische Aktivitäten, wie Trommel- oder Foto-AG, bis hin zu sozialen Hilfsdiensten, wie Hilfen für ältere Menschen oder einer Ausbildung zum Sanitäter. Hausaufgaben können in der Schule unter Betreuung erledigt werden.

Das Gymnasium Herschelschule liegt am Rande des Wohngebietes von Vahrenheide und wird manchmal als das ‚Dorfgymnasium' des Stadtteils bezeichnet. Doch dieser rein lagebedingte Eindruck täuscht: Nur 16 Prozent der Gymnasialschüler/innen wohnen in Vahrenheide, hiervon knapp die Hälfte im westlichen Stadtteil. Der Anteil Jugendlicher ohne deutsche Staatsbürgerschaft liegt in dieser Schule mit etwa zwanzig Prozent deutlich unter dem entsprechenden Stadtteildurchschnitt. Als einziges Ganztagsgymnasium der Stadt Hannover hat das Herschelgymnasium starken Zulauf. Die inhaltlichen Schwerpunkte werden im Bereich der humanistisch-musischen Erziehung gesetzt. Es gibt eine Musikklasse, in der die Teilnehmenden ein Musikinstrument erlernen können, und drei Schulchöre; außerdem finden regelmäßig kulturelle Veranstaltungen statt. Der 1966 errichtete Schulkomplex ist mittlerweile im Rahmen des Programms ‚Nachhaltige Gebäudesanierung' umfangreich saniert worden. Diese Schule hat mit benachteiligten Jugendlichen eher wenig Kontakt.

5.3.2 Jugendzentrum

1968, mehr als zehn Jahre nach Bebauungsbeginn, wurde mit dem Jugendzentrum Camp eine öffentliche Freizeiteinrichtung für Jugendliche errichtet (s. S. 111, Abb. 16). Die nunmehr 40jährige Geschichte des Jugendzentrums von Vahrenheide ist deutlich von der verjüngten Bevölkerungsstruktur des Stadtteils und den verschiedenen Migrationswellen geprägt. Obwohl hier das erste Jugendzentrum der Stadt Hannover errichtet worden ist, kann es bis heute nicht der hohen Anzahl Jugendlicher gerecht werden. Immer wieder eskalierten Konflikte um die Nutzungshoheit in der Einrichtung.

Das Jugendzentrum Camp wurde im Westteil angrenzend an eine Kleingartenanlage an der den Stadtteil durchteilenden Stadtbahntrasse erbaut (s. Karte 1). Es wurde robust und einfach ausgestattet und mit einem weithin sichtbaren, eigenwillig gestalteten Schrägdach versehen (vgl. HAZ 14.9.1968). Doch das Gebäude mit der markanten Architektur erwies sich sogleich als zu klein für den großen Andrang an Jugendlichen. In den Anfangsjahren wurde das Jugendzentrum vor allem von deutschen Jugendlichen und von den Kindern der Sinti- und Romafamilien im Stadtteil besucht. Schon bei geringen Anlässen kam es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen (vgl. Camp 2003). 1971 wurde das Jugendzentrum schließlich von ca. 250 m^2 auf 550 m^2 vergrößert. Das pädagogische Konzept wurde um die Arbeit mit Kindern und Eltern erweitert (vgl. HAZ 2.4.1971).

Mit der räumlichen und konzeptionellen Erweiterung waren die Probleme des Jugendzentrums jedoch nicht gelöst. In den 1970er Jahren kamen vermehrt ältere türkische Jugendliche in die Einrichtung, Konflikte nahmen zu. 1974 kam es zu massiven Auseinandersetzungen, ausgehend von einer Gruppe Jugendlicher, die die Einrichtung ausschließlich für sich beanspruchen wollte. Hinzu kamen konzeptionelle Differenzen unter den Mitarbeiter/innen, die entsprechend der Diskussionen in der damaligen Jugendzentrumsbewegung um die Frage nach den Spielräumen für Jugendliche kreisten. Häufiger Mitarbeiterwechsel, Schlägereien und Alkoholmissbrauch der Jugendlichen führten dazu, dass das Haus 1974 für ein halbes Jahr geschlossen wurde. Danach wurde schrittweise mit einem neuen Mitarbeiterteam und einem zunächst auf jüngere Jugendliche und reine Gruppenarbeit reduzierten Angebot wieder neu mit der Jugendarbeit angesetzt (vgl. Camp 2003).

Ein weiterer herber Rückschlag kam 1983, als das Jugendzentrum fast vollständig ausbrannte. Gerüchte nährten den Verdacht der Brandstiftung. Erneut dauerte es fast zwei Jahre, bis das Jugendzentrum wieder aufgebaut war und den Jugendlichen zur Verfügung gestellt werden konnte. In der Zwischenzeit, die provisorisch mit einem Zelt und der Nutzung von Räumen einer Kindertagesstätte überbrückt wurde, konnten sich maximal dreißig Jugendliche zur gleichen Zeit dort aufhalten. Es vertiefte sich eine sozialräumliche Spaltung unter den Jugendlichen: Ins provisorische Jugendzentrum, das ‚Not-Camp', kamen fast nur noch türkische Jugendliche, während sich die deutschen Jugendlichen lieber auf Spielplätzen trafen (vgl. HAZ 17.8.1983 und 2.8.1984, Camp 2003).

Der Mädchenanteil reduzierte sich zusehends. Ende der 1980er Jahre waren 95 Prozent der Jugendlichen im Camp türkische Jungen. Es kamen nun Konflikte zwischen türkischen und kurdischen Jugendlichen auf. Die Mitarbeiter/innen versuchten, über gezielte Angebote das Verhältnis zwischen deutschen Jugendlichen und Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu verbessern, verschiedene Möglichkeiten zur Konfliktbewältigung zu vermitteln und mädchenspezifische Angebote zu machen. Das Besucherspektrum erweiterte sich wieder, doch gleichzeitig tat sich eine neue Konfliktlinie zu den Anfang der 1990er Jahre vermehrt in den Stadtteil kommenden Jugendlichen aus Aussiedlerfamilien auf. Jugendliche aus osteuropäischen Ländern wurden und werden von den Angeboten des Camps bisher kaum erreicht.

1999 wurde für Mädchen ein angelagertes, eigenes Mädchenhaus, das ‚Honey's', eingerichtet. Es kam in einem angrenzenden kleinen Gebäude unter, in dem zuvor die Leiterin des Jugendzentrums mit ihrer Familie gewohnt hatte. Der Wunsch nach einer eigenen Einrichtung war vorrangig von muslimischen Mädchen geäußert worden, deren Familien ihnen nicht erlaubten, im Jugendzentrum mit männlichen Jugendlichen zusammenzusein. Doch auch anderen Mädchen reichte der eigene Mädchenraum im Camp nicht aus, weil sie sich dort permanent gestört fühlten. Das Konzept des Mädchenhauses sieht ein niedrigschwelliges Angebot für Mädchen aus unterschiedlichen Kulturkreisen vor. In Ko-

operation mit anderen Einrichtungen werden hier verschiedene kreative Projekte angeboten. Nach einer etwas verhaltenen Anfangsphase wird das Mädchenhaus während der Mittagspause der Integrierten Gesamtschule Vahrenheide/ Sahlkamp von mehr als dreißig Mädchen und am Nachmittag von bis zu dreizehn Mädchen täglich genutzt. Über spezielle Kursangebote, wie Selbstverteidigung, Computerkurs und Nähkurs, werden weitere Mädchen und junge Frauen erreicht (vgl. Honey's 2003).

Das Jugendzentrum Camp wird zum Untersuchungszeitpunkt täglich durchschnittlich von etwa achtzig Jugendlichen genutzt. Viele davon gehören zum Stammpublikum der Einrichtung und sind beinahe jeden Tag vor Ort. Dies bedeutet, dass der Kreis der Jugendlichen, die insgesamt von der Einrichtung erreicht werden, nicht als sehr viel größer eingeschätzt werden kann. Die Altersspanne reicht von 10 bis 25 Jahren, die meisten Besucher/innen sind im Alter von 11 bis 18 Jahren. Der Anteil Jugendlicher nicht-deutscher Herkunft beläuft sich nach Einschätzung der Mitarbeiter/innen auf etwa die Hälfte der Jugendlichen.[73] Weitere Jugendliche werden durch die Kooperation mit der Integrierten Gesamtschule einbezogen, eine sinnvolle Doppelnutzung, mit der die Einrichtung sich auch anderen, eher jüngeren Jugendlichen öffnet. Hinzu kommt ein Kreis von etwa fünfzig Mädchen, die speziell das Mädchenhaus nutzen. Außer dem Stammpublikum werden bei Sonderveranstaltungen oder der Freitags stattfindenden Disko weitere Jugendliche angelockt. Diese Daten berücksichtigend kann vorsichtig ein Umfang von maximal dreihundert erreichten Jugendlichen angenommen werden, die das Angebot häufiger nutzen.

Die Öffnungszeiten für die Gruppenangebote und die Offene-Tür-Arbeit gehen von 15:00 bis 20:30 (mittwochs 14:00 bis 18:00 nur Gruppenangebote). Am Wochenende, sowie drei Wochen in der Ferienzeit, bleibt das Camp geschlossen. Laut Besucherbefragung (s. Fußnote 73) wünschen sich viele Jugendliche die Erweiterung des Offene-Tür-Bereichs sowie die Ausdehnung der Öffnungszeiten auf das Wochenende.

---

[73] 2002 wurde von Camp-Mitarbeiter Soz.päd. Ali Kemal Polat eine Besucheranalyse durchgeführt. Leider waren nur 26 Jugendliche bereit, den umfangreichen Fragebogen auszufüllen. Diese Daten bestätigen die o.g. breite Altersstruktur und die überdurchschnittliche Nutzung durch türkische und kurdische Jugendliche. Darüber hinaus zeigen die Angaben, dass die Nutzer/innen meist schon sehr lange in Deutschland leben und dass auch Jugendliche anderer Herkunftsländer, sowie vereinzelt auch ‚russlanddeutsche' Jugendliche erreicht werden. In der Besucheranalyse wurde ein Altersdurchschnitt von 16,3 Jahren ermittelt, der Mädchenanteil lag bei 19 Prozent. Von den 26 Befragten gaben drei als Nationalität Deutsch an, gefragt nach der deutschen Staatsangehörigkeit erhöhte sich die Zahl auf sechs Jugendliche, hinzu kommen zwei mit doppelter Staatsangehörigkeit. In Deutschland geboren sind zehn der Befragten, also 39 Prozent. Nur vier der Jugendzentrumsbesucher/innen lebten kürzer als zehn Jahre in Deutschland. Jugendliche türkischer und kurdischer Volksgruppen (Nationalität) sind am häufigsten vertreten (15/ 58 %), als weitere Nationalitäten wurden die polnische, serbische, afghanische, russische und iranische genannt.
Für die Gelegenheit, diese Daten für die vorliegende Untersuchung auszuwerten, sei Herrn Polat an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt.

5.3.3 Straßensozialarbeit und Jugendkontaktladen

Im Jahr 1995 wurde schließlich eine weitere Institution für Jugendliche im Stadtteil eingerichtet. Die Arbeiterwohlfahrt begann mit Straßensozialarbeit (Streetwork) im Hochhausgebiet Vahrenheide-Südost. Obwohl der Mangel an Einrichtungen für Jugendliche lange bekannt gewesen war, wurde dieses Angebot erst eingeführt, nachdem gewalttätig ausgetragene Rivalitäten zwischen Gruppen von Jugendlichen aufgetreten waren. Da diese Gruppen ethnisch geprägt waren, erschien es als ein Konflikt zwischen türkischen und ‚russlanddeutschen' Jugendlichen, der von den Erwachsenen als Spaltung zwischen den benachteiligten Jugendlichen wahrgenommen wurde. Dadurch wirkte die Auseinandersetzung besonders brisant, wurde medial hochgespielt und zum Politikum. Erst der massive Druck durch negative Schlagzeilen über „rivalisierende Jugendbanden" (HAZ 30.3.1995) und das Betreiben der AG Kinder und Jugendliche – ein Zusammenschluss in der Jugendarbeit im Stadtteil tätiger Personen unterschiedlicher Einrichtungen, der bezeichnenderweise zuerst AG Gewalt hieß – führte dazu, dass zwei Sozialpädagog/innen in das Gebiet entsandt wurden.

Anfangs wurden zwei Container bereitgestellt, die aber bald darauf einem Brand zum Opfer fielen. Übergangsweise wurden Räume in anderen sozialen Einrichtungen des Stadtteils (Kulturtreff und Emmy-Lanzke-Haus) zur Verfügung gestellt. Anfang 1998 bekam die Straßensozialarbeit dann ihren Sitz mit Büro und Besprechungsraum in einer ehemaligen Hochgarage hinter dem Hochhauskomplex (s. Abb. 17). Ein großer Raum wurde als zugehöriger Jugendtreff eingerichtet. Mitte des Jahres wurde bereits von 120 regelmäßigen Besucher/innen berichtet (vgl. HAZ 29.5.1998). Nachdem von der Straßensozialarbeit zu Beginn überwiegend männliche Jugendliche betreut wurden, kamen zur Zeit der Untersuchung auch relativ viele Mädchen in den Jugendkontaktladen der AWO. Das Stammpublikum umfasste nun etwa zwanzig eher etwas jüngere Jugendliche.

Die aufsuchende Sozialarbeit ist konzeptionell darauf ausgerichtet, die positiven Kräfte der Jugendlichen des Stadtteils zu entwickeln und zu erweitern. Die Sozialpädagog/innen begreifen sich nach eigenen Worten als ‚Gast auf der Straße', und sie wollen eine Anlaufstation, ein ‚verlängertes Wohnzimmer', bieten.

Stadtteilkundige (Bereich Kinder- und Jugendarbeit): „Das zentrale Prinzip in der Streetwork ist, Jeden so zu lassen wie er ist und nicht auf die Jugendlichen einwirken zu wollen. Die Jugendlichen und ihre Realität muss akzeptiert werden. Freiwilligkeit, Alltäglichkeit, Respekt und absolute Vertraulichkeit sind Elemente, damit sich Beziehungen aufbauen können."[74]

Erlebnispädagogische Maßnahmen mit professionellen Veranstaltern ergänzen das Angebot und haben einen hohen Stellenwert. Zu straffälligen Jugendlichen halten die Streetworker Kontakt, sie begleiten sie zu Gerichtsverhandlungen und besuchen sie gegebenenfalls

[74] Zitate aus den Interviews mit Stadtteilkundigen werden in der vorliegenden Arbeit mit dem Hinweis auf die Bereichszuordnung der Interviewten kenntlich gemacht und belegt (s. Anhang I).

in den Strafanstalten. Für die Jugendlichen sind sie vor Ort für jeweils etwa vier Stunden erreichbar, jedoch nicht am Wochenende. An ihrem ‚Bürotag', dem Montag, bleibt der Jugendkontaktladen ebenfalls geschlossen. Die Öffnungszeiten liegen Dienstags und Freitags in den Nachmittagsstunden, und Mittwochs und Donnerstags in den Abendstunden bis 22 Uhr.

Die Angebote im Jugendkontaktladen sind in der Grundstruktur ähnlich denen des zuvor beschriebenen Jugendzentrums Camp (Musik, Tischfußball, Computer mit Internetanschluss, Fußballturniere, Schach, Ausflüge). Im Jugendkontaktladen gibt es darüber hinaus Trommelkurse, Kletteraktionen oder die Möglichkeit, eine Radiosendung im Lokalfunk zu moderieren. Das Jugendzentrum Camp bietet dagegen in etwas bodenständiger Manier noch einen Kraftraum zum Bodybuilding, Tischtennisplatten und Billardtische an.

Zur Besucherstruktur des Jugendkontaktladens und des Jugendzentrums Camp lässt sich zusammenfassend feststellen, dass die Jugendeinrichtungen jeweils bis an die Kapazitätsgrenzen genutzt werden. Von diesen beiden Einrichtungen kann nicht erwartet werden, dass sie alle der etwa 700 Jugendlichen im Alter von 14 bis 20 Jahren ansprechen und versorgen können. Zusammen genommen bieten sie nach Einschätzung der genannten Daten bis zu 400 Jugendlichen des Stadtteils ein Freizeit- und Beziehungsangebot und erreichen damit einen erstaunlich großen Anteil. Diejenigen, die hiervon ausgeschlossen bleiben bzw. sich ausschließen, sind überwiegend die autochthon deutschen Jugendlichen des Stadtteils. Die benachteiligten Jugendlichen handeln dabei genau wie Erwachsene über soziale Schließungsprozesse aus, wer dazu gehören darf, bzw. will, und wer nicht. Diese Abgrenzungen werden jedoch stärker über körperliche Ausdrucksformen vollzogen (s. Kap. 6.2.1) und sie laufen den Konzepten der zuständigen Erwachsenen teilweise zuwider.

5.3.4 Spielpark Holzwiesen

Anlässlich eines tragischen Unglückfalls, bei dem ein Kind beim Spielen auf einer Baustelle tödlich verunglückt war, gründete sich 1971 eine Stadtteilinitiative. Diese Initiative konnte erreichen, dass ein leerstehendes Gartenhaus mit umliegender Gartenfläche für die Arbeit mit Kindern erhalten blieb. Das sogenannte Kinderhaus besteht in dieser Funktion noch heute. Es liegt direkt am Hochhauskomplex Klingenthal. Nachdem das ‚Kinderhaus' zunächst ehrenamtlich betreut worden ist, wird es seit 1978 von der Stadt Hannover als Spielpark geführt. Mehrfach sind bauliche Erweiterungen notwendig gewesen. Neben des Besonderheit eines pädagogischen Mittagstisches wird im Spielpark Holzwiesen nachschulische Betreuung mit Hausaufgabenhilfe geboten.

Der Spielpark ist in erster Linie für Kinder konzipiert, doch das Offene-Tür-Angebot schließt Jugendliche bis zum Alter von 16 Jahren ein. Die meisten Besucher/innen des Spielparks sind Kinder im Alter von 7 bis 12 Jahren. Es kommen täglich etwa 65 Kinder

und Jugendliche in diese Einrichtung. Wenn die Kinder älter werden, fällt es ihnen nicht leicht, sich zu anderen Einrichtungen hin umzuorientieren. Sie besuchen oft noch längere Zeit den Spielpark. Die Mitarbeiter/innen führten dies auf ‚Gewohnheit' zurück und sie versuchen, über weitere Angebote zu informieren und mit den Jugendeinrichtungen zu kooperieren.

5.3.5 Bildungs-, Beratungs- und Präventionsangebote

Die Bildungs- und Beratungsangebote in Vahrenheide, die sich an Jugendliche richten, zielen überwiegend auf Hilfen zur beruflichen Eingliederung. Bereits in den 1970er Jahren ist von der sozial engagierten evangelischen Titusgemeinde die ‚soziale Gruppeninitiative e.V.' gegründet worden, um Jugendliche mit Problemen beim Übergang von der Schule in den Beruf zu unterstützen und sie mit spezifischen Ausbildungsangeboten zu fördern. Die Einrichtungen bestehen in weiterentwickelter Form noch heute und befinden sich überwiegend im Gewerbegebiet des Stadtteils. Hierzu gehören die Jugendwerkstatt Vahrenheide, der WerkstattTreff Vahrenheide, Pro Beruf und Montage-Bau.

Die Jugendwerkstatt ist als Ergänzungsschule für arbeitslose Jugendliche ohne Hauptschulabschluss konzipiert. In einjährigen Kursen wird jeweils 23 Teilnehmenden die Möglichkeit geboten, schulische und soziale Defizite abzubauen. Der WerkstattTreff Vahrenheide bietet acht Arbeitsplätze auf ABM-Basis für erwerbslose Jugendliche in den Bereichen Fahrradreparatur sowie Malen und Lackieren. In der Montage-Bau-Gruppe können weitere acht Jugendliche ohne Hauptschulabschluss bzw. mit abgebrochener Berufsausbildung ein integriertes Angebot aus Qualifizierung und Beschäftigung in den Bereichen Möbelbau, Innenausbau, Montage und Renovierung wahrnehmen. Pro Beruf unterstützt Jugendliche der 8., 9. und 10. Jahrgangsstufen, bei denen Schwierigkeiten beim Übergang von der Schule in den Beruf zu erwarten sind. Geboten werden Beratungen zur beruflichen Orientierung, Bewerbungstraining und Ausbildungsbegleitung (vgl. Soziale Gruppeninitiative e.V. o.J.). Ein Fünftel der bei Pro Beruf betreuten Jugendlichen stammte aus Vahrenheide.[75] Die Teilnehmerstruktur zeigt, dass besonders männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund von diesem Angebot erreicht werden.

Diese Angebote, die von der Initiative der evangelischen Kirchengemeinde ausgegangen sind und Jugendlichen aus dem gesamten Stadtgebiet zur Verfügung stehen, blieben lange die einzigen im Stadtteil. Als weiteres Angebot speziell zur beruflichen Eingliederung und Integration von Jugendlichen mit Migrationshintergrund kam 1999, mit der beginnenden Stadtteilsanierung, das Projekt ‚Lift' der Arbeiterwohlfahrt hinzu. Im Gebäude des Jugendkontaktladens, direkt im Hochhausbereich Klingenthal, werden hier Einzelberatungen, Informationsveranstaltungen, Qualifizierungsmöglichkeiten und eine Lehrstellenbörse an-

[75] Die Daten beziehen sich auf den Zeitraum 1.1.1998 bis 20.9.2000.

geboten. Außerdem gibt es dort die ‚Jobbörse', in der kurzfristige, unqualifizierte Jobs speziell an benachteiligte Jugendliche vermittelt und Beratungen durchgeführt werden.

Weitere Bildungsangebote gehen von dem am Vahrenheider Markt gelegenen Kulturtreff e.V. aus. Der Kulturtreff stellt die in einem langen Prozess im Stadtteil erkämpfte Alternative zu einem Freizeitheim dar, das nicht durchgesetzt werden konnte. Das Angebot richtet sich an alle Altersgruppen und damit prinzipiell auch an Jugendliche. In einer Stadtteilstudie wurde auf eine problematische „schichtspezifische Angebotsplanung" (Herlyn/ Naroska/ Tessin 1986: 46) dieser Einrichtung hingewiesen, die an den Bedürfnissen gesellschaftlicher Randgruppen eher vorbeigehe (vgl. ebd. 47). Mittlerweile hat der Kulturtreff seine Räumlichkeiten gewechselt, und ist um eine Stadtteilbiliothek und -mediothek erweitert worden. Das Angebot wird hauptsächlich von Kindern unter 14 Jahren, jüngeren Frauen sowie Frauen ab ca. 50 Jahren genutzt.

Bei Problemen im psychosozialen Bereich sind städtische Beratungsstellen zuständig. Es gibt eine dezentrale Anlaufstelle für Jugend-, Familien- und Erziehungsberatung, sowie Jugendgerichtshilfe, die einmal wöchentlich im Jugendzentrum Camp eine Sprechstunde anbietet. Im Alltag relevanter sind die beiden Kontaktbereichsbeamten, die seit 1997 im Stadtteil vor Ort sind. Einer von ihnen ist speziell für Kinder und Jugendliche zuständig. Über regelmäßige Rundgänge hält er zwanglosen Kontakt zu den Jugendlichen.

Eine Polizeidienststelle besteht bereits seit 1967 in Vahrenheide. Einigen Bewohner/innen genügte dies nicht, da diese Außenstelle nachts nicht besetzt ist. Anfang der 1980er Jahre geäußerte Forderungen nach mehr Polizeipräsenz wurden jedoch negativ beschieden, denn Vahrenheide ist damals nicht als Brennpunkt der Kriminalität angesehen worden (vgl. HAZ 26.5.1983). Mit der 1995 aufgekommenen Diskussion um rivalisierende Jugendgruppen (s.o.) und zwei Jahre später auftretenden Klagen über bandenähnliche Beutezüge von Jugendlichen in den Geschäften am Vahrenheider Markt, änderte sich diese Einschätzung. Es wurden zusätzlich Kontaktbereichsbeamte eingesetzt. Doch während in der Lokalpresse weiterhin behauptet wurde, dass in Vahrenheide Gewalt und Terror regieren würden (vgl. NP 25.2.1997), zogen die Kontaktbereichsbeamten eine weit nüchterne Bilanz der Situation in der Großwohnsiedlung: Armut und Langeweile seien die Ursachen der Kriminalität und viele Bewohner/innen seien anständig geblieben (vgl. HAZ 11.4.1997).

5.3.6 Angebote der Kirchengemeinden

Bevor 1964 – und damit vergleichsweise früh – die großzügig und repräsentativ gestalteten Kirchengebäude der evangelischen Tituskirche in Vahrenheide-West (s. Abb. 18) und der katholischen St. Franziskuskirche in Vahrenheide-Ost (s. Abb. 19) errichtet worden sind, wurden schon Gottesdienste unter freiem Himmel und später in den Räumen der Grundschule abgehalten. Der Bau eines von der evangelischen Gemeinde ursprünglich geplanten

Gemeindezentrums mit Kindertagesstätte ist jedoch immer wieder hinausgeschoben und schließlich aufgegeben worden. Für die Kindertagesstätte wurde 1970 ein Seitenteil der Tituskirche räumlich abgetrennt. Um möglichst viele Kinder erfassen zu können, sind fünf Jahre lang zwei Gruppen mit je 25 Kindern im wöchentlichen Wechsel in diese „Kindergarten-Notlösung“ (Kaspereit 2000: 6) gekommen. Bis 1997 musste die Titusgemeinde mit einer Holzbaracke als provisorischem Gemeindezentrum auskommen. Der damalige Pastor sieht die Prioritätensetzung zugunsten des großen Kirchengebäudes im Rückblick kritisch.

„Ich sage es klipp und klar: der Bau der Tituskirche in dieser Größe, mit diesem finanziellen Aufwand war ein schwerer Fehler: finanziell, theologisch, geistlich. Für den hohen Betrag hätte man eine kleinere, ‚wohnlichere’ Kirche und ein vielgestaltiges, Entfaltungsmöglichkeiten und Geborgenheit bietendes Gemeindehaus bauen können. Wir alle aber – vom Landeskirchenamt bis zu den meisten Gemeindegliedern (einschließlich Pastoren) – dachten in Vorstellungen von Größe, Repräsentation, Prestige und Tradition. Zum großen Neubaustadtteil gehörte eben die große Kirche“ (Stählin 1984: 21).

Da Einrichtungen zur Freizeitgestaltung wie auch zur sozialen Unterstützung im Stadtteil zunächst gänzlich gefehlt haben, versuchten die aktiven Kirchengemeinden, diese Lücke zu füllen.

In der evangelischen Gemeinde hatte das Engagement von Beginn an eine gesellschaftspolitische Orientierung, die u.a. mit der Gründung der bereits genannten Sozialen Gruppeninitiative e.V., auf Veränderungen ungünstiger sozialer Bedingungen abzielt. In den 1980er Jahren führte das starke friedenspolitische Engagement der beiden Pastoren zu Auseinandersetzungen in Gemeinde und Stadtteil. Zum Untersuchungszeitpunkt ist das soziale Engagement der Titusgemeinde von stadtteilorientierter Gemeindearbeit bestimmt, u.a. durch interkulturelle Arbeit und Maßnahmen gegen Arbeitslosigkeit.

Für Jugendliche bietet die Titusgemeinde einen kleinen Jugendkeller mit Holzwerkstatt, Billardtreff und Kinder-Disko, einen Treff für die 10-13jährigen Mädchen, verschiedene Musikangebote sowie einen Jugendmitarbeiterkreis. Dieses Angebot ist konfessionsübergreifend. Außerdem besteht über die Konfirmandengruppen eine gute Möglichkeit, Jugendliche zu erreichen. Die Arbeit in diesen Gruppen wurde von einem der Pastoren jedoch als ‚kräftezehrend’ beschrieben. Nicht alle Jugendlichen bleiben bis zur Konfirmation dabei.

Das Gemeindeleben der katholischen Gemeinde ist seit den Anfangsjahren besonders auf Geselligkeit und die Pflege traditioneller Werte ausgerichtet. Das Pfarrheim ist lange Jahre auch Vereinen und Parteien als Raum für Veranstaltungen zur Verfügung gestellt worden. Sonntags ist dort Frühschoppen gehalten worden. Der beliebte und als ‚Don Camillo von Vahrenheide’ bekannte langjährige Pastor ist im Schützenwesen sehr aktiv gewesen. 1978 wurde mit seiner Unterstützung der Faschings-Club St. Franziskus gegründet. Seit den 1970er Jahren kümmert sich die katholische Gemeinde verstärkt um Aussiedler/innen. Den Jugendlichen bietet die Franziskusgemeinde Angebote im sportlichen Bereich, sie verfügt über entsprechende Außenanlagen. Einige Trainer/innen aus Sportvereinen geben dort eh-

renamtlich Trainingsstunden im Fußball und Tischtennis. Außerdem bestehen Musikgruppen und Angebote zu geistlichen Themen.

Beide Kirchengemeinden sind nach wie vor aktiv und verfügen über ein reges Gemeindeleben. Doch die Einbindung von Jugendlichen wird von den Pastoren beider Gemeinden als schwierig und unzureichend eingeschätzt. Über die Aktivitäten der Baptistengemeinde und der evangelischen Christengemeinde ließ sich außer ihrer Existenz kaum etwas in Erfahrung bringen. Deren Gemeindeleben vollzieht sich weitgehend außerhalb des Stadtteilalltags. Für Muslime besteht keine religiöse Einrichtung in Vahrenheide.

5.3.7 Sportvereine

Die Sportvereine SV Kickers Vahrenheide von 1960 e.V. und Schießsport Vahrenheide von 1967 e.V. sind gleich in den Aufbaujahren des Stadtteils von der neuen Bewohnerschaft gegründet worden. Diese Vereine können als ‚Zweckverbände' der damaligen Zeit angesehen werden, die Infrastrukturmängel ausgeglichen haben. Gemeinsam haben die Mitglieder in engagierter Eigenarbeit Vereinsheime und Umkleideanlagen errichtet. Vor Fußballspielen haben alle zusammen den Rasen gemäht. Häufig sind ganze Familien beteiligt gewesen, die sich bis heute dem Verein verbunden fühlen. Der Fußballverein wurde z.B. in einem Gespräch mit Stadtteilkundigen als ‚Familienbetrieb' bezeichnet.

Die nachfolgende Generation konnte jedoch nicht nachhaltig für das Vereinsleben begeistert werden. Die heutige Mitgliederstruktur weist einen hohen Altersdurchschnitt auf und die Anwerbung einer neuen Vereinsjugend gestaltet sich schwierig. Viele Mitglieder mit Schlüsselpositionen als Vorsitzende, Pressesprecher, Ehrenvorsitzende, Kassenwarte, Platzwarte usw. sind nicht, oder nicht mehr, im Stadtteil wohnhaft. Die Bindung der Vereine an den Stadtteil hat spürbar nachgelassen. Auch räumlich besteht Distanz, denn Fußballgelände, Schießstand und die Vereinsräumlichkeiten beider Vereine liegen im angrenzenden Stadtteil Sahlkamp.

Der Schießsportverein versucht mittlerweile über ‚Schnupperkurse' Jugendliche anzusprechen. Nachwuchs fehlt diesem konservativ geprägten Verein fast vollständig. Bei SV Kickers Vahrenheide e.V. beläuft sich der Anteil Kinder und Jugendliche immerhin auf etwa ein Drittel der Mitglieder und es gibt sechs Jugendmannschaften. Da der Mitgliedsbeitrag niedrig ist und in letzter Zeit viele bauliche Erweiterungen vorgenommen worden sind, hat der Verein mit Geldsorgen zu kämpfen. Nur vereinzelt haben sich Sponsoren gewinnen lassen, denn es gibt nur wenige Geschäfte in der Großwohnsiedlung. Es hat bereits Bestrebungen gegeben, den Verein umzubenennen, da das negative Stadtteilimage ungünstig auf den Verein wirke. Der Vorstoß ist an den Stimmen der Gründungsmitglieder, die sich dem Stadtteil noch verbunden fühlen, gescheitert. Weitere Probleme hat es vor einiger Zeit gegeben, als eine ‚türkische' Mannschaft dem Verein beigetreten ist. Nach Auskunft der Ver-

einsfunktionäre seien die Spieler recht undiszipliniert gewesen, so dass häufig Strafen an den Fußballbund haben gezahlt werden müssen. Konkurrenz machen dem Verein insbesondere der im Stadtteilgebiet von Vahrenheide gelegene SV Borussia von 1895 e.V. (15 Juniorenmannschaften, davon 2 Mädchenmannschaften) und der TSV Fortuna Sachsenross von 1891 e.V. im angrenzenden Stadtteil Sahlkamp (13 Juniorenmannschaften).

Vier weitere Sportvereine sind im Stadtteil Vahrenheide ansässig, aber kaum mit dem Stadtteilleben verbunden, bzw. fühlen sie sich gar nicht dazugehörig, denn sie bestanden bereits vor der Bebauung des Stadtteilgebietes. Diese Vereinsanlagen liegen südlich der Wohnbebauung von Vahrenheide, abgegrenzt durch den Kleingartenanlagengürtel. Mit dem Eis- und Rollsportclub e.V. Hannover und dem Reiterverein Hannover e.V. sind keinerlei Verbindungen erkennbar. Reitsport kommt aus finanziellen Gründen und sozialen Distanzen für die Jugendlichen der Großwohnsiedlung kaum in Frage. Beim Wassersportverein von 1898 e.V. zieht lediglich dessen Vereinsort, das öffentliche Freibad Lister Bad, Bewohner/innen aus Vahrenheide an. Der Vereinsschwimmsport findet dagegen in verschiedenen Hallenbädern der Stadt statt, unter den Vereinsmitgliedern sind wenig Vahrenheider/innen. Der Turn- und Sportverein TUS Vahrenwald 08 e.V. hat etwa ein Zehntel Jugendliche unter seinen ca. 1300 Mitgliedern und bemüht sich um gezielte Ansprache, u.a. durch Kooperation mit der Grundschule in Vahrenheide. Die Palette der angebotenen Sportarten ist sehr breit (Badminton, Baseball, Faustball, Gymnastik, Handball, Jazztanz, Korbball, Leichtathletik, Prellball, Seniorengymnastik, Skat, Tennis, Tischtennis, Trampolin, Turnen, Volleyball und Wandern). Dennoch wird der meiste Zuwachs im Bereich des Seniorensports verzeichnet.

5.4 Probleme und Nachbesserungen

Großwohnsiedlungen sind durch typische Problemlagen gekennzeichnet. Die Schwierigkeiten betreffen alle Ebenen des multidimensionalen Raums. Sie überlagern und verkoppeln sich zu komplexen Problemkonstellationen, die das Wohnen und Leben im Stadtteil beschwerlich und unattraktiv werden lassen. Mängel und Probleme traten meist schon kurz nach der Errichtung auf und zogen Unzufriedenheit und Protest seitens der Bewohnerschaft nach sich. Versuche, die Lage zu bessern, sind vorrangig auf der baulichen Ebene angestrengt worden. Im Laufe der Entwicklung verfestigten und verschärften sich viele der Probleme jedoch noch weiter, als dass sie behoben werden konnten.

Dieser Prozess kann auch für Hannover-Vahrenheide nachgezeichnet werden. Die öffentliche Wahrnehmung der zunächst als modern gepriesenen Neubauten wandelte sich rasch. 1973, als gerade der Vahrenheider Markt und der Hochhauskomplex Klingenthal fertiggestellt worden waren, ist in der anfänglich positiv berichtenden Lokalpresse harte Kritik an der Bauweise formuliert worden.

„Die Zeilen der Häuser wirken wie Windkanäle. Es ist nicht kalt, doch man fröstelt. Regenfäden hängen schräg zwischen den dürftigen Büschen. Weite wird zur Öde, Leere lässt erstarren. (...) Aufgereiht wie Kompanien stehen die Hauszeilen eine hinter der anderen rechtwinklig zur Straße. Es ist, als marschierten sie, als seien sie unentwegt zu einem nicht erkennbaren Ziel unterwegs, immer im gleichen Abstand, der hat zu stimmen. Überall die genau zugeteilten Quadratmeter Rasen, die Baumgruppen, die Büsche“ (Tasch in: HAZ 20.3.1973).

Die Etiketten, die den Bauten von Vahrenheide zugewiesen wurden, lauteten in der Folgezeit „Betonburgen“ (HAZ 11.9.1980), „Trabantenstadt“ (HAZ 10.5.1984) oder „seelenlose Großsiedlung“ (HAZ 7.4.1986) und es wurde von „Sünden der modernen Architektur“ (HAZ 16.6.1982) bzw. einem „städtebaulichen Sündenfall“ (HAZ 20.3.1986) gesprochen. Klagen über bauliche Mängel und den Zustand der Wohnungen häuften sich, da die Instandhaltung der Gebäude seitens der Wohnungsbaugesellschaft seit langem vernachlässigt worden war. Hinzu kamen Alltagserschwernisse durch die im vorangegangenen Abschnitt bereits beschriebene unzureichende und verzögerte Errichtung von Geschäften, Dienstleistungsbetrieben und sozialen Einrichtungen. Als der Wohnungsmarkt sich zu entspannen begann, kehrten viele – insbesondere die bessergestellten Bevölkerungsteile – dem Stadtteil den Rücken.

Ein weiteres Problemfeld resultierte aus den latenten Alltagskonflikten zwischen den respektablen sozialen Milieus, die sich als die Aufbaugeneration empfanden, und den über Belegrechte dem Stadtteil zugewiesenen Personen in schwierigen Lebensverhältnissen, die eher den unterprivilegierten sozialen Milieus zuzuordnen sind. Sowohl auf der lokalpolitischen Ebene als auch in den Konzeptionen und Arbeitshaltungen der lokalen Einrichtungen verfestigte sich eine Tendenz, die überwiegende Bewohnerschaft von Vahrenheide nicht als eigenständig agierende Personen, sondern als Problemfälle wahrzunehmen, die es entsprechend zu unterstützen, zu verwalten oder zu bessern galt. Eigene Aktivitäten, wie z.B. kleinere Reparaturen in der Wohnung oder die Eröffnung eines Betriebes, sind seitens der zentral wirtschaftenden Wohnungsbaugesellschaft GBH eher unerwünscht gewesen. Für Geselligkeit war wenig Raum vorhanden, und die Teile der Bewohnerschaft, die dennoch in Eigeninitiative vergemeinschaftende Strukturen geschaffen hatten, zeigten bereits resignierte Rückzugstendenzen. In den Umgangsweisen im Stadtteil entwickelte sich eine bevormundende Grundhaltung. Damit einhergehend ist ein latentes Demokratiedefizit feststellbar. Resignation und passiver Rückzug von großen Teilen der Stadtteilbevölkerung drückte sich in zunehmend niedriger Beteiligung an politischen Wahlen aus. Vahrenheide gehört zu den Stadtteilen mit nunmehr konstant sehr geringer Wahlbeteiligung (vgl. Geiling 2006 a: 176).

Der schlechte ‚Ruf’ des Stadtteils hat die Bewohner/innen schon Mitte der 1980er Jahre sehr stark bedrückt (vgl. Herlyn/ Naroska/ Tessin 1986: 61). Zehn Jahre später kam im Zuge der medial hochgespielten Schlägereien zwischen Jugendlichen die Schlagzeile von der „Bronx Hannovers“ (HAZ 18.4.1996) dazu. Der Stadtteil ist damit endgültig mit dem Image der ‚schlechten Adresse’ gebrandmarkt worden. Die Jugendlichen selbst erlebten

die zum Anlass genommene Situation weitaus unspektakulärer. Relativierend wurden ein Jahr nach den ‚Ausschreitungen' beteiligte Jugendliche in der Lokalpresse zitiert:

„‚Wir halten einfach zusammen wie Pech und Schwefel. Durch unser Viertel kann jeder nachts ohne Angst durchgehen. Hier wird keiner aufgeschlitzt.' Bloß wenn doch mal irgend etwas passiere, dann stürzten sich gleich die Medien auf das Thema: ‚Im letzten Februar nach der Randale hingen hier täglich zwei, drei Reporter rum'" (ebd.).

Mit dem aufgekommenen Leerstandsdruck war eine Stadtteilsanierung unumgänglich geworden. Die Notwendigkeit eines komplexen Sanierungskonzeptes wurde bereits 1985, in einer vom niedersächsischen Sozialministerium beauftragten Pilotstudie, hervorgehoben. Partielle Maßnahmen würden die Probleme lediglich in andere Bereiche verdrängen (vgl. Nagel u.a. 1985: 71). Vom Stadtplanungsamt wurden insgesamt neun aufeinander folgende Gutachten veranlasst, wovon sich sechs speziell auf das Hochhausgebiet in Vahrenheide-Südost bezogen haben (vgl. LHH (Hg.) 1989). Für die Wohnumfelder wurde der Rückbau von Verkehrsflächen, der Abriss einer nahezu ungenutzten Hochgarage und die Anlage eines Quartiersparks empfohlen (vgl. Nagel u.a. 1985). Auf den Vorschlag zum Abriss der Hochgarage erfolgte ein Gutachten zur Attraktivitätssteigerung und Umnutzung derselben (vgl. planbox 1986). Hieran schloss sich eine Studie über die Möglichkeiten zur Ergänzung des Angebots an Gemeinschafts- und Wohnfolgeeinrichtungen in Vahrenheide-Südost an. Es wurden Umbau- und Umgestaltungsvorschläge entwickelt, die sich im Wesentlichen auf Eingangs- und Erdgeschossbereiche der Wohngebäude bezogen (vgl. Lindener Baukontor 1986). In einer wohnungswirtschaftlichen Leerstands- und Fluktuationsanalyse wurden zudem Möglichkeiten einer differenzierten Mietpreisgestaltung ermittelt (vgl. a-wos GmbH 1987). Eine sozialwissenschaftliche Expertise analysierte die gesamte Wohnungsbelegungspraxis, die Infrastrukturleistungen und die Akzeptanz des Wohnquartiers. Vorgeschlagen wurden Änderungen der Belegungspolitik sowie der sozialadministrativen Betreuungsmaßnahmen (vgl. Herlyn/ Naroska/ Tessin 1986).

In letztgenannter Expertise ist auch hervorgehoben worden, dass Jugendliche eine besondere Problemgruppe im Stadtteil darstellten, insofern ihnen nichtkommerzielle Freizeitangebote fehlen und sie als eine besonders negativ auffallende soziale Gruppe angesehen werden (vgl. ebd.: 48 ff.). Nachdem in einer stadtweiten Studie zum Kinderspiel für die Jugendlichen von Vahrenheide-Südost quantitativ und qualitativ besonders ungünstige Voraussetzungen festgestellt worden waren (vgl. Nagel u.a. 1987: 99), sind die Aufenthaltsmöglichkeiten für Jugendliche im Stadtteil noch einmal gesondert betrachtet worden.

Die Diagnose bestätigte sich dabei, das gesamte Stadtquartier mit seinen Freiräumen wurde als für Jugendliche nicht geeignet bezeichnet (vgl. von Seggern/ Erler 1988: 18). Als wichtigste Gegenmaßnahme wurde vorgeschlagen, durch deutliche Grenzen und Verbindungen die bisher fehlende klare Raumbildung herzustellen. Dies sei notwendig, damit sich daran unterschiedliche Nutzungsansprüche und Verhaltensnormen festmachen können. Neben anderem wurde die Anlage eines Quartiersplatzes für erforderlich erachtet (vgl. ebd.: 81

ff.). Die Autorinnen der Studie bezogen dabei die Erfahrung ein, dass Maßnahmen für Jugendliche oftmals keine Akzeptanz seitens der übrigen Stadtteilbevölkerung erfahren:

„Die Vorschläge werden in der Umsetzung einen schweren Stand haben, da sie Jugendliche in die räumliche und soziale Struktur von Vahrenheide-Südost einbeziehen. Damit werden sie auf jene verhängnisvoll ablehnende Haltung stoßen, die versucht, Jugendliche auszugrenzen. Deshalb werden die Vorschläge in einen für alle Bevölkerungsgruppen möglichst akzeptablen Rahmen eingebettet. Wichtig für Jugendliche in Vahrenheide-Südost ist, dass als Zeichen von Aufmerksamkeit und Akzeptanz Verbesserungen bald und dann kontinuierlich durchgeführt werden. So werden notwendige Minimalverbesserungen empfohlen, die zu erfüllen ein Anfang ist“ (ebd.: 80).

Umgesetzt wurden von den in den Gutachten vorgeschlagenen Maßnahmen schließlich lediglich kleinere Umbauten bei Wohnumfeldern, Hauseingängen und Spielplätzen. Außerdem erfolgte die Umgestaltung der Hochgarage, die Einrichtung eines Nachbarschaftstreffpunktes und eines Stadtteilbüros der Wohnungsbaugesellschaft GBH. Größere bauliche Veränderungen oder Änderungen der Wohnungsbelegungspolitik wurden zunächst nicht durchgeführt.

Die Sanierungsplanungen sind 1989 mit einem Stadtratsbeschluss, vorbereitende Untersuchungen gemäss § 141 BauGB durchzuführen, wieder aufgegriffen worden. Die VU kam zu dem Ergebnis, dass nach wie vor Handlungsbedarf bestehe und dass als Instrument die städtebauliche Sanierung grundsätzlich geeignet sei (vgl. argeplan 1990). Als Sanierungsgebiet wurde im Wesentlichen der östliche Teil von Vahrenheide festgelegt. Ausgeschlossen wurden dabei die Hochhäuser im Norden (Radebeuler Hof bis Salzwedeler Hof) und kleinere Einfamilienhausgebiete (Wettiner Weg, Dresdener Straße in Höhe Papenwinkel). Vom westlichen Stadtteil kam der westliche Bereich des Vahrenheider Marktes hinzu, sowie der schmale Grünbereich neben der Stadtbahntrasse bis hin zum Jugendzentrum und dem dort einmündenden, zum Gewerbegebiet führenden Weg. Der Beginn der auf zehn Jahre angelegten Sanierung verschob sich aber noch bis 1998. Diese Verzögerung steht vermutlich auch mit der erheblichen Neuzuwanderung nach dem Fall der innerdeutschen Grenze 1989 in Verbindung, mit der sich die Leerstandsproblematik kurzfristig entschärfte.

Um eine Ko-Finanzierung aus Mitteln des Sozialministeriums zu erhalten[76], wurde unter der Beteiligung der Wohnungsbaugesellschaft GBH ein neuartiges integriertes Sanierungskonzept erstellt. Darin ist die städtebaulich orientierte Sanierung mit Maßnahmen sozialer Stadterneuerungspolitik ergänzt worden. Dies sind insbesondere Vernetzungen, Kooperationen und Mittelbündelungen im administrativen Bereich, wohnungspolitische ‚Entflechtungsmaßnahmen’ sowie Partizipationsangebote und Aktivitäten zur Stärkung der sozialen und kulturellen Infrastruktur und der lokalen Ökonomie (vgl. LHH/ GBH 1997). Für diese Maßnahmen wäre die Erweiterung des Sanierungsgebietes auf den gesamten Stadtteil sinnvoll gewesen, sie konnte jedoch aufgrund der juristischen Festlegungen nicht erfolgen.

[76] Zu den politischen Hintergründen der Sanierungsfinanzierung siehe Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2002 a: 93.

So können im Rahmen der Sanierung weder die Potenziale und das Engagement der überwiegend in Vahrenheide-West wohnenden respektablen sozialen Milieus systematisch einbezogen, noch die bestehenden sozialen Grenzziehungen und Ressentiments vermindert werden.

Aufgrund des neuartigen integrierten Sanierungskonzepts ist Vahrenheide kurz darauf als niedersächsischer Modellstadtteil im bundesweiten Programm: ‚Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt' benannt worden. Da Vahrenheide bereits Städtebaumittel des Landes Niedersachsen und der Stadt Hannover erhält, hat der Stadtteil lediglich diese Modellfunktion mit entsprechendem Monitoring durch die Programmbegleitung vor Ort inne und es können keine weiteren Mittel aus dem ‚Soziale Stadt'-Programm in Anspruch genommen werden. Von Seiten der Programmbegleitung vor Ort wurde kritisiert, dass unter diesen Umständen lediglich ein nachholender Ausgleich der gravierendsten Mängel in Vahrenheide möglich ist (vgl. Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2002 b: 166).

Im Rahmen der derzeit noch laufenden, mit dem Integrierten Handlungskonzept 2005 fortgeschriebenen Sanierung werden städtebauliche und wohnungspolitische Maßnahmen, sowie Maßnahmen zur Stärkung der Infrastruktur und Aktivierung der Bevölkerung durchgeführt (vgl. LHH 2005). Ein großer Teil der Sanierungsmittel ist für den Rückbau des stigmatisierten und paradigmatisch für die Missstände stehenden Hochhauskomplexes eingesetzt worden. Dieser drastische Einschnitt ist gegen den Protest einer Gruppe ehemaliger Bewohner/innen erfolgt, die für den Erhalt der Häuser demonstriert haben. 2004 (nach Abschluss der hier zugrunde liegenden Beobachtungen und Gespräche) sind neun Gebäude mit insgesamt 226 Wohnungen abgerissen worden. Auf dem Gelände werden nun sechzig Reihenhäuser erbaut, die vor allem für junge Familien geplant sind. Mit neuen Straßennamen wird der negativ besetzte Begriff Klingenthal aus dem Stadtteil getilgt. Die Sanierungsträger haben sich damit für einen Radikallösungsversuch der Großsiedlungsproblematik entschieden: Den Abriss der diese repräsentierenden Hochhausarchitektur. Die zwei übrigen Hochhäuser mit insgesamt 36 Wohnungen sind 1999 von der Wohnungsgenossenschaft Vahrenheide/ Sahlkamp (VASA) gekauft und renoviert worden. Hier wird alternativ die Strategie verfolgt, die Bewohner/innen als Miteigentümer/innen stärker zu binden und zu beteiligen.

Eine Bewertung der durchgeführten Sanierungsmaßnahmen unterbleibt an dieser Stelle, da dies nicht die Absicht der hier vorliegenden Arbeit ist und es zudem eine eingehendere Evaluation erfordern würde.[77] Hier wird der Stadtteilzustand betrachtet, so wie er sich im

[77] Für das Sanierungskonzept und die anlaufende Sanierungsphase liegt der Bericht der Progammbegleitung vor Ort im Auftrag des Deutschen Instituts für Urbanistik vor (s. Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2002 a; 2002 b).

Zeitraum 2000 bis 2004 bei anlaufender Sanierung darstellte – und wie er vermutlich in ähnlichen Großwohnsiedlungen noch anzutreffen ist.

5.5 Sozialer Zusammenhalt und Konfliktlinien im Stadtteil

Die vorangegangenen Angaben bezogen sich auf die historische Entwicklung, die baulichen Strukturen, die Bevölkerungszusammensetzung, das infrastrukturelle Angebot und die administrativen Maßnahmen im Stadtteil Vahrenheide. Damit sind verschiedene Raumdimensionen berücksichtigt und zunächst für sich im Rahmen der kleinräumigen Analyse sozialer Ungleichheitsverhältnisse betrachtet worden. Die abschließende Analyse bezieht sich auf das multidimensionale Zusammenspiel dieser spezifischen Konstellation. Gefragt wird: Wie gestaltet sich das Zusammenleben im Alltag der Großwohnsiedlung? Welche Konfliktlinien verlaufen zwischen den sozialen Milieus? Die sich zeigende Figuration sozialer Beziehungen wird hinsichtlich der Position der benachteiligten Jugendlichen vertieft dargestellt.

Beziehungen sozialer Nähe und Distanz im Stadtteil lassen sich anhand der spezifischen Ausprägungen der öffentlichen Infrastruktureinrichtungen aufzeigen. Durch den jeweiligen Entstehungshintergrund, die Anbindung an bestimmte Träger, die konzeptionelle Ausrichtung und die jeweils dominante Nutzergruppe ergibt sich die Verknüpfung der Einrichtungen und Institutionen mit bestimmten sozialen Milieus, die sie entsprechend symbolhaft repräsentieren. Diese lokalen Einrichtungen können theoretisch auf einer mittleren Ebene zwischen individueller Sozialintegration und gesamtgesellschaftlicher Systemintegration verortet werden; sie verdeutlichen die unterschiedlichen lokalen Möglichkeiten, Interessen zu artikulieren und durchzusetzen. Quer dazu liegen generations- bzw. altersspezifische Brüche und Abgrenzungen. Die Positionen der Akteure im abstrakten sozialen Raum werden somit anhand ‚ihrer' intermediären Einrichtungen bestimmt.[78]

Zur Verdeutlichung: Für Kinder werden Angebote von speziell für ihre Altersgruppe vorgesehenen Einrichtungen gemacht, ebenso wie für Jugendliche, Erwachsene und Senior/innen. Diese Einrichtungen werden jedoch auch innerhalb der jeweils angesprochenen Altersgruppe nicht gleichermaßen, sondern bevorzugt von bestimmten sozialen Milieus genutzt. Kinder aus bessergestellten Haushalten in Vahrenheide sind z.B. eher in der Kindertagesstätte Titus I zu finden, während der sozialstrukturelle Hintergrund der Kinder in der Kita Titus II deutlich niedriger liegt. Das Jugendzentrum Camp wird vorrangig von Jugendlichen aus dem türkischen und arabischen Kulturkreis genutzt, die jugendspezifischen Angebote der katholischen Kirchengemeinde erreichen dagegen hauptsächlich Jugendliche mit Aussiedlerstatus. Und von den älteren Generationen treffen sich Angehörige respektabler sozialer Milieus im Kulturtreff, die aus unterprivilegierten sozialen Milieus

[78] Die genaue methodische Vorgehensweise ist in Kap. 4.2.1 angegeben.

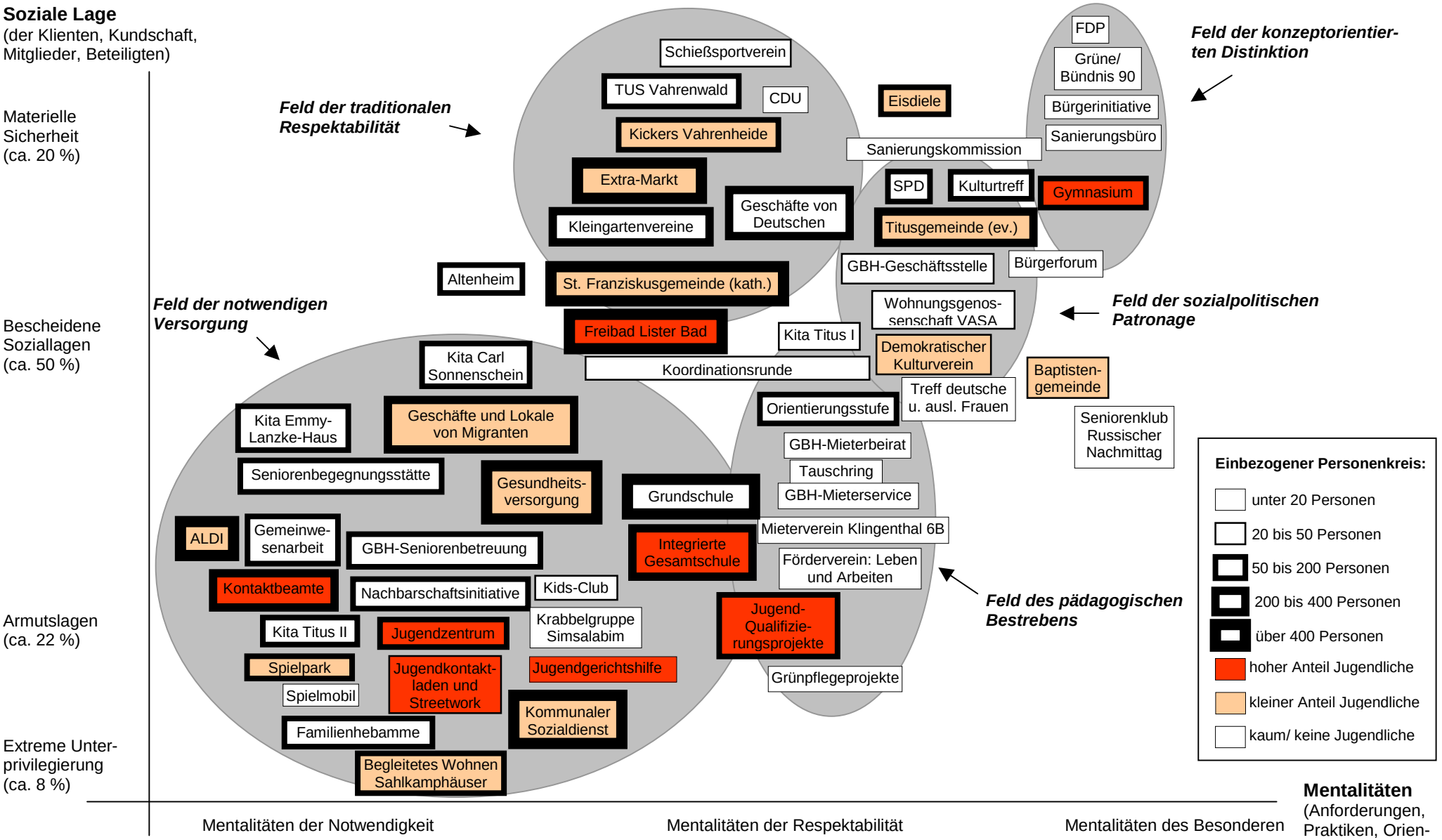
eher in der Seniorenbegegnungsstätte. Diese Aufspaltungen werden komplexer in den Angeboten, die sich offiziell an alle Alters- und Bevölkerungsgruppen richten. So möchte der Schießsportverein gerne auch jüngere Mitglieder als Nachwuchs werben, hat aber derzeit nur ein einziges Mitglied unter 18 Jahren. Andere sind wiederum ganz speziell auf bestimmte soziale Gruppen ausgerichtet, wie der Demokratische Kulturverein, der sich für die Anliegen von Migrant/innen einsetzt oder die Familienhebamme, die sich um junge Mütter in schwierigen Lebensumständen kümmert.

Den abstrakten sozialen Raum der Großwohnsiedlung Vahrenheide zeigt Darstellung 9 im Überblick. Die Vertikale wird von den sozioökonomischen Lagen bestimmt, die in Abschnitt 5.2 benannt worden sind (s. Darstellung 7, S. 108). Horizontal wird die Spannweite der spezifischen Mentalitäten, d.h. der im Rahmen der Untersuchung festgestellten prägenden Arbeitsauffassungen oder Grundhaltungen, abgetragen. Diese reichen von Mentalitäten, die sich am Notwendigen und Alltäglichen orientieren (müssen), über Mentalitäten, die Respektabilität erwarten und vermitteln, bis hin zu Mentalitäten des Besonderen, die Stile der Hochkultur pflegen und voraussetzen. Diese Mentalitätsausprägungen teilen die horizontale Achse ein. In der Darstellung wird außerdem über unterschiedlich starke Rahmenlinien verdeutlicht, wie groß der Personenkreis ist, der von der jeweiligen Institution einbezogen wird. Dies kann als Hinweis auf die Wirkungskraft in der Stadtteilbevölkerung gelesen werden, sagt aber noch nichts aus über Kräfteverhältnisse, denn Machtpositionen werden häufig von kleineren Zirkeln eingenommen. Welche Einrichtungen in hohem oder in geringerem Umfang von Jugendlichen besucht werden, ist farbig gekennzeichnet.

Die Darstellung zeigt fünf Felder, in denen jeweils unterschiedliche soziale Milieus vertreten sind und die ein spezifischer Habitus vereint. Dazwischen verlaufen die wesentlichen lokalen Spannungslinien und Distanzen. Diese fünf die innere Struktur des Stadtteils prägenden Felder lassen sich wie folgt charakterisieren:

• Im Feld der notwendigen Versorgung ist eine an den unmittelbaren Bedürfnissen der Bewohnerschaft orientierte Versorgung handlungsleitend. Es handelt sich vor allem um Betreuungs- und Freizeiteinrichtungen für die junge und die alte Generation. Hinzu kommen niedrigschwellige Einrichtungen gesundheitlicher und sozialer Versorgung. Außerdem gehören zu diesem Bereich die preisgünstigen Geschäfte und die von Migrant/innen betriebenen Obst- und Gemüseläden, Bistros und Kioske, die in der Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs eine große Rolle spielen. Dieses Feld umfasst die höchste Zahl an Einrichtungen und es wird der größte Teil der Stadtteilbevölkerung erreicht. Hier finden sich auch die meisten der von Jugendlichen besuchten und für sie relevanten Einrichtungen. Sie bieten Freizeitangebote, Versorgung oder Orientierung, ohne dass besondere Voraussetzungen zu erfüllen sind. Die Schule und insbesondere die Jugendqualifizierungsprojekte bilden eine Brücke zum daneben liegenden Feld.

Darstellung 9: Soziale Nähe und Distanz in Hannover-Vahrenheide



Quelle: Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001: 205, weiterentwickelt und hinsichtlich der Situation Jugendlicher überarbeitet

• Im Feld des pädagogischen Bestrebens ist ein deutlicher pädagogischer Impetus mit Orientierung auf Verhaltensänderungen zu verzeichnen. Es werden ebenfalls Bewohner/innen in Armutslagen erreicht. Das Gewicht liegt in Abgrenzung zum linken Feld stärker darauf, berufliche Qualifikationen einzuüben oder in respektabler Form Interessen zu vertreten. Die thematische Ausrichtung auf Arbeit und Wohnen dieser eher kleinen, von wohlfahrtsstaatlichen Trägern organisierten Einrichtungen zeigt, dass in Vahrenheide Organisationen für Bereiche notwendig und auch nachgefragt sind, die in den meisten anderen Stadtteilen durch allgemeine Angebote auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt abgedeckt werden. Die allermeisten dieser Einrichtungen und Projekte richten sich an Erwachsene, denen Arbeits- und Beschäftigungsmöglichkeiten geboten werden sollen. Für Jugendliche gibt es Angebote zur Ausbildungsplatzsuche und Ausbildungsvorbereitung. Sie stehen wie die Integrierte Gesamtschule mit dem Feld der notwendigen Versorgung in Verbindung, da sie akzentuiert an den Bedürfnissen und Lebenslagen der Jugendlichen ansetzen und diese konzeptorientiert weiterentwickeln wollen.

• Im Feld der traditionalen Respektabilität ist eine traditionsbewusste Eigenständigkeit kennzeichnend. Überwiegend durch Eigenleistung und in gegenseitiger Unterstützung sind diese Organisationen in den Anfangsjahren des Stadtteils aufgebaut worden. Hierzu gehören Sport- und Kleingartenvereine, die von Deutschen betriebenen wenigen Fachgeschäfte, die katholische Kirchengemeinde und der CDU-Ortsverband. Die Bevölkerungsgruppen, die in diesen Einrichtungen zusammenkommen, haben sich einen bescheidenen Wohlstand erarbeitet. Sie haben einen hohen Altersdurchschnitt und fühlen sich durch eine auf das Bewahren des Erreichten ausgerichtete Mentalität verbunden. Jugendliche werden hier nur in geringem Umfang integriert. Einige wenige jüngere Jugendliche spielen im Fußballverein mit, verlassen diesen aber meist wieder, wenn sie etwas älter werden. Die katholische Gemeinde erreicht einen Teil der Jugendlichen aus Aussiedlerfamilien. In sozialer Nähe zu diesem Feld und zum Feld der notwenigen Versorgung ist das Freibad verortet, welches eine auch für benachteiligte Jugendliche attraktive Einrichtung darstellt.

• Im Feld der sozialpolitischen Patronage befinden sich die Gruppen, die in Vahrenheide über lokale Hegemonie verfügen und eine Form von Dominanz ausüben. Hierzu gehören der SPD-Ortsverein, die Wohnungsgesellschaft GBH sowie die evangelische Titusgemeinde, die insbesondere vor einigen Jahren relativ viel gesellschaftspolitischen Einfluss ausgeübt hat. Die Einrichtungen in diesem Feld haben eine soziale Distanz zu der Bewohnerschaft in schwierigen und prekären Lebenslagen, sie bemühen sich aber mit verschiedenen sozialpädagogisch orientierten Aktivitäten darum, diese Menschen zu unterstützen. Insbesondere treten sie als Initiatoren oder finanzielle bzw. konzeptionelle Förderer der Einrichtungen auf, die in den unteren Feldern verortet sind. So engagiert sich die evangelische Gemeinde seit langem im Bereich der Jugendqualifizierungsprojekte. Im Gemeindeleben

finden sich allerdings kaum Jugendliche, sie sind auch über Konfirmandenunterricht nur bedingt erreichbar.

• Im Feld der konzeptorientierten Distinktion ist eine Orientierung an ideell-kulturellen Konzepten vorherrschend. Für die hier engagierten bzw. erreichten Personen – ein insgesamt sehr kleiner Kreis – hat das Stadtteilleben eine vergleichsweise geringe Bedeutung, denn sie sind weiträumiger orientiert. Es handelt sich um politische Organisationen von FDP und Bündnis 90/ Die Grünen, und um die Bürgerinitiative. Auch das Sanierungsbüro und das Bürgerforum, eine Einrichtung der Bürgerbeteiligung, gehören zu diesem Feld. Als Einrichtung für Jugendliche findet sich in diesem Feld allein das Herschelgymnasium. Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, dass nur ein geringer Teil der Jugendlichen aus Vahrenheide diese Schule besucht.

Die Felder des sozialen Raums werden nur in geringem Ausmaß durch Organisationen verbunden, in denen Personen unterschiedlicher sozialer Milieus vertreten sind. Dies sind insbesondere Organisationen der Interessenvertretung und des Austauschs, wie die Sanierungskommission und die Koordinationsrunde, ein Zusammenschluss der im sozialen Bereich aktiven Professionellen. Diese beiden Runden bilden Schnittstellen zwischen jeweils drei Feldern. Berührungspunkte zu mehr als drei Feldern hat keine der intermediären Instanzen im Stadtteil, ein Hinweis darauf, dass ein stadtteilübergreifendes Forum nicht vorhanden ist. Außer den Einrichtungen, die sich den beschriebenen Feldern zuordnen lassen, gibt es weitere, die sich gegenüber der Stadtteilöffentlichkeit eher abgrenzen oder wenig Berührungspunkte aufweisen (Baptistengemeinde, Seniorenklub ‚Russischer Nachmittag', Altenpflegeheim, Eisdiele).

Verglichen mit der sozialen Milieustruktur Westdeutschlands (vgl. Vester/ von Oertzen/ Geiling/ Hermann/ Müller 2001: 503 ff.) fällt auf, dass das gesamte Spektrum der Lebenslagen und Lebensführung in Vahrenheide nach unten, d.h. in Richtung Armutslagen, und nach links, d.h. in Richtung einer Orientierung am Notwendigen verschoben ist. In diesem Stadtteil sind überproportional die Traditionslosen Arbeiternehmermilieus und das Kleinbürgerliche Arbeitnehmermilieu vertreten. Die führenden gesellschaftlichen Milieus, die über hohe Standards an Bildung, Macht und Besitz verfügen, wohnen dagegen nur in geringer Anzahl in diesem Stadtteil von Hannover. Soziale Milieus jugendkultureller Avantgarde oder jugendkulturellen Hedonismus (z.B. Punks) gibt es in Vahrenheide nicht. Die lokale Hegemonie liegt derzeit einerseits bei wenigen lokal aktiven älteren deutschen Bewohner/innen respektabler Milieus und andererseits bei stadtteilexternen Professionellen, wie den Zuständigen der Wohnungsbaugesellschaft, der Organisationen sozialer Fürsorge oder der Sanierung. Der überwiegende Teil der Bevölkerung ist an die Bewältigung des Alltags unter prekären Bedingungen gebunden oder weist Tendenzen resignierten Rückzugs auf. Zu dieser stark unterdurchschnittlichen Repräsentanz in Entscheidungsgremien kommt die geringe Vertretung über politische Entscheidungsträger hinzu, denn der über-

wiegende Teil der Stadtteilbevölkerung ist entweder nicht wahlberechtigt (zu jung oder keine deutsche Staatsbürgerschaft) oder beteiligt sich nicht an Wahlen.

Die junge Generation des Stadtteils ist weit überwiegend im Feld der notwendigen Versorgung vertreten. Die in diesem Teil des sozialen Raums für Jugendliche vorhandenen Einrichtungen haben sich als von den Kapazitäten her unzureichend erwiesen. Die von den benachteiligten Jugendlichen genutzten Institutionen haben einen akzeptierenden, niedrigschwelligen Ansatz. Andere Angebote im Stadtteil werden von den benachteiligten Jugendlichen eher gemieden oder sind nicht für sie vorgesehen.

Die Abgrenzung zum Feld der traditionellen Respektabilität verläuft konflikthaft. Zwischen den in den beiden Feldern vertretenen Milieus gibt es auch in anderen Altersgruppen kaum Verbindungen. Benachteiligte Jugendliche werden von den traditionsgeprägten Angeboten nicht erreicht. Dies liegt weniger an den Inhalten – denn Sport und Geschäfte sind durchaus für sie attraktiv – sondern an rigiden Strukturen und Verhaltenserwartungen sowie dem von den Vereinsfunktionären teilweise deutlich geäußerten erzieherischen Impetus. Auch wenn sich ein Bemühen um diese Altersgruppe erkennen lässt, geht das Angebot an den benachteiligten Jugendlichen vorbei, weil die impliziten Verhaltensanforderungen abwehrend wirken bzw. sie diesen nicht nachkommen können oder wollen. Die Bewohner/innen dieser sozialen Milieus stehen den Jugendlichen und ihren alltagsweltlichen Ausdruckformen sehr skeptisch gegenüber. Mangelnde Disziplin ist der hervorstechende Vorwurf, der besonders von älteren Stadtteilbewohner/innen geäußert wird. In einem Gespräch ist eine Erfahrung aus der Begegnung in der Stadtbahn geschildert und als typisch bezeichnet worden.

Stadtteilkundiger (Bereich Vereine): „Die Jugendlichen lümmeln sich da herum. Wenn ich sie darauf anspreche, bekomme ich freche Antworten, wie: ‚Was willst Du denn, Du alter Sack?'."

Das dem Verhaltenskodex zuwider laufende, respektlose Gebaren der Jugendlichen wird mit Empörung quittiert, gleichzeitig erleben sich diese Bewohner/innen demgegenüber machtlos. Gerade bei älteren Frauen ruft dies massive Ängste hervor, so dass bestimmte Bereiche des Stadtteils wegen der Jugendlichen gemieden werden. Die milieubedingten Distanzen zwischen diesen beiden Feldern werden durch den Generationenkonflikt verstärkt.

Von Jugendlichen, die sich in öffentlichen Freiräumen aufhalten, wird generell angenommen, dass sie andere Leute belästigen und sich aggressiv und unangepasst verhalten. Darüber hinaus wird von vielen Bewohner/innen – nicht nur von Erwachsenen des Feldes der traditionellen Respektabilität – vermutet, dass der Aufenthalt in den öffentlichen Freiräumen mit abweichendem Verhalten in Verbindung steht. Zugespitzt lautet diese Ansicht: Jugendliche, die sich in öffentlichen Freiräumen aufhalten, sind (oder werden) kriminell.

Hierin schwingt Sorge um die betroffenen Jugendlichen mit, aber auch ganz besonders um die bestehende Ordnung.

Stadtteilkundiger (Bereich Vereine): „Es gab laufend Ärger dort und die Polizei war fast den ganzen Tag da unterwegs. Die arbeitslosen Jugendlichen haben sich betrunken und Vahrenheide regelrecht aufgemischt. (...) Klingenthal ist der Haschisch-Umschlagsplatz Nr. 1 in Hannover."

Außer von Drogen- und Körperverletzungsdelikten berichteten die Befragten von Einbrüchen und vermuteten auch hier Jugendliche als Täter/innen. Besonders bei Aufbrüchen leerstehender Wohnungen stehen die Jugendlichen unter dem Verdacht, sich dort Aufenthaltsräume gesucht zu haben. Tenor ist die Anklage der Jugendlichen, zu denen generelle Distanz besteht.

Die Beziehung der in den drei übrigen Feldern repräsentierten Bewohner/innen zu den Jugendlichen des Stadtteils ist ebenfalls deutlich distanziert. In deren Wahrnehmung steht die Aufgabe der Integration in das Erwerbs- und Arbeitsleben im Vordergrund. Die Freiraumnutzung Jugendlicher bewerten sie unter diesem Fokus negativ, denn sie sehen den Aufenthalt dort als vertane Zeit an, die besser für schulische und berufliche Bildung genutzt werden sollte. Aus Sorge um die Jugendlichen haben insbesondere Bewohner/innen aus dem Feld der sozialpolitischen Patronage Bildungs- und Qualifizierungseinrichtungen für Jugendliche geschaffen. Laut Aussagen der Mitarbeiter/innen ergeben sich dort für die benachteiligten Jugendlichen Konflikte, insbesondere aufgrund konträrer Rollenanforderungen in der Ausbildungssituation gegenüber der Situation in den Familien und Freundesgruppen, wo Bildung keinen hohen Stellenwert habe.

Darüber hinaus werden grundsätzliche Entwicklungsdefizite bei den Jugendlichen befürchtet, denn der ständige und ortsgebundene Aufenthalt zeige die eingeschränkte Mobilität der Jugendlichen an. Die Besorgnis ist, dass benachteiligte Jugendliche zu immobil seien und zu territorial gebunden.

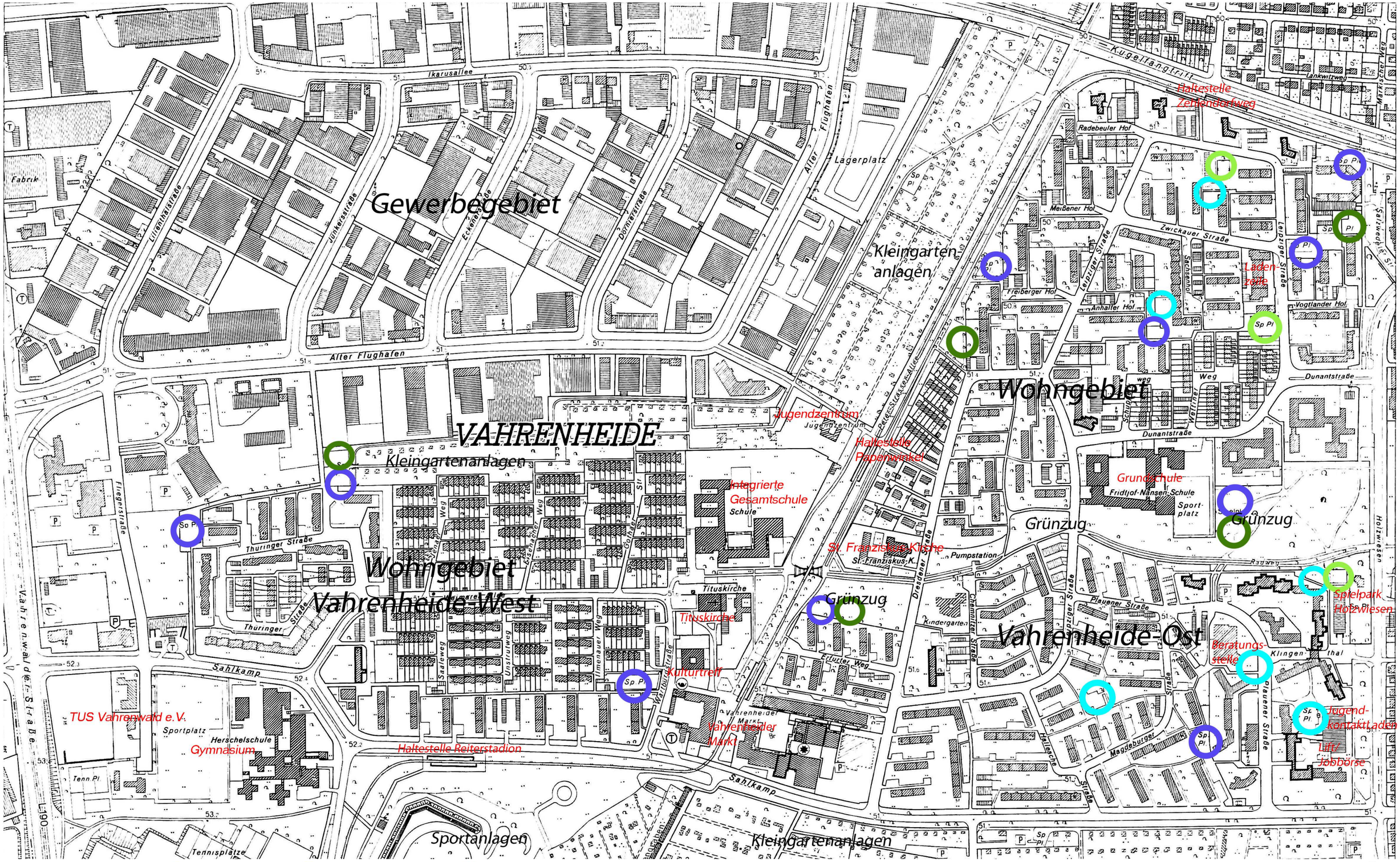
Stadtteilkundiger (Bereich Kinder- und Jugendarbeit): „Sie gehen kaum alleine ins Schwimmbad, die Mädchen schon mal gar nicht. 12jährige, die noch nie das Meer gesehen haben oder nicht mal den Maschsee, sind für den Stadtteil normal. (...) Die haben diese Grenzen im Kopf. Die gucken nur wenig über den Tellerrand."

Drastisch ist sogar gemeint worden, die Jugendlichen erlebten den Stadtteil als Gefängnis. Direkt an dieser Beobachtung ansetzende pädagogische Gegenmaßnahmen, wie z.B. die kostenlose Bereitstellung von Fahrkarten des Öffentlichen Nahverkehrs, gar die Organisation eines Bustransports zur Innenstadt, sind jedoch auf nur geringe Resonanz bei den benachteiligten Jugendlichen getroffen. Zu vermuten ist daher, dass andere als rein entfernungsbedingte Hürden bestehen.

Den benachteiligten Jugendlichen wird in der Großwohnsiedlung eine deutlich distanzierte und von Misstrauen geprägte Haltung entgegengebracht. Sie werden mit pädagogischen Verhaltenserwartungen konfrontiert, ziehen sich jedoch in die wenigen Institutionen zurück, wo ihnen ein gewisses Maß an Akzeptanz zugebilligt wird. Den Stadtteilraum schei-

nen sie fast gar nicht zu verlassen. Wie sich diese Situation aus der Sicht der Jugendlichen darstellt wird im nächsten Kapitel betrachtet.

Karte 1: Übersicht Wohngebiete Vahrenheide



Quelle: Auszug aus den Geobasisdaten der Niedersächsischen Vermessungs- und Katasterverwaltung, © 2005 GLL; eigene Bearbeitung

6. Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher

Wie agieren benachteiligte Jugendlichen in den geschilderten Stadtteilgegebenheiten? Wie nehmen sie diese Räume wahr? Entsprechend der übergeordneten Fragestellung der Arbeit werden nun die Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher in öffentlichen Räumen eingehend betrachtet. Dies erfolgt entlang der in Abschnitt 2.2.4 entwickelten Unterteilung zwischen Freiräumen und Gebäude-Infrastrukturen mit jeweils hohen oder geringen Öffentlichkeitsgraden. Dargestellt wird, in welcher Weise benachteiligte Jugendliche diese Räume der Großwohnsiedlung nutzen und wie sie selbst sich dazu äußern. Im zweiten Teil des Kapitels wird den verräumlichten sozialen Abgrenzungen der Jugendlichen vertieft nachgegangen, denn solche wurden in den Raumhandlungspraktiken offenkundig. Außerdem werden jene Bezüge von benachteiligten Jugendlichen betrachtet, die über die Großwohnsiedlung hinausreichen, um die o.g. Einschätzung übersteigerter Ortsgebundenheit und mangelnder Mobilität zu prüfen. Im anschließenden Kapitel 7 werden diese Befunde mittels Vergleich mit den Raumhandlungspraktiken anderer Jugendlicher profund einzuschätzen sein.

Zum Einstieg werden Tagesabläufe der benachteiligten Jugendlichen vorgestellt. Sie zeigen den groben Rahmen der Aufenthalte in öffentlichen Räumen auf, nämlich deren Abfolge und Zeitstruktur. Angesprochen ist damit schon ein wesentlicher Konfliktpunkt der Raumnutzung benachteiligter Jugendlicher, denn besonders der langandauernde Aufenthalt in öffentlichen (Frei)Räumen wird seitens der Erwachsenengesellschaft kritisch bewertet.

Die Tagesabläufe, die von benachteiligten Jugendlichen geschildert wurden, weisen auffällige Gleichförmigkeit auf. Die Abläufe sind bei den befragten Jugendlichen jeweils ähnlich und die Tage in der Woche gleichen sich. Die Jugendlichen gehen wochentags nach der Schule bzw. Ausbildung alle in der Regel zuerst nach Hause. Die Zeitspanne, die sie nach Schulende zu Hause verbringen, ist bei manchen Jugendlichen nur kurz, insbesondere dann, wenn die Schulzeit bei Ganztagsschulen bis weit in den Nachmittag reicht. Ab 16 bis spätestens 18 Uhr verlassen fast alle die elterliche Wohnung wieder. Nur ein sehr kleiner Teil der befragten benachteiligten Jugendlichen hält sich überwiegend zu Hause auf. Ein Jugendlicher widmet sich in seiner Freizeit fast ausschließlich seinen Haustieren und Pflanzen; ein jugendliches Mädchen bleibt lieber häufiger zu Hause; bei einem anderen Mädchen begrenzen die Eltern die Aufenthalte außerhalb der Wohnung auf drei Wochentage. Letztgenanntes Mädchen und ein weiteres Mädchen nannten außerdem das Wochenende, wo sie ganz zu Hause bleiben, um – wie sie sagten – ihre Ruhe zu haben.

Es sind ganz überwiegend die öffentlichen Räume im Stadtteil, die benachteiligte Jugendliche in ihrer Freizeit aufsuchen. Auf diese Orte wird in den nachfolgenden Abschnitten ausführlich eingegangen. Je nach Alter kehren die befragten Jugendlichen zwischen 20 und 22 Uhr wieder in die elterlichen Wohnungen zurück; in Einzelfällen bleiben sie „bis in die

späte Nacht da draußen“ (B: 363)[79]. Nur zwei Jugendliche erwähnten, zwischenzeitlich Zeit zu Hause zu verbringen, zum Keyboardspielen bzw. zum Abendessen. Die allermeisten gaben an, im Prinzip an jedem Tag vom späten Nachmittag bis in den Abend hinein durchgängig außer Haus zu sein. Die geschätzten Zeiträume liegen bei durchschnittlich etwa vier Stunden und reichen von zwei bis zu über acht Stunden. Die Freizeit wird selten terminlich strukturiert, sondern innerhalb der Grenzen von den Öffnungszeiten der Jugendeinrichtungen und dem Zeitlimit, wann sie wieder zu Hause sein müssen, relativ spontan den Bewegungen der Jugendgruppe folgend gestaltet.

Private Räume, sei es das eigene zu Hause oder auch die Wohnungen der Freund/innen, spielen als Orte der Freizeitverbringung in Vahrenheide eine eher untergeordnete Rolle (s.a. Abschnitt 7.1.2). Als Grund dafür verwiesen die Jugendlichen auf die Situation zu Hause, die sie als langweilig und unattraktiv erleben. In einzelnen Fällen handelt es sich aufgrund von Alkoholismus der Eltern und/ oder innerfamiliärer Gewalt um eine als unerträglich erlebte häusliche Situation.

Jugendlicher: „Zu Hause möchte ich nicht immer nur so rumsitzen oder vielleicht mit der Spielkonsole am Computer, ab sechs ist das langweilig.“ (C: 390-391)

Jugendlicher: „Ja, ich mag das nicht so immer, so lange in der Wohnung sein. So, macht ja auch schon Spaß lieber draußen mit seinen Freunden.“ (J: 39-40)

Jugendliche: „Ich bin fast nie zu Hause. (...)“ (...) „Weil es hält mich nichts. Was soll ich zu Hause? Da ist-da kennt mich jeder.“ (...) „Ich bin nur zum Essen drin, zum Klo gehen, zum Waschen, zum Schlafen und dann gehe ich wieder raus.“ (T: 109; 115; 483-485)

Jugendlicher: „Ich halte es nicht so lange zu Hause aus. Ich weiß auch nicht warum. Gleich raus, hier jetzt meine Tasche gepackt und gleich wieder raus.“ (U: 69-71)

Besuche bei Freund/innen gehören bei etwa der Hälfte der befragten Jugendlichen mit dazu, bleiben aber begrenzt auf den engen Freundeskreis. Sie beschränken sich meist auf gemeinsames Playstation spielen oder kurze Abholsituationen und bleiben eine Regenwetteralternative unter anderen. Räumliche Nähe ist dabei ein wichtiger Faktor.

Interviewerin: „Und Ihr besucht Euch aber auch gegenseitig?“
Jugendliche: „Sie wohnt über mir.“ (R: 114-115)

Interviewerin: „Und wenn mal schlechtes Wetter ist, es regnet oder so?“
Jugendliche: „Dann sind wir bei Freunden zu Hause oder wir sitzen an der Bahnhaltestelle, weil es da ja nicht reinregnet. Also-“
Interviewerin: „Stimmt, die ist ja auch überdacht.“
Jugendliche: „Drinnen, aber meist auch draußen. Sitzen wir irgendwo draußen, vor einer Haustür, wo es auch überdacht ist, unterhalten uns.“ (M: 331-336)

Nur bei zwei befragten Mädchen aus Vahrenheide kam dem Treffen und Aufenthalt in privaten Räumen eine größere Rolle im Tagesablauf zu. Diese Wohnungen befinden sich

[79] Zitate aus den Interviews mit Jugendlichen werden anonymisiert über Großbuchstaben angegeben.

in anderen Stadtteilen. Ansonsten verbringen die Jugendlichen allenfalls „ab und zu“ (A: 125; B: 56) gemeinsam mit Freund/innen Zeit in den elterlichen Wohnungen.

Zu tun hat dieser Drang nach Draußen sicherlich mit den relativ beengten Wohnverhältnissen. Denn erstaunlicherweise gefällt es auch einigen der Jugendlichen, die sich sehr lange außerhalb der Wohnung aufhalten, eigentlich am Besten zu Hause. Doch knapp ein Drittel der befragten Jugendlichen hat kein eigenes Zimmer für sich zur Verfügung. Die Anzahl an Geschwistern ist in den häufig kinderreichen Familien groß. In einem Fall muss sich ein Jugendlicher seinen Raum sogar mit zwei Geschwistern teilen. Ein anderer Jugendlicher berichtete, dass in der Küche ein Bereich für den kleinen Bruder abgetrennt werden musste, damit er ein eigenes Zimmer haben kann.

Jugendlicher: „Ja, ich hab ein eigenes Zimmer, mein Bruder hat so- weil, wir verstehen uns nicht so gut, schon gut, nur wir haben nicht zusammen unser Zimmer und wir haben die Küche, weil die so groß ist, haben wir die getrennt so, halb Küche halb Zimmer.“
Interviewerin: „Ach so, habt Ihr eine Mauer reingemacht?“
Jugendlicher: „Nee, einfach die Küche so gelassen, nur da ist so eine Couch, weil die so groß ist und da ist so eine kleine Ecke mit Fernseher und so und Playstation für ihn und so.“ (V: 48-55)

Besuche der Freund/innen werden zudem von den Eltern reglementiert. Bei knapp der Hälfte der befragten Jugendlichen kamen entsprechende Einschränkungen zur Sprache. Häufigkeit und Anzahl der Besucher/innen dürfen nicht ausufern, denn die Privatwohnung „soll kein Jugendzentrum werden, sozusagen“ (A: 128-129). Eine Jugendliche trifft sich daher heimlich mit der Freundesgruppe in der Privatwohnung zu Zeiten, an denen die Eltern lange arbeiten und erst spät heimkehren. Teilweise ist es wiederum die Enge der Wohnung, die den Besuch auf die Zeiten begrenzt, wenn Eltern oder Geschwister nicht anwesend sind. Die Jugendlichen möchten nicht gerne, dass die Geschwister ihre Unterhaltungen mithören. Von den Jugendlichen, die sich mit Geschwistern ein Zimmer teilen, erwähnte nur ein Mädchen Besuche von Freundinnen. Ihre ältere Schwester ist berufstätig und kommt erst spät am Abend nach Hause.

In den privaten Wohnungen stehen die Jugendlichen unter der Beobachtung der Familienmitglieder. Altersgemäß wollen sie jedoch lieber unter sich sein, damit sie ihre Geheimnisse behalten und elterliche Verbote, wie das Rauchverbot oder bei einigen Mädchen der Umgang mit Jungen, übertreten können. Daher müssen sie die elterliche Wohnung verlassen, um sich allein oder zusammen mit Freund/innen frei von Verhaltensreglementierungen und Kontrollen fühlen zu können. In einem Gespräch wurde davon berichtet, dass andere Jugendliche im Hochhausgebiet Kellerräume aufgebrochen und sich dort eine „Butze“ (R: 510) eingerichtet hätten. Dies bestätigt die o.g. Wahrnehmung von Erwachsenen, die dabei vorrangig die Verletzung der Eigentumsrechte kritisieren. Es kommt darin aber auch deutlich das von Zinnecker festgestellte relative „Defizit an eigenkontrolliertem Privatraum“ (Zinnecker 1987: 358, s. S. 31) zum Ausdruck.

6.1 Benachteiligte Jugendliche in den öffentlichen Räumen der Großwohnsiedlung

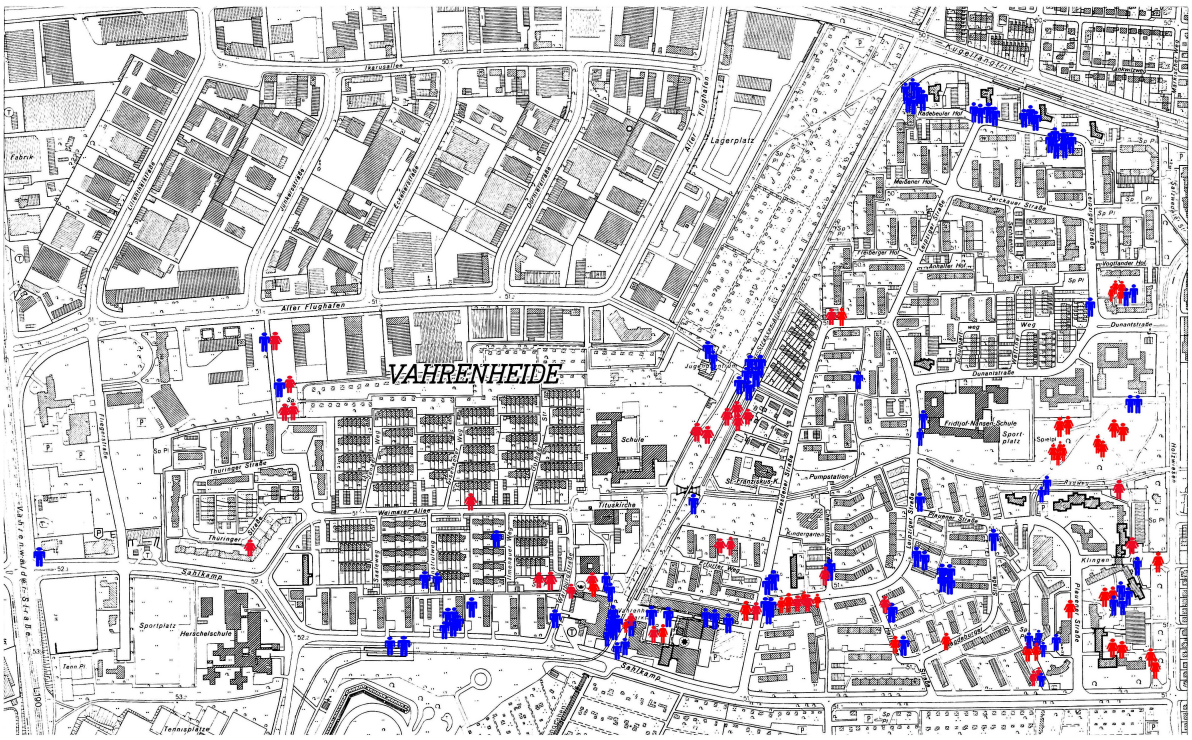
Verglichen mit ihrem Anteil von 15 Prozent an der Stadtteilbevölkerung sind Jugendliche in den öffentlichen Freiräumen des Stadtteils Vahrenheide deutlich überrepräsentiert. Der an einem Sommernachmittag in den öffentlichen Stadtteil-Freiräumen beobachtete Anteil Jugendlicher lag bei einem Viertel der insgesamt dort anwesenden Personen. Knapp die Hälfte der beobachteten Personen war im Erwachsenenalter und ein weiteres Viertel waren Kinder. Insgesamt sind etwa 200 Jugendliche registriert worden, davon wurden etwa 160 Jugendliche im Bereich der Wohnbebauung angetroffen, die übrigen waren im Gewerbegebiet, auf der nördlichen Freifläche oder auf den Wegen zwischen den Kleingärten unterwegs.

Mittels weiterer Beobachtungen bestätigte sich eine ungefähre Anzahl von knapp 100 bis 150 Jugendlichen, die im Bereich des westlichen und östlichen Wohngebietes nachmittags zu sehen waren. Mädchen bzw. junge Frauen waren dabei in etwas geringerem Ausmaß in diesen Räumen vertreten. Das Verhältnis von weiblichen Jugendlichen zu männlichen Jugendlichen in öffentlichen Freiräumen schwankte an den Beobachtungstagen in der Woche von 41 zu 59 Prozent bis zu fast ausgeglichenen 49 zu 51 Prozent. Am Sonntag lag der Wert dazwischen, bei 45 zu 55 Prozent. Überblicke über die räumliche Verteilung der Jugendlichen geben die Kartendarstellungen 2, 3 und 4. Sie zeigen geschlechterdifferenziert deren Aufenthaltsorte im Bereich der Wohnbebauung am Beispiel unterschiedlicher Wochentage.

Die Darstellungen zeigen, dass die benachteiligten Jugendlichen an vielen Stellen in den Straßenräumen unterwegs waren. Besonders die diagonal durch den östlichen Stadtteil führende Verbindung von Leipziger Straße - Dunantstraße - Leipziger Straße war ein häufig genutzter Straßenraum. Außerdem wurden Jugendliche auf Spiel- und Bolzplätzen, Innenhöfen, im Grünzug, an der Ladenzeile und am Vahrenheider Markt angetroffen. Im westlichen Wohngebiet waren weniger Personen in den öffentlichen Freiräumen zu sehen, der Anteil Jugendlicher darunter lag aber auch hier bei einem Viertel. Zwischen den an Wochentagen und den am Sonntag festgestellten Verteilungen im Raum der Großwohnsiedlung bestehen kaum Unterschiede. Lediglich die Eisdiele am Vahrenheider Markt war am Sonntag deutlich stärker ‚belagert'.

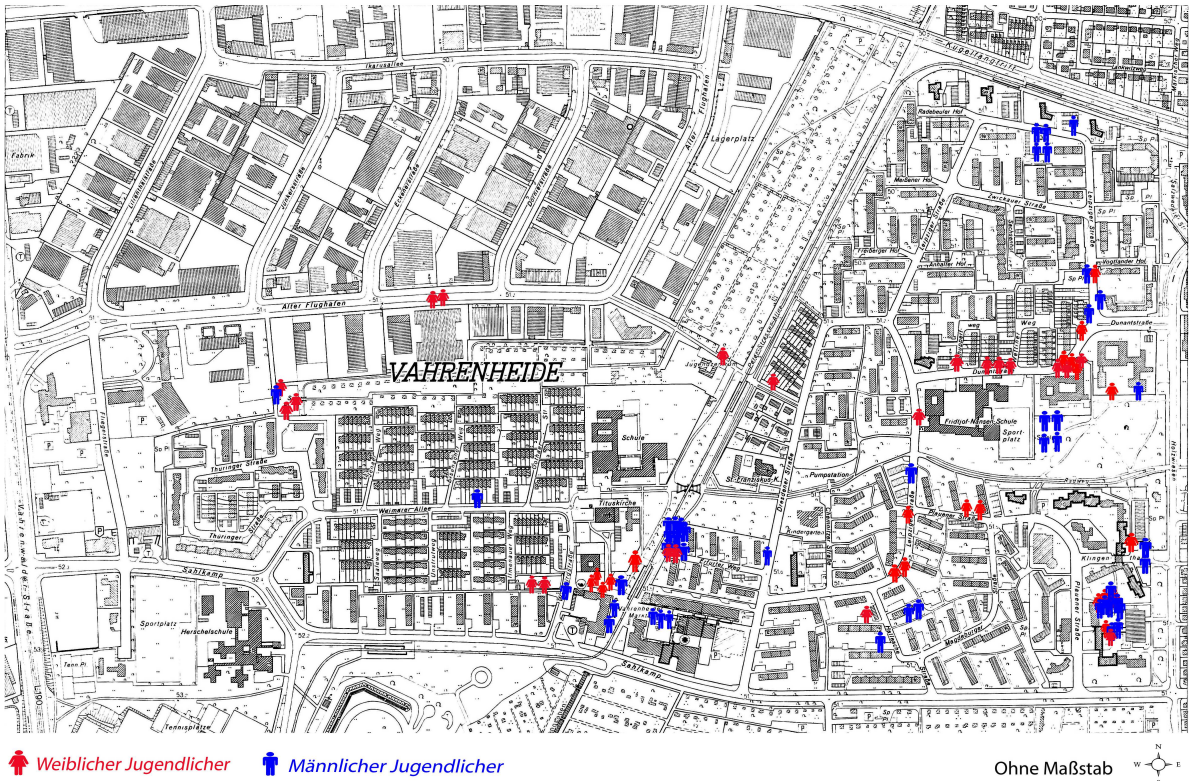
Als Aufenthaltsorte, an denen fast regelmäßig Jugendliche beobachtet worden sind, kristallisierten sich im Laufe der Beobachtungen der Vahrenheider Markt, der Bereich am Jugendzentrum Camp mit der Straßenhaltestelle Papenwinkel und bestimmte Spiel- und Bolzplätze (Plauener Straße, Thüringer Straße, zw. Leipziger und Zwickauer Straße, Wartburgstraße) heraus. Fast ausgespart blieben die Einfamilienhausgebiete im westlichen Stadtteil und in der Mitte des östlichen Teils, sowie der Bereich der hofartig angeordneten Zeilenbauten (Meißener Hof, Freiberger Hof, Anhalter Hof) im Nordosten.

Karte 2: Jugendliche in den öffentlichen Freiräumen an einem Donnerstag- (Ostteil) und Freitagnachmittag (Westteil)



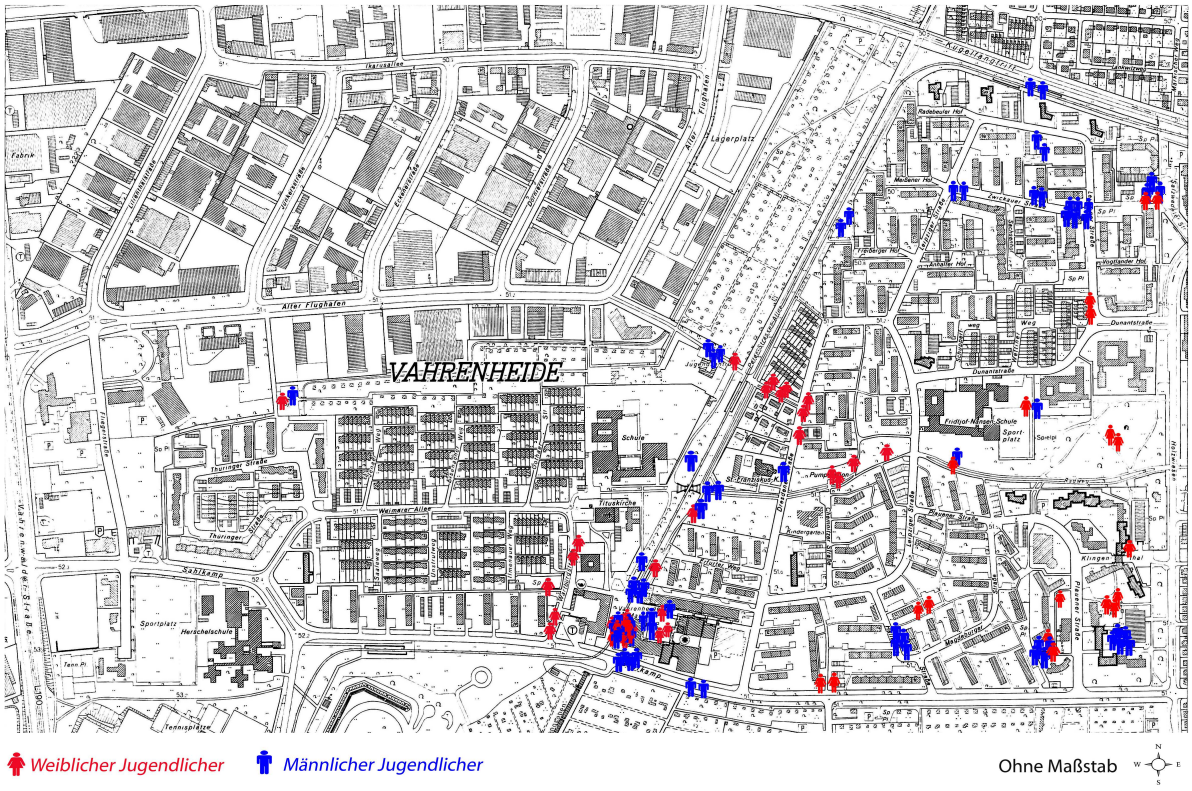
Quelle: Auszug aus den Geobasisdaten der Niedersächsischen Vermessungs- und Katasterverwaltung, © 2005 GLL; eigene Beobachtungen

Karte 3: Jugendliche in den öffentlichen Freiräumen an einem Dienstagnachmittag



Quelle: Auszug aus den Geobasisdaten der Niedersächsischen Vermessungs- und Katasterverwaltung, © 2005 GLL; eigene Beobachtungen

Karte 4: Jugendliche in den öffentlichen Freiräumen an einem Sonntagnachmittag



Quelle: Auszug aus den Geobasisdaten der Niedersächsischen Vermessungs- und Katasterverwaltung, © 2005 GLL; eigene Beobachtungen

Hinsichtlich der sozialen Konstellation der Jugendlichen ist im Überblick festzuhalten, dass die beobachteten Jugendlichen zumeist paarweise zusammen waren (43 % der Situationen), dies war im Grünzug und in den Straßenräumen besonders häufig. In knapp einem Drittel der beobachteten Situationen handelte es sich um einzelne Jugendliche. Gruppen von drei und mehr Jugendlichen machten über ein Viertel der Situationen aus. Große Jugendgruppen umfassten meist sechs Jugendliche, manchmal waren auch zehn Jugendliche nah beieinander. Viele Jugendgruppen waren geschlechtsgemischt. Auffällig ist, dass sich kleinere reine Jungen- und Mädchengruppen in der Nähe zueinander aufhielten. Abgesehen davon, dass Mädchen insgesamt seltener in den Freiräumen wie auch den Institutionen vertreten waren, war die räumliche Verteilung der weiblichen und männlichen Jugendlichen in weiten Teilen ähnlich. Auf Bolzplätzen haben jedoch deutlich die männlichen Jugendlichen überwogen. Im Stadtteilüberblick fällt auf, dass weibliche Jugendliche in den Straßenräumen des nordöstlichen Wohngebietes selten zu finden waren. Hier dominierten reine Jungengruppen, die durch die Straßen wanderten oder auf dem Bolzplatz oder einem Garagenhof zusammen waren. Ein höherer Mädchenanteil war dagegen im Grünzug festzustellen.

Die Raumhandlungsweisen an diesen zunächst im Freiraumüberblick betrachteten Orten werden nun im Einzelnen entlang der Aussagen benachteiligter Jugendlicher und der Beo-

bachtungen beschrieben. Die Aussagen Stadtteilkundiger hierzu werden einbezogen und an den entsprechenden Stellen angegeben.

6.1.1 Freiräume mit eingeschränkten Öffentlichkeitsgraden

Zu den Freiräumen mit eingeschränktem Öffentlichkeitsgrad zählen hausnahe Spiel- und Grünflächen, Innen- und Garagenhöfe, Spiel- und Bolzplätze. Solche Räume finden sich (bis auf die Bolzplätze) in relativ hoher Anzahl im Stadtteil. Ihr Ausstattungs- und Pflegezustand ist von der Qualität her unterschiedlich, meist jedoch eher geringwertig. Bei den von benachteiligten Jugendlichen im Gespräch benannten Orten dieser Kategorie handelt es sich um kleine Vorplätze („Plauener Straße“, „Platz hinter Kinderhaus“), größere Innenhofareale („Plauener zwei“) und verschiedene Spielplätze oder hausnahe Spielflächen („neuer Spielplatz“, „zwei Bänke am Sandkasten in der Dresdener Straße“, „Tischtennisplatte an der Wasserpumpe“). An diesen Orten verkehren überwiegend Anwohner/innen; die Freiräume bleiben weitgehend den Kindern und Jugendlichen überlassen. In der öffentlichen Wahrnehmung spielen diese Bereiche kaum eine Rolle.

In den *wohnungsnahen Freiräumen* treffen sich Jugendliche aus den umliegenden Wohnhäusern, meist sind es fest umrissene Freundesgruppen eher jüngerer Jugendlicher. Für benachteiligte Jugendlichen sind diese Orte interessant, weil sie nah gelegen und damit schnell erreichbar sind, weil sie Sitzgelegenheiten und teilweise auch Wetterschutz durch kleine Überdachungen bieten und weil hier eben die Freund/innen zusammen kommen. Zentraler Inhalt der Treffen ist Kommunikation: der Austausch über die neuesten Neuigkeiten, Bereden der internen Konflikte, Trösten, Lachen, Scherze machen und Beisammensein. Die Jüngeren sind dabei häufig noch spielerisch aktiv, während ältere Jugendliche meist nur auf den Bolzplätzen sportlich tätig werden. In einem Einzelfall wurden bereitwillig destruktive Verhaltensweisen zugegeben, wie Mülltonnen anzünden oder Fahrräder von Dächern werfen. Der Grund dafür sei Langeweile gewesen, weil es hier nichts zu tun gäbe.

Als ein regelmäßig von benachteiligten Jugendlichen genutzter Ort stellte sich der Innenbereich der Terrassenhäuser an der Plauener Straße (Hochhausbereich Vahrenheide-Südost) heraus. In diesem Innenhof befinden sich sowohl Sitzgelegenheiten wie auch einige Spielgeräte. Hier halten sich eher jüngere Jugendliche beiderlei Geschlechts und unterschiedlicher nationaler Herkunft, aber kaum deutsche Jugendliche auf. Sie sitzen auf den Bänken, bzw. den Banklehnen, oder auf dem Dach eines Holzhäuschens im Spielplatzbereich, der dem Nachbarschaftstreff der Nachbarschaftsinitiative e.V. zugehörig ist. Teilweise sind Kinder mit dabei. Die beobachtete Stimmung lässt sich als lustig, aufgekratzt und spielerisch kennzeichnen. Hier trifft sich u.a. eine größere Gruppe, die auch gemeinsam den Jugendkontaktladen der AWO besucht. In den Freiräumen des Hochhausgebiets sind sie vorrangig zu den Zeiten zu finden, wenn die Einrichtung nicht, bzw. noch nicht

geöffnet hat, d.h. besonders am Wochenende und am Montag. Eine Jugendliche dieser Gruppe beschrieb die sozialräumliche Situation dort wie folgt:

Jugendliche: „Das ist ein Wohngebiet und da ist so ein ganz kleiner Spielplatz bei und vier Bänke und an diesen Bänken treffen wir uns und deswegen heißt es Plauener zwei für uns, aber obwohl normalerweise heißt es nicht so. Das ist zwar Plauener Straße aber heißt nicht Plauener zwei, nur für uns heißt das Plauener zwei. (...) Wir treffen uns da. Wenn wir uns da nicht treffen, dann treffen wir uns hinter Kinderhaus, hier gibt es auch ein Kinderhaus, wo die ganz kleinen Kinder sind. Und dahinter sind auch noch mal so Bänke. Und wenn wir da keinen finden und hier [im Jugendkontaktladen, C.H.] keinen finden, dann wissen wir, dass wir hinter das Kinderhaus müssen und da finden wir dann alle. Das sind so drei Treffgebiete, wo wir immer sind. Und da treffen sich alle Leute aus Klingenthal und Hallesche Straße, Plauener Straße so, die treffen sich hier, also die Jugendlichen."
Interviewerin: „Was ist denn das Besondere jetzt zum Beispiel an diesem Plauener zwei?"
Jugendliche: „Das Besondere an Plauener zwei ist eigentlich überhaupt nichts. Also da ist nichts für uns, wir sind keine kleinen Kinder mehr, dass wir im Spielplatz spielen oder so- nein, es ist nicht, nur- da sind wenige Menschen und wir sind dann unter Jugendlichen und zum Beispiel wenn es regnet, dann sind auch so Keller, wo die Fahrräder immer runter fahren, damit die die im Keller einschließen können, und wenn es regnet zum Beispiel, dann gehen wir immer unter diese Dächer und so. Und jeder wohnt ja hier von uns fünfzehn bis zwanzig Leuten und dann ist das dieser Mittelpunkt, wo jeder dann schnell nach Hause kommt und deswegen kommen wir halt hierher."
(...)
Jugendliche: „Ja, da sind auf jeden Fall Bänke und da sitzen wir halt, zwanzig Leute in einer Reihe und jeder unterhält sich, oder- wie gesagt, mal streiten wir uns über irgendwas und so." (E: 28-83)

Auf einem Bolzplatz an der Salzwedeler Straße sind jüngere Jugendliche beiderlei Geschlechts beobachtet worden, die den Raum in ähnlicher Weise als wohnungsnahen Treffpunkt nutzten. In diesen weniger verdichtet bebauten Wohnquartieren waren meist kleinere Gruppen Jugendlicher vor Ort anwesend. Der Spiel- und Bolzplatz nördlich der Thüringer Straße in Vahrenheide-West wurde regelmäßig, aber zeitgleich nur von wenigen Jugendlichen meist in Zweierkonstellation genutzt. Es handelte sich um schmusende Pärchen, weibliche Jugendliche auf den Schaukeln oder Jugendliche beiderlei Geschlechts beim Bolzen. Personen anderer Altersgruppen waren dort nicht anwesend.

Hausnahe Spielflächen, Spiel- und Bolzplätze werden also von jeweils dort wohnenden Jugendlichen überwiegend als Treffpunkte genutzt. Dabei wählen sie mit gutem Gespür die Räume, die weniger von anderen beansprucht werden (s. o.g. Zitat „da sind wenige Menschen"). Ein deutscher Jugendlicher schilderte, dass er sich häufig nach der Schule mit zwei oder drei nicht nur deutschen Freund/innen an einem Sandkasten vor der Haustür in der Dresdener Straße aufhält. Sie sitzen dann etwas abseits auf einer Bank, weil sie die spielenden Kinder – wie er sagt – nicht stören wollen. Auch in einem anderen Gespräch wies eine Jugendliche darauf hin, dass ihr Treffpunkt (‚Plauener zwei') extra so gewählt wurde, um niemanden zu stören. Teilweise wird ein solcher Ort dann auch deutlich für die jeweilige Gruppe reserviert.

Jugendliche: „Es gibt an- hier gibt es überall an jedem Spielplatz 'ne Tischtennisplatte und die sind mehr so für die Großen, weil die Kleinen kommen da nicht so dran, und da haben wir immer so abgemacht- das ist halt schon immer so gewesen, dass wir Großen uns an der Tischtennisplatte treffen oder so und da dann irgendwas reden oder irgendwie so was, was nächsten Tag so abgeht und so. (...)"
Interviewerin: „Hattet ihr da auch so das Gefühl, dass ist so euer Platz?"
Jugendliche: „Das war ja dann auch unser Platz! Ja. Da durfte dann ja auch keiner hin, außer den Kleinen dann, unseren Geschwistern." (T: 167-184)

Außer den direkt in Nähe der elterlichen Wohnung liegenden Freiräumen werden von einigen Jugendlichen gezielt abgelegene Orte aufgesucht. Dazu werden die Stadtteilgrenzen auch mal überschritten. Eine Teilgruppe von Mädchen aus einer größeren gemischtgeschlechtlichen Gruppe, die sich sonst im Hochhausgebiet trifft, hat sich als Rückzugsort eine Bankgruppe in einem nördlich an den Stadtteil angrenzenden Wohngebiet erschlossen. Hier haben sie nach anfänglichen Beschwerden der Anwohnenden von diesen schließlich die Erlaubnis bekommen, sich dort aufzuhalten. Bei Konflikten in der Gruppe, oder wenn sie mal unter sich sein wollen, ziehen sie sich dorthin zurück. Wichtig ist offenbar, dass es ein den anderen Jugendlichen unbekannter Ort mit Sitzgelegenheiten ist, der durch das Gespräch mit den Anwohnenden und deren Zustimmung zu ‚ihrem Ort' geworden ist.

Eine andere Gruppe benachteiligter Jugendlicher trifft sich nur an abgelegenen, von anderen Personen gemiedenen Orten. Dabei handelt es sich um deutsche Jugendliche aus extrem unterprivilegierten sozialen Milieus. Die von ihnen erschlossenen Räume sind die unattraktiven, zerstörten Spielplätze. Es drängt sich der Eindruck auf, dass diese Jugendlichen sich quasi die Reste aneignen, d.h. sich in den Räumen aufhalten, die übrig geblieben sind.

Jugendlicher: „So gehe ich mit meine Freunde, ich hab ja nicht einen Freund, ich hab ja mehrere Freunde. Darum. Treffen wir uns alle."
Interviewerin: „Wo trefft ihr euch denn?"
Jugendlicher: „Hier, am Alte Heide."
Interviewerin: „Alte Heide, an der Haltestelle dort?"
Jugendlicher: „Nee, da ist so ein Spielplatz ist da. Ein kleiner Spielplatz und denn-"
Interviewerin: „Und das ist so euer, euer-"
Jugendlicher: „Unser Gebiet so."
Interviewerin: „Ja. Aber ein Spielplatz ist ja eigentlich eher für kleinere Kinder?"
Jugendlicher: „Ja. Aber da geht keiner hin, das ist so kaputt. Alles kaputt."
Interviewerin: „Und deswegen habt ihr den für euch jetzt?"
Jugendlicher: „Ja, genau. Wir machen ja auch keinen Blödsinn, ne. Es gefällt uns da. Hier gefällt es uns jetzt auch. Aber hier können wir nicht auf den Spielplatz, da sind- gehen kleinere Kinder hin."
Interviewerin: „Hier vorne der?"
Jugendlicher: „Ja. Das können wir nicht machen."
Interviewerin: „Ja. Und deswegen habt ihr so einen für euch gefunden, einen Spielplatz."
Jugendlicher: „Ja, genau. Ich meine, da gehen wir friedlich hin, und das war's." (U: 47-65)

Dem Eindruck des Rückzugs an verlassene, aufgegebene Orte entspricht, dass sich Jugendliche dieser prekären sozialen Milieus von bestimmten Gebieten des Stadtteils ausgeschlossen erleben. Solche Grenzziehungen werden ganz direkt über gewaltförmiges Handeln bestimmt.

Jugendliche: „Ost und dahinten ist West, oder was das da ist. So und da war mal was Schlimmes, also 'ne große Schlägerei, da war ich zwar nicht dabei, ich stand nur an der Seite, aber seit dem dürfen wir auch nicht mehr weiter als die Post. Kennen Sie die?"
Interviewerin: „Ja."
Jugendliche: „Ja. Wenn wir da rüber gehen, dann haben wir selber Schuld, also das ist so ähnlich wie eine Grenze, hört sich zwar bescheuert an, aber ja." (T: 220-226)

In diesem Zitat werden sozialräumlich manifeste Grenzsetzungen offenkundig, auf die in Abschnitt 6.2.1 näher eingegangen wird. Abgesehen von solchen deutlichen Kämpfen um

die ‚Gebietshoheit' sind Verdrängungsprozesse in der Großwohnsiedlung offenbar alltäglich. Sie beziehen sich auf die Spiel- und Bolzplätze, die sich nicht in unmittelbarer Hausnähe befinden, denn die hausnahen Spielflächen werden den anwohnenden Jugendlichen zugestanden. Gerade wenn Spiel- oder Bolzplätze eine attraktive Gestaltung bieten, sind sie ständig überfüllt. Später eintreffende Jugendliche ziehen sich dann wieder zurück. Nach mehrfachem Erleben des Ausgeschlossenseins haken sie diese Orte für sich ab. Viele der befragten Jugendlichen erwiesen sich als recht genügsam. Selbst wenn sie an einem Ort nur Bänke vorfanden, formulierten sie kaum andere Ansprüche.

Jugendlicher: „Eigentlich ist es in Ordnung, weil wir machen eh' nichts anderes." (H: 247)

Eine etwas andere sozialräumliche Situation ist vor den Häusern anzutreffen, die im Rahmen der Sanierung als Projekt unter ‚Begleitetes Wohnen in den Sahlkamphäusern' (vgl. LHH 2005: 49 f.) geführt werden. Dort sitzen einige ältere Jugendliche häufig gemeinsam mit Erwachsenen an den Tischgruppen. Dem Anschein nach handelt es sich quasi um eine Verlagerung des Wohnzimmerbereichs nach Draußen, d.h. die Hausbewohner/innen kommen dort im Freiraum zusammen, bleiben aber unter. Nur hier, wie auch auf einem Spielplatz an der Wartburgstraße in Vahrenheide-West, konnte eine deutliche Altersgruppenmischung festgestellt werden, wohingegen die Jugendlichen an anderen Orten meist unter sich blieben.

Die *Abstandsgrünflächen* zwischen den Zeilenbauten werden kaum genutzt. Allerdings konnten während einer Begehung auch hier Jugendliche beobachtet werden. Einen ganzen Nachmittag über saß eine Gruppe von fünf Jugendlichen auf einer gut einsehbaren kargen Rasenfläche zwischen Zeilenbauten in Vahrenheide-West. *Garagenhöfe* dienen benachteiligten Jugendlichen ebenfalls als Treffpunkte. So ist an einem Garagenhof am Radebeuler Hof eine Gruppe Jugendlicher vermutlich osteuropäischer Herkunft beobachtet worden, die mit zwei vorbeigehenden Jugendgruppen interagiert haben, sonst aber keiner erkennbaren Tätigkeit nachgegangen sind. Eine sportlich-spielerische Nutzung findet hier kaum statt. Fußball spielen ist in der Regel in den Garagenhöfen, wie auch auf den Abstandsgrünflächen, untersagt.

Die in der Großwohnsiedlung für das Fußballspiel vorgesehenen Orte sind kleinere, meist umzäunte und im Stadtteil verstreut gelegene *Bolzplätze* (s. Karte 1, S. 137), von den Jugendlichen ‚Boker' genannt. Ältere Jugendliche, die gern ‚ernsthaft' in großen Mannschaften spielen wollen, betonten, dass hierzu die Gelegenheiten im Stadtteil umzureichend seien. Ebenso sind die Bolzplätze für die Jugendlichen, die im Verein Fußball spielen, unattraktiv. Die meisten der benachteiligten Jugendlichen, die in öffentlichen Freiräumen Fußball spielen, sind jüngeren Alters. Sie treffen sich regelmäßig an bestimmten Orten, manchmal auch einfach auf der Wiese des Grünzugs. Sich dort im Regen auszutoben, ist in einem Gespräch als aufregendes Ereignis mehrfach hervorgehoben worden.

Jugendlicher: „(...) Aber gestern hatte AWO[80] früher Schluss, das war um sieben Uhr, haben wir angefangen Fußball zu spielen unter Regen, das hat Spaß gemacht, wir vier."
Interviewerin: „Gestern, wo es so doll geregnet hat?"
Jugendlicher: „Ja, auf Rasen. Wir haben uns umgezogen, bis neun Uhr haben wir gespielt, bis nachts."
(...)
„Aber gestern haben wir da hier vorn auf Rasen gespielt, weil es geregnet [hatte, C.H.] und es war feucht. Also es hat Spaß gemacht."
Interviewerin: „Ja, so matschig dann."
Jugendlicher: „Ja." (G: 378-399)

Ein häufig genutzter Platz ist ein etwas größerer Bolzplatz im Grünzug, der wegen der vier dort aufgestellten Tore mit ‚Vier Tore' bezeichnet wird. Die übrigen sieben Bolzplätze in der Großwohnsiedlung werden ebenfalls recht intensiv genutzt, bis auf das Spielfeld zwischen Peter-Strasser-Allee und Freiberger Hof, das aufgrund des mangelhaften Pflegezustandes nicht mehr nutzbar ist. Während viele Jungen häufig und mit Begeisterung Fußball spielen, schilderte ein Mädchen dies lediglich als Alternative bei Langeweile.

Abschließend ist noch auf die *nördliche Freifläche* im Stadtteilraum hinzuweisen. Sie ist raumtypologisch zwischen grünbestimmtem Freiraum und Brache anzusiedeln (s. S. 99, Abb. 7), und, als ein weitgehend ungenutzter Raum, ebenfalls zu den Freiräumen geringen Öffentlichkeitsgrades zu rechnen. Wenn sich hier überhaupt jemand aufhält, dann sind es Jugendliche. Während einer Begehung konnten auf der weitläufigen Freifläche insgesamt nur sechs Personen angetroffen werden. Es waren bis auf einen Erwachsenen sämtlich Jugendliche: Ein jugendliches Pärchen führte einen Hund aus, ein weiteres Pärchen tauchte auf der Böschung auf und ein einzelner Jugendlicher spazierte durch das Gelände. Trotz der geringen Frequentierung ist das Gelände also ein offenbar für Jugendliche nicht völlig uninteressanter Rückzugsraum.

6.1.2 Freiräume mit hohen Öffentlichkeitsgraden

An Freiräumen mit hohen Öffentlichkeitsgraden finden sich in der Großwohnsiedlung Vahrenheide die größeren Straßenräume und Haltestellen des ÖPNV, der Stadtteilplatz Vahrenheider Markt und der Grünzug als zentrale Grünanlage.

Jugendliche nutzen die *Straßen und Wege* im Stadtteil wie alle Altersgruppen instrumentell, d.h. auf dem direkten Weg zu bestimmten Zielorten. So konnten Jugendliche beobachtet werden, die mit Sporttaschen offenbar auf dem Weg von der Stadtbahnhaltestelle zu ihrem Zuhause waren. Bei der relativ großen Zahl jüngerer Frauen, die sich in Nähe einer Kindertagesstätte auf der Dunantstraße befanden (s. S. 143 Karte 3), hat es sich offenkundig um junge Mütter oder große Schwestern gehandelt, die kleine Kinder von der Tagesstätte abgeholt haben. Über die übliche instrumentelle Nutzung hinausgehend, dienen die Straßenräume den benachteiligten Jugendlichen als Orte sportlicher Betätigung, wie auch

[80] AWO ist die unter den Jugendlichen des Stadtteils gebräuchliche Bezeichnung für den Jugendkontaktladen der Straßensozialarbeit.

als erweiterte Kommunikations- und Erkundungsräume. Dabei blieb die beobachtete und geschilderte sportliche Nutzung auf einige jüngere Jugendliche auf Rollschuhen oder Inline-Skates im südöstlichen Bereich beschränkt.

Wesentlich mehr Bedeutung erfahren Straßenräume als Verbindungen unterschiedlicher Orte, an denen benachteiligte Jugendliche vorbeischauen und je nach vorgefundener sozialräumlicher Situation sich kurz aufhalten, weiter wandern oder auch länger verweilen. Dabei sind sie fast immer zu Fuß unterwegs. Ein Drittel der Befragten erwähnte ein Fahrrad, aber meist mit der Einschränkung, dies eher selten zu benutzen. Für die gemeinsamen Erkundungsstreifzüge durch den Stadtteil bietet sich eher das Spazieren gehen an.

Jugendliche: „Wenn uns langweilig ist, dann gehen wir raus, dann gehen wir dahin, kommen hierhin." (S: 318-319)

Als frequentierte Routen zeichnen sich Verbindungswege ab. Jugendgruppen wie auch jugendliche Pärchen ziehen von der Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel zum Vahrenheider Markt und zurück, andere bewegen sich vom Hochhausquartier zum Vahrenheider Markt und zurück. Kleinere Bewegungsräume sind das Hochhausquartier mit seinen verschiedenen Treffpunkten (s. das Zitat S. 146, Jugendliche E) und die nordöstlichen Straßenräume mit den dortigen Bolzplätzen und Garagenhöfen. Es hat den Anschein, als würde der mittig in Vahrenheide-Ost verlaufende Grünzug eine Art Pufferzone darstellen, denn die benachteiligten Jugendlichen bewegen sich je nach eigenem Wohnstandort vorrangig südlich oder nördlich davon. Nur wenige durchstreifen den gesamten Ostteil der Großwohnsiedlung. Im westlichen Teil der Großsiedlung sind Jugendliche fast nur in den Straßenräumen unterwegs, die an den Vahrenheider Markt angrenzen. Das Einfamilienreihenhausgebiet bleibt zumeist ausgespart.

Diese Wanderungen durch den Stadtteil haben in den Straßenräumen wenig darstellerischen oder gar provokanten Anstrich. Die benachteiligten Jugendlichen wirken auf sich bezogen, sind untereinander in Gespräche vertieft und beobachten beiläufig, was um sie herum geschieht. Teilweise mit Essen und Getränken versorgt, wirkt das Geschehen fast genießerisch.

Jugendliche: „Ansonsten mal ab und zu vielleicht gehe ich dann zum Vahrenheider Markt mit meinen Freunden mal Eis essen oder so, wenn das Wetter gut ist. Oder mal Einkaufen und so, mit denen zusammen halt mal gehen und was zu trinken und was zu essen und dann so unterwegs essen und reden." (E: 13-17)

Größere Gruppen tauchen auf dem Bürgersteig auf und sind an der nächsten Ecke wieder in einem kleinen Seitenweg verschwunden. Später sind sie in einer anderen Straße unterwegs zu sehen, und dann sind sie wieder weg. Durch dieses unstete Verhalten fallen die benachteiligten Jugendlichen in den Straßenräumen der Großwohnsiedlung zwar weniger auf, erzeugen aber dennoch den Eindruck allzeitiger Präsenz.

Im zentralen *Grünzug* halten sich Jugendliche vergleichsweise wenig auf. Während drei Rundgängen durch den Grünzug konnten insgesamt 32 Jugendliche in diesem Areal regist-

riert werden, eine im Verhältnis zur Größe des Raums geringe Anzahl. Andere Altersgruppen nutzen den Grünzug ebenfalls nur in eingeschränktem Maße. Lediglich ein Spielplatz und der bereits erwähnte Bolzplatz ‚Vier Tore' wird in beachtenswertem Ausmaß von benachteiligten Jugendlichen genutzt. Sie spielen hier Fußball, andere sehen zu. Die Rasenfläche in der Nähe der Hochhäuser wird zuweilen ebenfalls zum Fußballspielen genutzt, mehr jedoch die dafür vorgesehenen Bolzplätze, die mit Toren ausgestattet sind.

Damit hat sich an der Situation Ende der 1980er Jahre, als in dem Gutachten zu Aufenthaltsmöglichkeiten für Jugendliche „eine extrem geringe Nutzung des Grüns durch Jugendliche" (von Seggern/ Erler 1988: 32) festgestellt worden ist, nicht viel geändert. Gestalterische Mängel scheinen den Grünzug unattraktiv zu machen. In den Gesprächen erwähnten die Jugendlichen die Grünanlage allenfalls am Rande. Bezeichnend ist, dass eine Bankgruppe ganz am äußersten Rand des Grünzuges in Höhe Erfurther Weg häufiger genutzt wird. Diese Bankgruppe befindet sich in der Nähe der Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel und es war zu beobachten, wie Jugendliche von der Haltestelle zeitweilig an diesen abgeschiedenen Bereich wechselten. Lediglich in solchen komplexen räumlichen Bezügen erhält der Grünzug eine Bedeutung für benachteiligte Jugendliche. Der Öffentlichkeitsgrad ist aufgrund der allgemein geringen Nutzung stark herabgesetzt.

Die *Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel* liegt genau auf der Hälfte der den Stadtteil in einen West- und Ostteil trennenden Stadtbahntrasse. Nach Westen führt der Bahnübergang zu einem Fußweg zum Jugendzentrum Camp, das nur ein paar Schritte von der Haltestelle entfernt liegt, und weiter in das Gewerbegebiet. Außerdem schließt sich parallel zur Bahnlinie der Fuß- und Radweg entlang eines schmalen Grünzugs an. Nach Osten führt der Bahnübergang in ein kleines Einfamilienreihenhausgebiet und zur weiteren Wohnbebauung von Vahrenheide-Ost. Aufgrund des Wegekreuzungscharakters und der meist hohen Anzahl von Personen in Bereich der Haltestelle Papenwinkel besteht hier ein hoher Grad an Öffentlichkeit. Diese Überquerungsmöglichkeit wird von weitaus mehr Personen genutzt als die nahe gelegene Fußgängerunterführung, die im Wesentlichen für den Schulweg relevant ist und nicht in Wohngebiete, sondern in den zentralen Grünzug des Stadtteils führt.

Benachteiligte Jugendliche sind an der Haltestelle Papenwinkel regelmäßig und in großer Zahl anzutreffen. Sie steigen nicht in die nächst kommende Stadtbahn, sondern halten sich über sehr lange Zeiträume am Tag dort auf. So wurde beispielsweise bei einer Begehung eine Gruppe von sechs Jungen am nördlichen Ende des Haltestellenbereichs beobachtet, einige saßen auf der Absperrung. Eine Gruppe von vier Mädchen stand derweilen am anderen Ende am Rand zum Grünbereich und sie schauten aus diesem Abstand zu den Jungen herüber (s. Karte 2, S. 143). Der Ort wird von keiner Jugendgruppe deutlich dominiert oder besetzt, sondern hier treffen benachteiligte Jugendliche auch aus unterschiedlichen festen Gruppenzusammenhängen aufeinander. Diese Treffen ergeben sich spontan, Verabredun-

gen sind nicht üblich. Nach eigenem Bekunden kommen dort schon mal bis zu dreißig Jugendliche zusammen. Sich anderen zeigen und in Interaktion treten lässt sich als zentrale Funktion dieses Raumes für die benachteiligten Jugendlichen herausstellen. Hier können sie sich vor der lokalen Jugendöffentlichkeit präsentieren. Über die Stadtbahn ist schneller Ortswechsel möglich. Legitimation für das Kommen und beiläufige Schauen ist ebenfalls nicht erforderlich, denn sie sind eben irgendwohin unterwegs. Wie lange die Jugendlichen bleiben, hängt von den jeweiligen sozialräumlichen Umständen ab. Manche sind eben ‚immer' hier, gehören zu diesem Ort, ohne andere unbedingt fernhalten zu wollen.

Interviewerin: „Und was ist das Besondere am Papenwinkel, wieso besonders da?"
Jugendliche: „Ja, da sind auch Jugendliche, also so wie wir, die sind meistens auch da oder im Camp, oder an der Bahnhaltestelle, da sitzen wir dann alle."
Interviewerin: „Und da sitzt ihr dann und redet miteinander und guckt, wer so kommt und so?"
Jugendliche: „Genau." *(lacht)* (F: 186-190)

Jugendliche: „Da ist es halt so, wenn man da zu zweit sitzt und sich unterhält und dann- dritte Bahn, die vorbeifährt, ist irgendjemand drin, den man kennt, weil sie meist in Alte Heide wohnen oder Vahrenheide, Papenwinkel und dann kommen halt Viele raus und dann sagt man: ‚Hallo!' Und unterhält sich mit dem noch und dann kommt der Nächste halt dazu, weil er nach Hause muss, oder so, oder ins Camp möchte. Weil man da halt viele trifft." (M: 154-159)

Die Haltestelle Papenwinkel ist durch den hohen Öffentlichkeitsgrad ein deutlich sozial kontrollierter Bereich. Diese Kontrolle wird persönlich und direkt über die Begegnung mit Passant/innen ausgeübt. Es gibt keine anonyme Videoüberwachung[81], sondern regelmäßige Kontrollen seitens der Kontaktbereichsbeamten. Der für Jugendliche zuständige Kontaktbereichsbeamte des Stadtteils ist vielen benachteiligten Jugendlichen bekannt, fast vertraut. Die meisten Befragten nannten sogleich Namen und Vornamen des Beamten. Der Kontakt entsteht bei dessen Besuchen in der Schule und in den Jugendeinrichtungen. Zum Zeitpunkt der Befragung ist er den Jugendlichen ganz besonders präsent gewesen, weil er gerade die neue Skateanlage am Jugendzentrum eingeweiht hatte. Durch die persönliche Konfrontation und Auseinandersetzung erfahren die benachteiligten Jugendlichen einerseits Grenzen setzende Resonanz und Beachtung[82], bis hin zu persönlichen Beziehungen zum Kontaktbereichsbeamten als gutem Bekannten, andererseits erleben sie sich tagtäglich als missbilligt und pauschal verdächtigt. Ihre negative Außenwirkung ist den Jugendlichen, die sich im Bereich der Haltestelle Papenwinkel aufhalten, sehr präsent. Im Rückbezug bewerten sie das eigene Tun negativ und verteidigen es gleichzeitig als eigentlich harmlos.

Jugendlicher: „Wir sind hier oft am Papenwinkel an der Haltestelle, stört auch ganz schön viele andere, also."
Interviewerin: „Ja. Davon habe ich gehört."

---

[81] Dies wird sich bald ändern, denn aufgrund einer stadtweiten ‚Zerstörungswelle' an Fahrkartenautomaten plant der Verkehrsbetrieb, die Videoüberwachung auf oberirdische Haltestellen auszuweiten. Vahrenheide sei einer der Schwerpunkte dieser Vandalismuswelle gewesen und die Haltestellen sollen daher mit Kameras ausgestattet werden (vgl. HAZ 16.8.08).

[82] Der Kontaktbereichsbeamte berichtete im Interview: „Die sind doch wirklich froh, wenn sie mal draußen jemanden haben, mit dem sie mal ein vernünftiges Wort [reden können, C.H.] außer: ‚Hey Wichser, kriegst gleich einen in die Fresse!' Ja, mehr wird doch draußen nicht gesprochen. (...) Wenn ich draußen Streife gehe – wir werden angesprochen."

Jugendlicher: „Wir machen da eigentlich nichts."
Interviewerin: „Ihr macht da nichts."
Jugendlicher: „Also können wir auch dort stehen. Dürfen wir aber nicht."
(...)
Interviewerin: „Was ist das eigentlich, wenn man abhängt, oder du sagst, ihr steht da nur so rum?"
Jugendlicher: „Abhängen. Ab und zu blöd in der Gegend rumsitzen. So gar nichts zu tun haben. Das ist irgendwie voll dumm, finde ich, aber wir machen das trotzdem."
Interviewerin: „Das ist voll dumm?"
Jugendlicher: „Ja."
Interviewerin: „Warum ist das voll dumm?"
Jugendlicher: „Man sitzt da einfach nur blöd rum und alle gucken einen an. So die Leute, die aus der Bahn aussteigen, die denken, wir sind asozial."
(...)
Interviewerin: „Mhm. Kannst du Dir vorstellen, dass das bedrohlich wirkt auch?"
Jugendlicher: „Ja, klar. Wenn da so 'ne Horde steht, ist klar, aber da gibt es doch auch Leute, die da öfters langgehen, so Ältere und so, die wissen, dass wir da jeden Tag stehen, die wissen, was wir für welche sind schon, die wissen, dass wir da gar nichts machen. Die kommen auch so nett zu uns rüber, wir zu denen. Da gibt's doch keine Probleme. Stört die nicht, wir stören die nicht, kein Stück eigentlich." (B: 80-87; 163-171; 198-203)

Einige nutzen die Aufmerksamkeit, die ihnen bei den Kontrollen zukommt, als persönlichen Gewinn. So haben zwei Mädchen fast stolz von ihren dicken Polizeiakten berichtet: „Ne Mappe *(lachen).* Zwei Kilometer". Deutlich wird aber auch zum Ausdruck gebracht, unter den Verdächtigungen und der allgemein missbilligenden Haltung zu leiden. So sah sich ein Jugendlicher bei einer Taschenkontrolle, die nur bei ihm und nicht den übrigen Anwesenden durchgeführt worden ist, unter Generalverdacht gestellt. Er äußerte deutlich die Beschämung, die diese Behandlung für ihn bedeutet.

Jugendlicher: „An dem Tag habe ich mich gar nicht gut gefühlt. Ich hasse es, wenn einer Verdacht auf mich hat." (C: 404-405)

Trotz dieser Probleme bleibt die Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel ein für benachteiligte Jugendliche interessanter und wichtiger Ort. Die vielen Menschen, die hier kommen und gehen, bieten eine spannende Kulisse. Hier können sie davon ausgehen, dass bald jemand Bekanntes vorbeikommen wird. Sie können sich in der Stadtteilöffentlichkeit zeigen und in durchaus ambivalente Interaktion treten. Die Haltestellenausstattung bietet Sitzmöglichkeiten und Wetterschutz. Hinzu kommt die räumliche Nähe zum Jugendzentrum, so dass die Haltestelle quasi zu dessen Vorbereich gehört. An diesem Ort können Jugendliche aufeinander warten, sich noch eine Weile aufhalten, bevor das Camp aufmacht, schauen, wer heute ins Camp geht, oder noch bleiben, nachdem dort die Öffnungszeit zuende ist. Es besteht hier sogar die Möglichkeit, den Kontakt mit den Jugendzentrumsbesucher/innen zu halten, obwohl man selbst im Jugendzentrum Hausverbot erteilt bekam.

Der Ort mit dem höchsten Öffentlichkeitsgrad in Vahrenheide ist der zentrale Stadtteilplatz *Vahrenheider Markt*. Als weiteren Stadtteilplatz gibt es noch einen neu gestalteten kleinen Platzbereich an der Plauener Straße. Dort ist allerdings kaum Betrieb, die wenigen anwesenden Jugendlichen sitzen auf Bänken oder fahren mit Fahrrädern herum. In der Randbe-

bauung gibt es weder Geschäfte noch Gastronomie. Dieser Bereich wird aufgrund der Nutzungsweisen zu den wohnungsnahen Freiräumen gerechnet (Vorplatz Plauener Straße).

Allein der Vahrenheider Markt bietet etwas mehr Einkaufs- und Verzehrmöglichkeiten, außerdem befindet sich dort eine weitere Stadtbahnhaltestelle (s. Ortsbeschreibung S. 110 und Fotos S. 111). An dieser Stelle wird die Situation im Freiraum betrachtet; die Nutzung der Gebäude-Infrastruktur wird im nachfolgenden Abschnitt dargestellt. Die freie Platzfläche wird von der Stadtbahnlinie gequert, sie teilt den Raum in einen West- und Ostteil. Im Westteil befindet sich eine Ladenzeile mit Postfiliale. Im Ostteil erweitert sich der Platzbereich um eine Brunnenanlage herum. Von hier gelangen die Passant/innen durch eine überdachte Passage in das südöstliche Wohngebiet.

Benachteiligte Jugendliche halten sich vorrangig im Bereich der Sitzplätze an der zentralen Brunnenanlage auf, wo auch Erwachsene kurzzeitig verweilen. Dort sitzen sie auf den Bänken, unterhalten sich und beobachten die Passant/innen. Außerdem bewegen sie sich im gesamten Raum umher oder stehen an der Stadtbahnhaltestelle, wo sie aber keine so auffallende Gruppe darstellen, wie an der nachfolgenden Haltestelle Papenwinkel. Häufiger halten sich Gruppen von benachteiligten Jugendlichen an der westlichen Seite auf. Dort sind zwar kaum noch attraktive Lokalitäten vorhanden, aber es bietet sich vom Rand aus ein guter Überblick über das Platzgeschehen. Vor der Post telefonieren Jugendliche an der Telefonsäule. Ein offenkundiger Anziehungspunkt an heißen Tagen ist die Eisdiele, die sich im östlich neben der Straßenbahnlinie liegenden Gebäudekomplex befindet. Die Außenbestuhlung reicht weit in den Platzbereich hinein und bietet etwa dreimal so viel Platz wie der kleine Innenraum. Wenn alle Tische belegt sind sitzen auch einige Gäste Eis essend auf dem angrenzenden Rasenstück. Neben der Eisdiele liegt ein Kiosk, der ebenfalls von benachteiligten Jugendlichen als Anlaufstelle genannt wurde.

Auffällig ist, dass die Jugendlichen, die sich hier recht regelmäßig treffen, auch von Seiten anderer benachteiligter Jugendlichen negativ beurteilt werden. Sie bringen das Freiraumgeschehen am Vahrenheider Markt mit kriminellen Machenschaften, insbesondere Drogenhandel, in Verbindung. Der gesamte Raum wird als durch ältere männliche Jugendliche mit kriminell-gewaltförmigen Verhaltensweisen besetzt wahrgenommen.

Jugendlicher: „Am Vahrenheider Markt sind mehr so die Drogendealer.“ (J: 216)

Jugendliche: „Nur wie gesagt, Vahrenheide so am Vahrenheider Markt, die Ecke da, das ist nicht so schön. (...) Aber am Vahrenheider Markt, die sind alle älter und- die sind dreiundzwanzig und sitzen da beim Vahrenheider Markt und das ist wirklich nicht so schön.“ (K: 423-429)

Jugendliche: „Das sind die Leute, die dealen und all so- also die in dem falschen Weg sind und die stehen dann immer am Vahrenheider Markt, eine ganze Reihe von Jungs, das ist auch bei uns so, wenn wir da vorbeigehen, dann gaffen die uns auch an oder machen die uns auch an, aber bei uns können die das nicht so machen, weil die wissen, wer wir sind und weil wir uns unter uns kennen. Aber wenn jetzt jemand aus List oder aus Linden hierher kommen würde und die würden da vorbeigehen, natürlich, die würden die schief anmachen, das ist schon richtig.“ (E: 321-328)

Andere benachteiligte Jugendliche halten sich teilweise bewusst vom Vahrenheider Markt fern; entweder weil sie nicht ebenfalls mit Kriminalität in Verbindung gebracht werden wollen oder weil sie dort Provokationen erwarten, die ihnen unangenehm sind. Hier verläuft eine weitere soziale Abgrenzungslinie zwischen den benachteiligten Jugendlichen. Offenbar nutzt eine bestimmte Gruppe diesen Raum für sich als Darstellungsraum, womit er für andere weitgehend tabu wird.

Trotz des im Stadtteil höchsten Öffentlichkeitsgrades bietet der Vahrenheider Markt offenbar keine großstädtische Anonymität in der Form, dass sich die benachteiligten Jugendlichen über interne Grenzziehungen hinwegsetzen könnten, ebenso wenig können sie sich dort elterlicher Kontrolle entziehen. Die Wahrscheinlichkeit, von Bekannten oder Verwandten gesehen zu werden, ist hoch.

Jugendliche: „Manchmal, also wenn wir schon da hin- also wir gehen nicht da hin, weil wenn wir da hin gehen- wir wollen ja auch rauchen, wir wollen so frei sein, wir können ja nicht alle da rauchen. Unsere Eltern können uns ja sehen. Weil wir wohnen ja alle in Vahrenheide und dann kann mal irgendwie jemand lang gehen, dann können wir nicht rauchen. Dann suchen wir uns lieber eine Stelle aus, wo wir alleine sind und da auch frei rauchen können, so reden, lachen. In Vahrenheide können wir ja uns nicht so frei bewegen, sozusagen." (F: 263-269)

Jugendlicher: „Wenn ein Verwandter mich in einem Café sitzen sieht, der denkt gleich, ich würde irgendwie so Mist bauen. Das ist bei uns nicht so angebracht." (C: 353-354)

Das tatsächliche Ausmaß der Jugendkriminalität im Stadtteil wird unterschiedlich eingeschätzt. Professionell Zuständige, wie die Kontaktbereichsbeamten und die Mitarbeiterin der Jugendgerichtshilfe, sehen insgesamt keine dramatische Häufung der Delikte im Stadtteil. Die von den Jugendlichen am Vahrenheider Markt wahrgenommene (und ausgeübte) Kriminalität bezieht sich insbesondere auf den Drogenhandel. Andere Deliktformen konzentrieren sich weniger auf den Bereich Vahrenheider Markt. Gewaltdelikte von Jugendlichen richten sich hier wie anderswo vorwiegend auf die eigene Altersgruppe und sie werden an unterschiedlichen Orten im Stadtteil verübt. Sachbeschädigungen beziehen sich mehr auf die unmittelbaren Wohnumfelder. Für Ladendiebstähle ist nach Einschätzung der Expert/innen sowie den Aussagen Jugendlicher mittlerweile die Innenstadt interessanter geworden.

Der Drogenhandel wurde vermutlich in den letzten Jahren aufgrund der repressiven Drogenpolitik im Innenstadtbereich quasi in den Stadtteil exportiert. Nach Aussagen von Stadtteilkundigen werden seitdem Drogengeschäfte zunehmend per Mobiltelefon abgesprochen und anschließend dezentral abgewickelt. Der Stadtteil Vahrenheide biete sich durch die verkehrstechnisch günstige Anbindung an die Innenstadt wie auch zur Autobahn an. Außerdem gäbe es im Stadtteil viele Erwerbslose, von denen sich einzelne für Kurierdienste gewinnen ließen. Auch Jugendliche übernähmen solche Aufgaben, wobei ihnen teilweise gar nicht klar sei, dass sie eine Straftat begehen. Weitere die Drogenkriminalität im Stadtteil begünstigende Faktoren seien die im Vergleich zur Innenstadt geringere Poli-

zeipräsenz, die geringere soziale Kontrolle seitens der Bewohnerschaft und das geringere Potenzial der Geschäftsleute, Druck auf Politiker/innen auszuüben. Trotz dieses komplexen stadtpolitischen Hintergrunds wird die Delinquenz nun ausschließlich den sich am Vahrenheider Markt aufhaltenden benachteiligten Jugendlichen zugeschrieben und angelastet. Jugendliche, die nicht in diesen Verdacht geraten wollen, können sich daher allenfalls kurz dort zeigen.

6.1.3 Gebäude-Infrastrukturen mit hohen Öffentlichkeitsgraden

Wie nutzen benachteiligte Jugendliche die lokalen Innenräume, die einen hohen Öffentlichkeitsgrad aufweisen? Gemeint sind kommerzielle Einrichtungen, wie Geschäfte, Cafés oder Restaurants, politische Gremien, wie Stadtteilforen, sowie allgemein zugängliche Freizeit- und Kulturangebote. Wie die Darstellung der Stadtteilstrukturen schon gezeigt hat, ist Infrastruktur dieser Kategorie in der Großwohnsiedlung nur unzureichend vorhanden. Es gibt im Stadtteil wenig Konsumangebote. Geschäfte und Gastronomie weisen ein eingeschränktes Angebot auf. Das Bürgerforum ist zwar vom Prinzip her für alle Bewohner/innen offen, erreicht tatsächlich aber nur einen sehr kleinen Kreis. Als übergreifende Freizeiteinrichtungen mit relativ hohem Öffentlichkeitsgrad können lediglich der Kulturtreff e.V. und das öffentliche Freibad am Rand von Vahrenheide gewertet werden.

Die *lokale Geschäftswelt* am Vahrenheider Markt ist für benachteiligte Jugendliche wenig attraktiv, darin unterscheiden sie sich nicht von den anderen Altersgruppen. Um Kleidung zu kaufen oder allgemein zu ‚shoppen' suchen sie eher die Innenstadt (s.u.) auf. Der traditionelle Fachfriseur vor Ort bedient kaum Jugendliche. Für kleinere Einkäufe, insbesondere die Versorgung mit Snacks oder Getränken, wird allerdings durchaus auf die lokale Geschäftswelt zurückgegriffen. Die Supermärkte[83] am Vahrenheider Markt werden von fast allen befragten Jugendlichen zur Versorgung zwischendurch genutzt. Wichtig sei, dass es „billig" (B: 272) ist. Auch den Kiosken am Vahrenheider Markt sowie in der Ladenzeile Leipziger Straße kommt eine Versorgungsfunktion für die in der Nähe wohnenden Jugendlichen zu. Ebenso zieht ein im Gewerbegebiet des Stadtteils gelegener Videoladen benachteiligte Jugendliche als Kunden an.

Jugendlicher: „Also ehrlich gesagt, ich kaufe nicht so ein. Ich meine, Bäcker, so halt, was zu essen und so. (...) Nee, die Geschäfte- also das sind eher so Klamotten, die mich eher nicht ansprechen, ehrlich gesagt, also von der Mode her, bin ich lieber in der Stadt eigentlich." (A: 462-479)

Jugendlicher: „Ja, also ins Eiscafé also zu Gondola eigentlich nur so Sommerzeit und sonst eigentlich nicht und, ja, Bäcker, ab und zu mal so, je nach dem, wenn ich Zeit habe oder so, oder wenn ich mal in der Ladenstraße bin oder so. EXTRA eigentlich häufiger und, ja, das war's eigentlich. Sonst eigentlich nichts." (W: 240-243)

[83] Zur Zeit der Befragung war die ALDI-Markt-Filiale geschlossen worden und es bestand lediglich der Extra-Markt. Die Geschäftsräume des ALDI-Marktes hat ein türkischer Obst- und Gemüsehändler bezogen.

In den kleinen Imbissbetrieben am Vahrenheider Markt, dem Dönerladen oder der von einem türkischstämmigen Migranten betriebenen Bäckerei, können einige benachteiligte Jugendliche ein wenig Geselligkeit erleben. Doch vermutlich werden die Betreiber/innen darauf achten, dass sich bei ihnen keine Jugendgruppen versammeln, die andere Gäste abschrecken könnten. Die Aufenthalte bei Tee oder Kaffee sind allenfalls von kurzer Dauer. Teilweise spielen verwandtschaftliche Beziehungen zu den Betreiber/innen eine Rolle und erleichtern den Zugang. Eine besondere Ausnahme stellt die Eisdiele dar, die in vielen Gesprächen auch von Erwachsenen lobend hervorgehoben worden ist. Die Möglichkeit, dort in zentraler Lage genießen und beobachten zu können, ist für ein Anziehungspunkt, fast ein ‚Ausflugsziel' im Sommer. Dies werden sich benachteiligte Jugendliche nur nicht allzu oft leisten können.

Abgesehen von den deutschen Fachgeschäften und Dienstleistungsbetrieben, die ihnen vom Inhalt oder vom repräsentierten sozialen Milieu her fern stehen, nehmen benachteiligte Jugendliche das reduzierte Angebot von Vahrenheide in Anspruch. Sie nutzen das, was ihnen dort zugänglich ist. Dabei sind die jüngeren Jugendlichen recht zufrieden damit, sich ab und zu ein Eis kaufen zu können. Bei den älteren Jugendlichen klingt dagegen Unzufriedenheit mit dem Angebot an, besonders attraktive Cafés werden von ihnen vermisst.

Zur *Parteipolitik* besteht bei benachteiligten Jugendlichen große Distanz. Keiner der befragten Jugendlichen gehört einer Partei bzw. deren Jugendorganisationen an. Auch die lokal zuständigen Politiker/innen waren keinem von ihnen bekannt. Die Frage nach der Bekanntheit der Lokalpolitiker/innen bzw. nach dem eigenen parteipolitischen Engagement löste häufig Befremden, teilweise Schuldgefühle aus. Manche äußerten in dem Zusammenhang das Gefühl, von der Politik verlassen und generell aufgegeben zu sein.

Jugendlicher: „Also, das ist mir jetzt peinlich, aber nee, leider nicht." (...) „Also Politik so, halte ich eher so Abstand, ist nicht so meine Welt." (A: 493; 498)

Jugendliche: „Interessiert mich gar nicht." (R: 480)

Jugendliche: „Nein, wir haben damit nichts zu tun." (S: 493)

Jugendlicher: „Ich meine, nee- ich finde, Politiker, manchmal reden sie zu viel und die reden manchmal nur Mist. Die reden viel, aber es kommt nichts bei raus. Leere Versprechungen."
Interviewerin: „Versprichst du dir nichts von?"
Jugendlicher: „Ja, ich finde manchmal- ja, genau, die Politiker, die sagen auch selber so: Ach, Vahrenheide, das ist ein Fall, kann man abhaken. Die müssten mehr machen. Die müssten mehr sagen, kommt, lasst mal irgendwas gründen, auf die Jugendlichen mehr drauf los." (L: 392-399)

Stadtteilinterne Informationsveranstaltungen oder Diskussionsforen waren unbekannt oder von keinerlei Interesse. Es wurde die Meinung vertreten, auch so mitzubekommen, „was jetzt hier so abgeht oder was hier passieren wird im Laufe der Zeit" (A: 507-508). Die befragten Jugendlichen nutzen andere Informationskanäle als die offiziell vorgesehenen Gremien. Eine auffällige und rühmliche Ausnahme stellt der langjährige damalige Oberbürgermeister von Hannover dar. Einige kennen ihn persönlich, sei es, weil er mit dem

Fahrrad manchmal durch den Stadtteil kommt (er wohnt im angrenzenden Stadtteil, was vielen auch bekannt ist), sei es, weil es mal ein von der Schule organisiertes Treffen im Rathaus gab. In der Schilderung letztgenannten Ereignisses wird deutlich, dass ein positiv besetzter persönlicher Kontakt benachteiligten Jugendlichen viel bedeuten kann.

Jugendlicher: „Bürgermeister, doch, Oberbürgermeister. Das war in der Grundschule, in der vierten Klasse habe ich ihn kennen gelernt."
Interviewerin: „Tatsächlich? Da wart ihr dann mit der Klasse da?"
Jugendlicher: „Nein, nur wenige aus unserer Schule, also zehn aus unserer ganzen Schule durften ihn kennen lernen und so. Und einer von diesen zehn war ich." (...)
Interviewerin: „Hat dir das gefallen, was er gesagt hat, oder fandest du das eher ein bisschen langweilig oder doof?"
Jugendlicher: „Nein, ich fand das nicht langweilig oder doof, also das hat mich schon interessiert. Aber, ich weiß nicht, seine Antworten und so, wie ich das vor- drei Jahre her, ich kann mich nicht so erinnern und unsere Bild war noch in der Zeitung damals, das hat mir auch gefallen. Ich stand genau neben ihm." (G:256-270)

Politische und staatliche öffentliche Instanzen werden dann wahrgenommen, wenn sie als Personen auftreten, zu denen ein direkter Kontakt herstellbar ist. Ansonsten bleiben diese öffentlichen Bereiche abstrakt und für benachteiligte Jugendliche unzugänglich. Die Möglichkeit, diese soziale Gruppe in eine parteipolitische Jugendorganisation einzubinden, bleibt angesichts des dort hohen bildungsbürgerlichen Formalisierungsgrades unwahrscheinlich. Nicht auszuschließen ist jedoch, dass rechtspopulistische oder fundamentalistische Gruppierungen mit entsprechenden Persönlichkeiten und Parolen unter den benachteiligten Jugendlichen eine Anhängerschaft finden könnten. Zum Untersuchungszeitpunkt sind weder entsprechende Tendenzen bei den befragten Jugendlichen, noch diesbezügliche Aktivitäten politischer Gruppierungen zu erkennen gewesen.

Der *Kulturtreff* im Stadtteil wird von den befragten benachteiligten Jugendlichen nicht genutzt, ist ihnen aber bekannt. Manche haben als Kind an Angeboten wie Basteln, Filmvorführungen oder Freizeitfahrten teilgenommen. Einige muslimische junge Frauen nutzen die dortigen Bildungsangebote. Im derzeitigen Alltag der benachteiligten Jugendlichen ist diese zentral gelegene Einrichtung mit den verschiedenen Freizeitangeboten sowie der Stadtteilbibliothek und -mediothek jedoch irrelevant.

Auffällig attraktiv ist dagegen das öffentliche *Freibad* Lister Bad. Es liegt am südlichen Rand des Stadtteils, abgeschirmt durch Kleingartenkolonien und den Mittellandkanal. Das Freibad wird in den Sommermonaten bei warmen Wetter von vielen Jugendlichen unterschiedlicher Stadtteile genutzt.[84] Diese Einrichtung bietet die Möglichkeit, körperliche Aktivität spielerisch und spontan, ohne Vereinsbindung oder weitere Verpflichtungen, auszuüben. Hier können sich auch benachteiligte Jugendliche präsentieren und mit Mut, Risikobereitschaft und Körpereinsatz positiven Ruhm erlangen.

[84] Die Kassiererin des Freibades bezifferte die Besucheranzahl an einem heißen Freitag im Juni 2003 auf etwa 4.000 bis 5.000 Personen, davon seien etwa die Hälfte Kinder und Jugendliche gewesen.

Jugendliche: „Ja, das ist voll gut da [im Lister Bad, C.H.]. Also von daher kennt mich auch fast Jeder. Weil ich vom Zehner Köpper kann.“ *(lachen)*
Interviewerin: „Ja. Das ist ja auch was Besonderes.“
Jugendliche: „Ja. Deswegen kennt mich Jeder, die sprechen mich auch an: *(mit verstellter Stimme)* Du bist doch die, die *(unverständlich).*“ (R: 443-447)

Schwimmen wurde recht häufig (von 6 Befragten) als eine ihrer Freizeitbeschäftigungen genannt. Im Sommer gehen sie ins Lister Bad oder auch zum nördlich von Vahrenheide gelegenen Badesee Silbersee. Einige gehen auch ganzjährig in Hallenbädern anderer Stadtteile schwimmen (s.u.).

6.1.4 Gebäude-Infrastrukturen mit eingeschränkten Öffentlichkeitsgraden

Zu den infrastrukturellen Einrichtungen mit eingeschränkten Öffentlichkeitsgraden zählen Institutionen, die speziell für bestimmte Altersgruppen vorgesehen sind, konfessionsgebundene Angebote sowie die lokalen Vereine mit spezifischer Angebotsstruktur. Für die Jugendlichen benachteiligter Lebenslagen sind insbesondere die beiden Jugendeinrichtungen relevant, das Jugendzentrum Camp mit angrenzendem Mädchenhaus und der Jugendkontaktladen der AWO, in dem die Streetworker/innen ihren Sitz haben.

Das *Jugendzentrum Camp mit Mädchenhaus Honey`s* wird von unterschiedlichen jugendlichen Nutzergruppen besucht (s. S. 117). Die Mittagszeit bleibt den IGS-Schüler/innen vorbehalten, die das weitere Angebot am Nachmittag und frühen Abend meist nicht nutzen. Vorrangig sind es die jüngeren Schüler/innen, die Mittags ins Camp oder Mädchenhaus gehen. Ab der neunten Klasse wird das als „kindisch“ (W: 383) angesehen. Die Schüler/innen bleiben lieber in der Raucherecke der Schule – im Camp besteht nämlich Rauchverbot.

Die Jugendlichen, die fast täglich zum Offene-Tür-Angebot des Jugendzentrums vorbeischauen, kennen sich untereinander gut. Es herrscht eine vertraute Atmosphäre, die Unbekannten den Zugang erschwert. Der Umgangston ist teilweise ruppig. Zwischendurch gibt es schon mal Auseinandersetzungen, da einige Jugendliche Schwierigkeiten haben, die Regeln der Einrichtung einzuhalten. Von den Jugendzentrumsmitarbeiter/innen werden dann verschiedene Restriktionen erlassen, bis hin zum lebenslangen Hausverbot. Während des Befragungszeitraums ist das Jugendzentrum zum Beispiel eine Woche lang für die Stammbesucher/innen gesperrt gewesen, weil eine Playstation entwendet worden war. Zwischen den genannten Nutzergruppen des Jugendzentrums bestehen wenig Überschneidungen.

Auffällig ist, dass das Stammpublikum des Camps zum Untersuchungszeitpunkt von den benachteiligten Jugendlichen selbst nicht über ethnische Konnotationen charakterisiert wurde. Dies betrifft viel stärker das Jugendzentrum des angrenzenden Stadtteils Sahlkamp, das fast stereotyp als ‚Russencamp’ bezeichnet worden ist. Diese Bezeichnung und dieser

Eindruck hält sich unter den Jugendlichen Vahrenheides, obwohl dort ebenfalls eine ethnisch gemischte Besucherstruktur besteht. Zum Jugendzentrum Sahlkamp halten die meisten Jugendlichen aus Vahrenheide Distanz. Hier finden jedoch die Jugendlichen Unterschlupf, die im Camp Hausverbot haben. Andere weichen hierhin aus, weil sie Geschwistern aus dem Weg gehen möchten, die eine Kontrolle über sie ausüben wollen oder könnten.

Das Stammpublikum des Camps wird von anderen benachteiligten Jugendlichen im Wesentlichen anhand von höherem Alter und dissozialen Verhaltensweisen beschrieben. Die Abgrenzungen zwischen den Jugendlichen sind deutlich, erscheinen aber zumindest für einige Jugendliche auch durchlässig und lassen sich durch besondere Aktionen durchbrechen.

Jugendlicher: „Ja, aber die anderen, die im Camp und so, die sind alle älter. Die kennen wir noch nicht so gut, deswegen. Wenn wir zum Beispiel merken, dass die irgendwie Probleme machen, darauf habe ich alles keinen Bock. Schlägereien und pfh." (H: 312-314)

Jugendliche: „Und- also Camp finde ich eher langweilig, weil das Zusammenhalten ist nicht so schön dort, finde ich. Da kommen immer solche älteren Jungs, sage ich mal so, und die haben gar keinen Respekt so vor anderen. So, die kommen rein, spielen Billard, machen andere blöd an. Und es haben auch sehr viele Hausverbot dort. Hier [im Jugendkontaktladen, C.H.] hat ja nur einer Hausverbot erst bekommen, sagen wir mal so. Camp mag ich nicht, aber morgen soll da ja eine Party stattfinden *(lacht)* und da gehe ich natürlich hin." (K:187-193)

Die älteren benachteiligten Jugendlichen im Jugendzentrum schrecken andere Jugendliche mit ihrem Imponiergehabe ab, entweder weil sie Ängste auslösen oder weil die anderen nicht mit solchen Verhaltensweisen in Verbindung gebracht werden möchten oder sich schlicht dort unwohl fühlen. Auch wenn die Mitarbeiter/innen mit ihren Maßnahmen teilweise erfolgreich gegensteuern, tun die Tradition und das Image des Hauses ihr übriges, um die Stammbesuchergruppe des Camps mit einer Aura der Gefährdung und Grenzüberschreitung zu umgeben.

Der *Jugendkontaktladen der AWO* wird zum Befragungszeitpunkt von etwa zwanzig Jugendlichen als Stammpublikum regelmäßig genutzt. In der Abgrenzung zum Besucherstamm des Jugendzentrums Camp werden sie von beiden Seiten als ‚jünger' charakterisiert. Der Bezug auf das Alter ist jedoch offenbar mehr ein Anker, an dem unterschiedliche Bedürfnisse und Verhaltensorientierungen festgemacht werden. Während die Zuschreibungen und Selbststilisierungen der Campbesucher(/innen) in Richtung ‚Machotum' mit rauem Umgangston gehen, wird von den Nutzer/innen des Jugendkontaktladens der innere Zusammenhalt und eine fast familiäre Wärme betont. In diesen Schilderungen werden positive Beziehungen zu den Mitarbeiter/innen erwähnt, an denen sich die Jugendlichen orientieren.

Jugendliche: „Deswegen ist es so, ich bin so in AWO so geklammert, weil ich weiß, wenn ich irgendwas habe, die können mir helfen oder die hören wenigstens zu, auch wenn die mir nicht helfen können." (E:607-610)

Diese atmosphärischen Unterschiede stehen in enger Verbindung mit der jeweiligen Nutzergruppe. Hier hatte es vor etwa einem Jahr einen sogenannten ‚Generationswechsel' in der Hauptnutzergruppe des Jugendkontaktladens gegeben, mit der sich auch die Gesamtwahrnehmung änderte.

Daneben spielt der Wohnstandort im Stadtteil für die Wahl der Jugendeinrichtung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Die Jugendlichen nutzen das, was am nächsten liegt. Damit korrespondiert, dass sich dort dann auch der Freundeskreis findet. Die Freundschaften im Stadtteil werden meist über Nachbarschaft gestiftet, weniger durch gemeinsamen Schulbesuch oder andere Kontakte. Ethnische Zugehörigkeit spielt in der jetzigen Generation nur eine untergeordnete Rolle. Die Grenzlinie sozialen Zusammenhalts hat sich dahin verschoben, ob jemand überhaupt einen Migrationshintergrund hat oder ob es sich um autochthon deutsche Jugendliche handelt (s. Abschnitt 6.2.1). Von letztgenannter Gruppe zählen einige zu den sozialen Milieus extremer Unterprivilegierung. Diesen benachteiligten Jugendlichen sind selbst die Verhaltenserwartungen – und damit auch das Konfliktpotenzial – im Jugendzentrum zu hoch, so dass sie sich lieber fern halten.

Jugendliche „(...) sagen wir mal, ich gehe jetzt mit meiner Clique dahin oder so, wir respektieren uns und wir wissen, wo die Grenzen sind, aber andere wissen das von uns mal wieder nicht. Das ist egal, lass es nur ein Mädchen sein oder so, ich schlag zwar keine Mädchen, aber- wenn jetzt einer kommt und sagt: ‚Äh, wer bist denn Du? Wie läufst Du rum?' Und so, sage ich: ‚Ey, Junge, verpiss Dich, was willst Du von mir?' – Und das im Jugendzentrum? Dann habe ich Hausverbot und derjenige vielleicht auch. Also blamiere ich mich da nicht erst." (T: 464-470)

Die Art und Weise, wie benachteiligte Jugendliche das jeweilige Angebot der Jugendeinrichtungen nutzen, unterscheidet sich nur graduell. In beiden Einrichtungen sind es nicht die speziellen Kurse und Angebote, die die Attraktivität ausmachen. Benachteiligte Jugendliche nutzen die Jugendeinrichtungen als Räume der Geselligkeit, wo sie beisammen sein können und denen sie sich zugehörig fühlen. Sie kommen nicht zu bestimmten Terminen oder Kursen, sondern sind die ganze Öffnungszeit über anwesend oder kommen immer mal wieder herein. Ihre Wünsche richten sich nicht auf besondere Angebote, sondern darauf, dass die Öffnungszeiten erweitert werden und auch das Wochenende einschließen. Die spezifischen Freizeitangebote sind für die Jugendlichen ein mehr oder weniger attraktives Beiwerk zu ihrer zentralen Nutzung und ihrem Interesse, Gemeinschaft in der Gleichaltrigengruppe zu erleben. Ihr Anspruch ist gering, sie wollen einfach nur „sitzen" (K: 210), ihre Nutzung bezeichnen sie etwas unbestimmt als „Zeitvertreib" (B: 262; C: 394). Ungeachtet der pädagogischen Bemühungen um besondere Angebote und Aktivitäten thematisierten einige Jugendliche die Einrichtungen als Schlecht-Wetter-Alternative, wo im witterungsgeschützten Rahmen der sonst stattfindende Freiraumaufenthalt fortgesetzt wird.

Interviewerin: „Wo bist du eigentlich am liebsten?"
Jugendlicher: „Das kommt drauf an, auf's Wetter. Wenn es kalt ist oder regnet wie heute, da bin ich am meisten AWO." (G: 376-378)

Jugendliche: „Ja, das ist so- wir kommen alle gleichzeitig hier hin, gleich wenn es aufmacht bis es zu hat und dann gehen wir alle nach Hause schlafen, nächsten Tag wieder so. Und auch wenn Samstag, Sonntag kommt: Ooh, AWO hat nicht auf, Scheiße. Weißt du, so."
Interviewerin: „Mhm, aber dann siehst du die ja trotzdem irgendwie, also draußen wahrscheinlich."
Jugendliche: „Ja, wir sehen uns trotzdem draußen, aber es ist schön so hier zu sitzen. Draußen ist man viel freier, jeder geht weg und sagt: Oh, ich gehe nach Hause, es ist langweilig. So ist das. Hier kann man sitzen. Es wird irgendwie langweilig, aber man kann es auch aushalten. Draußen ist es kalt vielleicht oder draußen regnet es oder so was. Und das ist dann schön, das-"
Interviewerin: „Ja, genau. Im Winter geht das ja auch gar nicht so gut, sich draußen zu treffen."
Jugendliche: „Ja, deswegen sage ich, wie eine kleine WG, so, keiner sagt: Wir gehen nach Hause, wir gehen zur AWO. Dann gehen wir alle zur AWO und setzen uns dorthin. *(lacht)* So ist das hier." (K: 204-218)

Jugendlicher: „Aber die meiste Zeit verbringe ich halt hier [im Jugendzentrum Camp, C.H.], mit Kumpels. Man geht auch in der Stadt natürlich, irgendwo also Eis essen oder man macht was, aber das ist hier so ein kleiner Treffpunkt." (A: 27-30)

Die dauerhafte und kommunikations- wie gemeinschaftsorientierte Nutzungsweise der öffentlichen Jugendeinrichtungen entspricht anscheinend dem Bedürfnis vieler benachteiligter Jugendlicher. Sie selbst äußern sich zumindest recht zufrieden und haben eigentlich keine anderen Ideen oder Freizeitvorstellungen.

Jugendlicher: „Ich weiß nicht. Es gibt ja nichts, was man machen will." (D: 242)

Diese Art der Nutzung schreckt andere, die gezielt ein bestimmtes Angebot aus speziellem Interesse wahrnehmen wollen, ab. So berichtete ein Jugendlicher, dass er das Kraftsportangebot im Jugendzentrum nicht mehr wahrnehme, weil es sich in dieser Atmosphäre („die kaspern irgendwie die ganze Zeit rum und so" (W: 192-193) nicht konzentriert trainieren ließe.

Ein weiterer – recht unerwarteter – Aspekt der Nutzungsweisen benachteiligter Jugendlicher bezieht sich auf die Jugendeinrichtung als „Versteck" (E: 350) vor kontrollierenden Eltern. Dies hat insbesondere für muslimische Mädchen Bedeutung, die in der Jugendeinrichtung Kontakt zu Jungen haben können.

Zu erwähnen ist außerdem, dass die Jugendeinrichtungen des Stadtteils der Bedeutung des Internets Rechnung tragen, indem sie den Jugendlichen PCs mit Internetzugang zur Verfügung stellen.[85] Sie eröffnen ihnen damit Zugang zur Ebene der medial vermittelten Öffentlichkeit.[86] Diese Möglichkeit wird genutzt, im Wesentlichen zum Internet-Chat, d.h. zu schriftlichen Plaudereien mit anderen Jugendlichen. Der Jugendkontaktladen der AWO bietet den benachteiligten Jugendlichen außerdem an, einmal im Monat eine einstündige Musiksendung namens ‚Straight aus Vahrenheide' im Lokalradiosender Radio Flora zu

[85] Etwa die Hälfte der befragten Jugendlichen hat einen Computer im Zimmer und nur zwei darunter verfügen über einen Internetzugang.

[86] Die allgemeine rasante Entwicklung im Bereich der medialen Kommunikation zeigt sich auch in Vahrenheide. Aktuell (im Jahr 2008) sind Jugendliche aus Hannover-Vahrenheide im Internet mit Rap-Songs zum Stadtteil präsent. Auf der Videoseite YouTube (www.youtube.com) findet sich eine Vielzahl von Videos von vahrenheider Jugendlichen, in denen sie ihre Alltagserlebnisse, wie einen Autounfall an der Ecke, einen Torschuss beim Fußballspielen, eine Schlägerei unter Jugendlichen oder einen Diskothekenbesuch, dokumentieren.

moderieren. Damit können sich die Jugendlichen in der medialen Öffentlichkeit präsentieren, bleiben jedoch genrebedingt ohne direkte Rückmeldung. Ein kleiner Kreis der allgemeinen Nutzergruppe des Jugendkontaktladens nutzt dieses Angebot. In den Moderationen präsentieren die männlichen Jugendlichen sich selbst in ihrer Gruppenkommunikation mit Scherzen und Albereien. Die teilnehmenden weiblichen Jugendlichen nutzen diese Möglichkeit deutlich selbstbewusster und ernsthafter. Sie erzählen etwas zu den gespielten Musikstücken und trauen sich eigene Gesangseinlagen. Festzuhalten ist, dass benachteiligte Jugendliche auch diese Öffentlichkeitsebene im Wesentlichen zur interaktiven Kommunikation nutzen. Der Zugang erfolgt über die Vermittlung der Jugendeinrichtungen. Nur eine Jugendliche berichtete, dass sie zum ‚chatten' auch ins Internetcafé am Vahrenheider Markt gehe. Sie verfügt über familiäre Verbindungen zu diesem Geschäft.

Die geschilderten Nutzungsweisen der Jugendeinrichtungen machen verständlich, warum die auf genau festgelegte Termine und auf spezifische Aktivitäten oder Inhalte bezogenen Angebote der Kirchen und Vereine für benachteiligte Jugendliche wenig attraktiv sind. Die *Titusgemeinde* erreicht die evangelischen Jugendlichen über den Konfirmandenunterricht, dies bleibt aber für die befragten Jugendlichen eine Pflichtveranstaltung.

Interviewerin: „Und wie hat dir das [der Konfirmandenunterricht, C.H.] gefallen?"
Jugendliche: „Es geht so. Bisschen langweilig, aber sonst war es okay."
Interviewerin: „Da hast du mitgemacht bis zur Konfirmation und dann bist du nicht mehr hingegangen?"
Jugendliche: „Nee, das brauch man ja auch nicht mehr, dann."
Interviewerin: „Na ja, das gibt ja da- da kann man ja auch Tischtennis spielen und solche Sachen."
Jugendliche: „Ja. Ich meine immer, das reicht da." (T: 97-103)

Die weiteren Angebote der Kirchen, wie Disko oder Jugendkeller, werden von benachteiligten Jugendlichen so gut wie gar nicht genutzt. Das Angebot erscheint nicht attraktiv genug, um dafür weitere Wege[87] in Kauf zu nehmen. Die ‚Kinder-Disko' ist von einigen benachteiligten Jugendlichen jedoch gerne genutzt worden, als sie noch jünger waren. Die katholische *St. Franziskuskirche* hingegen hat viele Bewohner/innen mit Aussiedlerstatus in ihrer Gemeinde, da diese häufig katholischen Glaubens sind. Bedingt durch die familiären Zusammenhänge nehmen auch einige dieser Jugendlichen am Gemeindeleben teil.

Die Verknüpfung der Angebote mit der jeweiligen Kirche lässt manche davon ausgehen, dass sie als Angehörige anderer Religionen dort nicht hinkommen dürfen. Ein muslimischer Jugendlicher würde es gut finden, wenn es eine Moschee im Stadtteil gäbe. Er besucht unterschiedliche Moscheen im Stadtgebiet, nicht nur zum Freitagsgebet, sondern auch zu religiösen Vorträgen. In seiner Schilderung wird deutlich, dass das zu den Vorträgen einmal wöchentlich angebotene internationale Büffet die besondere Attraktivität ausmacht. Dahin nimmt der Jugendliche manchmal Freunde mit. Also findet auch in diesem religiösen Rahmen eine eher von Geselligkeit geprägte Nutzungsweise statt.

[87] Die Tituskirche liegt in Vahrenheide-West, in der Nähe des Vahrenheider Markts (s. Karte 1, S. 137).

Von den *traditionellen Vereinen* im Stadtteil haben allein die Sportvereine für benachteiligte Jugendliche eine Bedeutung. Fußball hat eine erstaunlich hohe Attraktivität unter den jüngeren männlichen und auch einigen weiblichen Jugendlichen. Recht viele (10 der Befragten) haben einmal in einem Verein gespielt, zum Befragungszeitpunkt sind aber nur noch wenige (2) in Fußballvereine integriert. Fünf verschiedene Fußballvereine wurden genannt (TSV Fortuna Sachsenross von 1891 e.V., SV Borussia von 1895 e.V., SV Kickers-Vahrenheide von 1960 e.V., Hannoverscher Sport-Club von 1893 e.V. und SV Damla Genç von 1975 e.V.), zwei davon liegen im Stadtteilgebiet. Ab einem gewissen Alter scheint das Interesse rapide nachzulassen. In einem Verein hat es Konflikte mit einer Mannschaft gegeben, die dann aufgelöst worden ist. Nach dieser Erfahrung haben sich nur wenige der Beteiligten zu anderen Vereinen umorientieren und dort integrieren können.

Jugendlicher: „Also ich hab zwei Jahre für Kickers gespielt, SV Kickers-Vahrenheide, da habe ich zwei Jahre gespielt. Aber dann, das ging ein bisschen schief, unsere Mannschaft hat sich aufgelöst, eine Seite ist nach Fortuna gegangen, eine Seite nach Borussia. Und dann- ja, ich wollte überhaupt dann in keinem Verein mehr spielen, weil ich fand es schade so, meine alte Mannschaft hat mir gut gefallen, aber leider geht es nicht. Und ich hatte keine Lust, wieder von neu anzufangen.“ (G: 239-244)

Interviewerin: „Aber es gibt ja auch Fußballvereine hier.“
Jugendlicher: „Ja, war ich. Unsere Mannschaft ist aufgelöst worden.“
Interviewerin: „Aha. Bei den Kickers Vahrenheide.“
Jugendlicher: „Ja.“
Interviewerin: „Wärst du denn gerne da weiter hingegangen eigentlich?“
Jugendlicher: „Ja, hat schon Spaß gemacht.“
Interviewerin: „Und das war aber nicht möglich?“
Jugendlicher: „Nein.“ (J: 180-187)

Auffällig ist, dass die befragten Jugendlichen keine Kritik an den Vereinen üben. Als Grund, warum sie den Fußballverein verlassen haben, nennen sie, außer dem o.g. Konflikt, Desinteresse an der Sportart. Dahinter mag sich die alterstypische Umorientierung der Interessen verbergen, vielleicht aber auch ein latentes Unwohlsein im Vereinsleben. Wenn der Zusammenhalt durch den Mannschaftszusammenhang wegfällt ist offenbar keine alternative Anbindung vorhanden.

Jugendlicher: „Ich war früher Fußball-, ich hab sechs Jahre Fußball gespielt. Dann habe ich damit aufgehört, keine Lust mehr.“ (I: 369-370)

Andere im Stadtteil gelegene Sportvereinsangebote spielen für benachteiligte Jugendliche keine Rolle. Die befragten älteren Jugendlichen haben Sport ganz aufgegeben oder gehen lieber ins Fitnessstudio, vereinzelt auch in eine Kampfsportakademie. In einem Fitnessstudio ist gemeinschaftliches Training relativ unverbindlich und ohne weitere Ansprüche möglich. Vier der Befragten gehen regelmäßig in ein großes Fitnessstudio in Stadtteilnähe. Teilweise verbringen sie sehr lange Zeitspannen von bis zu drei Stunden mehrmals wöchentlich dort. Jüngere Jugendliche orientieren sich hieran und warten schon ungeduldig, bis sie das Alter erreicht haben, in dem sie auch in ein Studio eintreten dürfen. Dann wollen sie gemeinsam mit den Freund/innen ebenfalls in das Fitnessstudio gehen, in dem auch

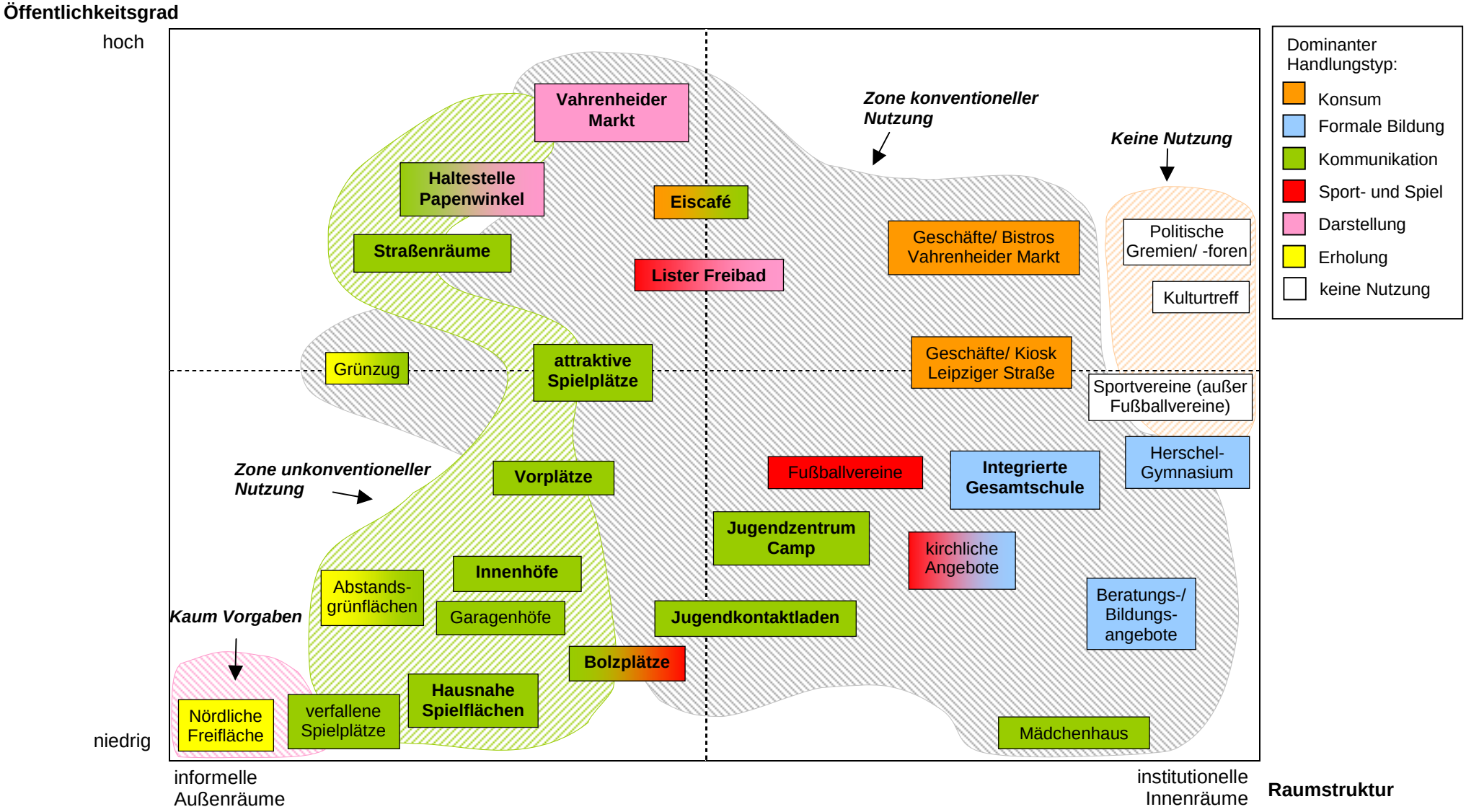
die anderen benachteiligten Jugendlichen sind. Damit agieren sie deutlich weniger individualisiert als andere Jugendliche, denn Gemeinsamkeit ist selbst hier eine tragende Komponente, wofür eigentlich der Mannschaftssport prädestiniert wäre.

6.1.5 Zusammenfassender Überblick der lokalen Raumhandlungspraktiken

Die beschriebenen Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher in der Großwohnsiedlung werden nun abschließend in einer abstrakten verräumlichten Darstellung zusammengeführt. Darstellung 10 zeigt die diskutierten Orte in ihrer relativen Positionierung hinsichtlich des Öffentlichkeitsgrades auf der vertikalen Achse und hinsichtlich ihres baulich-sozial-normativen Charakters auf der horizontalen Achse. Die Farbgebung verdeutlicht die jeweils dominante Handlungsweise an diesen Orten. Fett gedruckte Ortsbezeichnungen kennzeichnen die Nutzung durch viele benachteiligte Jugendliche.

Aufgrund der hohen Anzahl von Einzelräumen, insbesondere im Bereich der Freiräume, ließ es sich nicht umgehen, für die Darstellung im Diagramm einige Orte typologisch zusammenzufassen (z.B. Straßenräume, Innenhöfe, Geschäfte). Auch wenn diese ein inneres Spektrum aufweisen, musste dies zugunsten einer mittleren Position vernachlässigt werden. Im Falle der sehr polarisierten räumlichen Situation der Spielplätze sind diese grob in attraktive und verfallene Orte unterteilt worden. Bei den Konsumeinrichtungen des Vahrenheider Marktes ist dem Eiscafé eine gesonderte Position zugestanden worden. Die Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel ist im Gegensatz zu den übrigen Straßenräumen einzeln herausgehoben worden. Die unterschiedlichen Beratungsstellen für Jugendliche konnten hingegen aufgrund ihrer ähnlichen institutionellen Verankerung und konzeptionellen Zielrichtung zusammengefasst werden. Diese Entscheidungen waren jeweils anhand der Raumhandlungspraktiken im Einzelfall zu treffen. Dargestellt sind alle in der Großwohnsiedlung vorhandenen öffentlichen Räume, die zumindest vom Anspruch her für benachteiligte Jugendliche relevant sind bzw. sein könnten. Nicht aufgeführt sind die Institutionen, die deutlich auf andere Altersgruppen ausgerichtet sind.

Darstellung 10: Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher in den öffentlichen Räumen von Hannover-Vahrenheide



Quelle: eigene Darstellung

Das sich ergebende Bild zeigt *im Überblick*, dass von benachteiligten Jugendlichen viele verschiedene Räume in der Großwohnsiedlung genutzt werden. Dies tun sie überwiegend in kommunikativer Weise. Dabei liegen die stärker in Anspruch genommenen Orte bevorzugt im Bereich der informellen Außenräume, d.h. benachteiligte Jugendliche halten sich häufiger in Freiräumen als in Institutionen auf, aber nicht unbedingt in den ganz undeterminierten oder menschenleeren Räumen. Außerdem sind Orte niedrigen Öffentlichkeitsgrades in der Großwohnsiedlung vielfältiger vorhanden und werden von benachteiligten Jugendlichen breiter genutzt. Die nicht und weniger genutzten Orte liegen an den seitlichen Rändern der schematischen Darstellung, d.h. an den ausgeprägten Polen der baulich-sozialnormativen Raumstruktur.

Am äußeren Rand der *linken Seite* liegen die am geringsten determinierten Orte, davon gibt es in Hannover-Vahrenheide sehr wenige. Die nördliche Freifläche ist ein unbelebter, offener und reizarmer Ort ohne bauliche (Rest)Elemente. Selbst als Rückzugsort wird er kaum genutzt. Ebenso wie der insgesamt gering genutzte Grünzug dient dieser Ort benachteiligten Jugendlichen eher der Entspannung, eine unauffällige und bei ihnen insgesamt seltene Nutzungsweise.

Ganz anders stellt sich die Raumhandlungspraxis an den im Diagramm weiter rechts davon gelegenen Orten dar. Wie erwartet und in der vorangegangenen Beschreibung verdeutlicht, decken sich die Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher nicht – zumindest nicht überall und nie vollständig – mit dem allgemeinen Konsens, was an einem Ort die angemessenen Verhaltens- und Handlungsweisen sind. Die Freiräume mit gering bebauter Struktur und Nutzungsvorgaben, die sich offenbar leicht ignorieren lassen, stellen sich als die Räume heraus, die von benachteiligten Jugendlichen häufig und dann in eher unkonventioneller Weise genutzt werden. Hier dominiert die beständige spielerische Kommunikation untereinander, obwohl dort eigentlich Kinderspiel oder ausschließlich instrumentelle Nutzungen, wie durchqueren, Auto abstellen, auf die Stadtbahn warten, vorgesehen sind.

Orte dieser Raumstruktur finden sich in der Großwohnsiedlung in der ganzen Bandbreite an Öffentlichkeitsgraden: von den hausnahen Spielplätzen über Innenhöfe und Vorplätze bis zu Straßenräumen mit Haltestellen. Alle diese Abstufungen an Öffentlichkeit werden von benachteiligten Jugendlichen aufgesucht. Sie erschließen sich diese Orte als Kommunikations- oder Gesellungsräume. Bei geringem Öffentlichkeitsgrad handelt es sich jeweils um wenige Jugendliche, die sich vor der Haustür treffen. Je höher der Öffentlichkeitsgrad der Orte, desto mehr kommen auch interaktive und stärker darstellerische Handlungskomponenten dazu, zunächst innerhalb der Binnenöffentlichkeit der Jugend, dann auch mit anderen Altersgruppen. Dieser schmale raumstrukturelle Ausschnitt lässt sich abstrakt als die räumliche Nische hervorheben, in der die benachteiligten Jugendlichen Anteil an Öffentlichkeit jeweils unterschiedlichen Ausmaßes nehmen.

Der Vahrenheider Markt ist der Ort mit dem höchsten Öffentlichkeitsgrad im Stadtteil. Hier hält sich ein Teil der benachteiligten Jugendlichen in darstellender Weise auf. Einem Platz mit relativ hohem Öffentlichkeitsgrad ist diese Handlungsweise im Prinzip durchaus angemessen, schließlich sollen öffentliche Räume zur Präsentation und zum distanzierten Kontakt mit Andersartigkeit dienen. Die Konflikte in diesem Raum haben offenbar damit zu tun, dass es an der Gewährleistung der nötigen Distanz hapert. Einige der benachteiligten Jugendlichen am Vahrenheider Markt missachten deutlich den geforderten Ausdruck von Distanzwahrung. Ganz im Gegenteil suchen sie durch provokatives Verhalten die Auseinandersetzung. Daher meiden viele Jugendliche und Erwachsene diesen Raum.

Weitere von benachteiligten Jugendlichen viel genutzte Räume liegen in der *Diagrammmitte*, dem Zwischenbereich an Orten mit relativ viel Außenraum bei deutlicher Formalisierung (Freibad, Eiscafé, Bolzplätze, Fußballvereine) und Gebäudeeinrichtungen, bei denen Außenkontakt und hohe Nutzungsoffenheit besteht (Jugendzentrum, Jugendkontaktladen). Die Raumhandlungspraktiken an diesen Orten sind überwiegend den Erwartungen entsprechend. Nur in diesem durch wenige Vorgaben begrenzten Bereich zeigen sich die benachteiligten Jugendlichen sportlich aktiv. Dabei beschränkt sich ihre sportlich-spielerische Aktivität im Wesentlichen auf Fußball. Bei den Jugendeinrichtungen könnte die Nutzung, angesichts des dort vorgehaltenen Angebotes an Freizeitaktivitäten, fast als unkonventionell eingeschätzt werden. Schließlich wird von pädagogischer Seite mehr erwartet und hervorzulocken versucht, als das überwiegende kommunikative Zusammensein in der Gruppe. Es besteht aber auch das der Nutzungsweise entsprechende Offene-Tür-Angebot und deshalb handelt es sich grundsätzlich um konventionelle Nutzung.

Bei Betrachtung der *rechten Diagrammseite* mit den stärker institutionalisierten und ‚verhäuslichten' Räumen fällt auf, dass mit stärkerem Institutionalisierungsgrad die Nutzung durch benachteiligte Jugendliche abnimmt. Der Öffentlichkeitslevel dieser Institutionen ist insgesamt im Vergleich zur linken Hälfte herabgesetzt, obwohl dem Anspruch nach auch im institutionellen Bereich höhere Öffentlichkeitsgrade möglich wären. Doch die lokalen Ausprägungen der Geschäfte, Gastronomie, politischen Gremien und Kulturangebote zeigen soziale Schließungstendenzen, die zu jeweils kleinen und vertrauten Nutzerkreisen führen. Die wenigen und zumeist unattraktiven Orte des Konsums werden von den benachteiligten Jugendlichen eher notgedrungen genutzt und bieten ihnen kaum Genuss. Im unteren rechten Diagrammbereich finden sich die formalen Bildungsinstitutionen. Benachteiligte Jugendliche gehen dort aus Pflicht hin, nicht aus Neigung. Lediglich bei weiblichen Jugendlichen ist ein Interesse an solchen Bildungsangeboten feststellbar, wenn sie im Mädchenhaus Nähkurse besuchen oder am PC arbeiten. Der Bereich der formalen Bildung bleibt somit weitgehend den Pflichtinstitutionen überlassen. Institutionelle Angebote höheren Öffentlichkeitsgrades (Politische Gremien, Kulturtreff, andere Sportvereine als Fußballvereine) werden von benachteiligten Jugendlichen gar nicht angenommen.

Die Darstellung in der *oberen Diagrammhälfte* zeigt, dass Orte hohen Öffentlichkeitsgrades insgesamt in Hannover-Vahrenheide wenig vorhanden sind. Die Nutzung durch benachteiligte Jugendliche konzentriert sich auf Räume, die eher informellen und wenig institutionellen Charakter aufweisen. Dabei treten sie lediglich im Eiscafé und im Freibad in gesellschaftlich akzeptierter Weise öffentlich in Erscheinung. Diesen Orten kommt somit eine erstaunlich hohe Bedeutung zu. Doch die Nutzung bleibt begrenzt auf die Sommermonate und schränkt sich beim Freibad auf warmes Wetter, beim Eiscafé auf relativ kurze Zeitintervalle weiter ein. Als wesentlicher Raum mit hohem Öffentlichkeitspotenzial bleibt für die benachteiligten Jugendlichen also nur ‚die Straße' mit der Stadtbahnhaltestelle.

An den Orten, die in der *unteren Diagrammhälfte* abgebildet sind, ist der Öffentlichkeitsgrad eher niedrig und es finden nur wenig Kontakte mit anderen Altersgruppen statt. Insbesondere in den Räumen des linken unteren Diagrammviertels sind die benachteiligten Jugendlichen weitgehend sich selbst überlassen. Dies sind die Orte, an denen sie sich häufig und über lange Zeitspannen aufhalten, die sie zu ihren kommunikativen Gesellungsräumen umwidmen. Es sind gesellschaftlich unbedeutende Räume, an die sie sich zurückziehen. Da sie dort niemanden stören, können sie hier wiederum auch ungestört sein und bleiben.

Bei Ausflügen an Freiräume höheren Öffentlichkeitsgrades wird die nicht normkonforme, kommunikativ-interaktive Raumhandlungspraxis der benachteiligten Jugendlichen sichtbar und damit anstößig. In diesem Bereich zeigt sich ebenfalls, dass die benachteiligten Jugendlichen an die jeweils geringerwertigen Räume ausweichen. Haltestellen des öffentlichen Nahverkehrs sind solche Orte. Sie sind nicht so sehr im Fokus gesellschaftlicher Aufmerksamkeit wie ein öffentlicher Stadtteilplatz und weniger von den Regeln Erwachsener determiniert als ein Stadtteilforum.

Im Anschluss an diese Betrachtung lässt sich als Ergebnis formulieren, dass sich benachteiligte Jugendliche vorrangig an geringer determinierten und gesellschaftlich weniger beachteten Orten mit einem Spektrum unterschiedlicher Öffentlichkeitsgrade aufhalten. Diese Räume werden hier als ‚Öffentlichkeitsnischen'[88] bezeichnet, weil sie Aspekte von Öffentlichkeit erlauben, aber quasi ‚unabsichtlich' und in spezifisch eingeschränkter Weise. Der Charakter dieser Orte wird in der Ergebnisdiskussion näher beleuchtet. Benachteiligte Jugendliche verwandeln sie in unkonventioneller Weise in ‚jugendliche Gesellungsräume'. Die Räume mit höheren Formalisierungs- und Institutionalisierungsgraden werden in konventioneller Weise genutzt.

[88] Der Begriff ähnelt dem der ‚ökologischen Nische', so wie er in den 1920er Jahren entwickelt wurde. Damit waren brachenähnliche Räume oder ‚Übergangsräume' in Umbruchsphasen gemeint, an denen sich temporär niemand zuständig fühlt und Kontrollen geschwächt sind (vgl. Zinnecker 2001: 96 f.). Mit ‚Öffentlichkeitsnischen' wird hier an den Aspekt der räumlichen Offenheit für unkonventionelle Nutzungen angeknüpft.

6.2 Interne Differenzen und über den Stadtteil hinausgehende Bezüge

Bei der Betrachtung der Raumhandlungspraktiken sind interne Grenzziehungen innerhalb der jugendlichen Stadtteilbewohnerschaft deutlich geworden. Sie bedingen die bereits angedeutete, mit sozialstrukturellen Merkmalen verkoppelte, spezifische Verteilung der benachteiligten Jugendlichen in den öffentlichen Räumen der Großwohnsiedlung. Konflikte und Abgrenzungen innerhalb der Altersgruppe erwiesen sich als von hoher emotionaler Bedeutung, denn die befragten Jugendlichen thematisierten sie häufig in den Gesprächen und dies waren die Gesprächspassagen, in denen sie ausführlicher geworden sind. Daher wird dieser raumübergreifende Aspekt nachfolgend eingehender beleuchtet. Auffällig ist zudem eine starke Identifikation benachteiligter Jugendlicher mit dem Stadtteil Vahrenheide, mit dem die meisten Erwachsenen doch eher ein negatives Bild verknüpfen.

Vor dem Hintergrund der stadtteilinternen Abgrenzungen lassen sich die Bezüge zu anderen Stadtteilen besser verstehen. Benachteiligte Jugendliche erweisen sich tatsächlich als stark auf ihr Wohnquartier orientiert, aber nur wenige bleiben vollkommen dort gebunden. Gerade angesichts der verbreiteten Meinung und Sorge, die benachteiligten Jugendlichen seien zu immobil und zu sehr auf ‚ihren' Stadtteil fixiert, ist es wichtig, die gesamtstädtischen Aktionsräume benachteiligter Jugendlicher und ihre Aussagen dazu zu betrachten. Daran anschließend werden die Unterschiede der Raumnutzungspraktiken hervorgehoben, die sich an die Geschlechtsunterschiede knüpfen.

6.2.1 Grenzen und Rivalitäten

Trotz ihrer relativ hohen Anzahl scheinen sich die Jugendlichen der Großwohnsiedlung gut untereinander zu kennen. Sie wissen, wer zu welchem Freundeskreis gehört und wo diese sich treffen. Auch wenn sie sich voneinander abgrenzen, so bleibt doch immer ein gewisser Kontakt bestehen. Die befragten Jugendlichen grüßen sich stets, wenn sie sich treffen. Falls eine nähere Bekanntschaft oder Freundschaft besteht, bleiben sie länger beieinander, um sich auszutauschen. Ansonsten bleibt es beim kurzen Gruß, um die gegenseitige Anerkennung auszudrücken und gleichzeitig Distanz zu wahren.

Jugendliche: „Dann heißt es: ‚Hallo, alles klar? Wie geht's dir?' Und dann fertig. Und dabei soll es dann auch bleiben. Also ich halte meine Grenzen so ein." (E: 140-142)

Jugendlicher: „(...) ja, man redet halt mit denen, aber das war's dann also." (W: 313-314)

Jugendlicher: „Nee, so ‚Hallo' und so, schon. Ich bin hier aufgewachsen, ehrlich gesagt, Vahrenheide."
Interviewerin: „Aber es sind nicht deine Freunde?"
Jugendlicher: „Doch, auch, so: ‚Hallo, dies, das'. Aber so zu tun so nicht so viel." (I: 196-199)

Jugendliche: „Nee, also wir reden auch, ich und diese Gruppen, sagen wir mal so, wir sagen uns auch ‚Hallo'. Aber die sind halt anders als ich." (K: 198-199)

Diese Zitate belegen, dass sich benachteiligte Jugendliche untereinander durchaus mit gewisser Höflichkeit begegnen und dass sie Differenzen kultiviert überbrücken können. Die nachfolgend beschriebenen Abgrenzungen verlaufen also oberhalb eines grundsätzlichen Zusammengehörigkeitsgefühl. Eher wenige[89] benachteiligte Jugendliche ziehen sich ganz aus diesem Gefüge unterschiedlicher Grüppchen und Gruppen zurück.

Die benachteiligten Jugendlichen nutzen die öffentlichen Räume nicht stadtteilweit, sondern entlang einer gruppenbezogenen Aufteilung der Stadtteilräume. Die bereits angesprochenen Raumnutzungskonflikte, die auf den hohen Nutzungsdruck durch die große Anzahl Jugendlicher und das dafür unzureichende Raumangebot zurückzuführen sind, bedingen eine starre und unflexible Handhabung dieser Grenzen. Es werden handfeste Rivalitäten ausgetragen, besonders wenn es nicht um direkte Wohnumfelder geht, die in der Regel den dort anwohnenden Jugendlichen überlassen bleiben.

Da die Vergemeinschaftungen benachteiligter Jugendlicher stärker von der Wohnortnähe als durch gemeinsamen Schulbesuch oder ähnliche Kontakte geprägt werden, spiegeln die Freundesgruppen die Zusammensetzung der jeweiligen Bewohnerschaften der Quartiere. Ihre räumliche Verteilung weist daher Merkmale auf, die hinsichtlich ethnischer Herkunft und sozialer Milieuzugehörigkeit tendenziell der jeweiligen Sozialstruktur im Quartier entspricht. In den nordöstlichen Wohnquartieren leben z.B. viele Bewohner/innen mit Aussiedlerstatus. Im Hochhausquartier leben sehr viele Migrant/innen aus ganz unterschiedlichen Herkunftsländern. Zu diesen wohnlagebedingten Faktoren treten weitere Gründe, die Vergemeinschaftungen benachteiligter Jugendlicher mit Migrationshintergrund bestärken. So berichtete ein türkischstämmiges Mädchen mit deutscher Staatsangehörigkeit, dass sie sich unter ‚Ausländern' – zu denen sie sich selbst auch rechnet – wohler fühle. Hierüber bildet sich eine besondere Form von Zugehörigkeitsgefühl und Solidarität, fast eine Art von Gemeinschaft der Ausgeschlossenen.

Jugendliche: „Bei mir ist das so: Ich bin gerne unter Ausländern, weil ich habe Angst, dass ich mich nicht sozusagen an die deutsche Kultur anpassen kann. Und damit das mir nicht passiert, bin ich gerne unter Ausländern, aber habe auch viele deutsche Freunde. Das heißt nicht, dass ich rassistisch bin oder dass ich keine Deutschen mag oder so, aber ich fühle mich halt wohl, wenn ich unter Russen oder unter Türken oder unter Griechen oder unter Albanern bin. So, dann weiß ich, das sind auch Ausländer, die gehören auch zu mir." (E: 244-247)

Die Unterscheidung zwischen ‚mir', bzw. ‚uns' und ‚anderen' ist ein wichtiger Prozess im Rahmen der Identitätsfindung der Jugendlichen. Wenn die Jugendlichen älter werden, scheinen Zugehörigkeitsgrenzen zwischen Migrant/in und Nicht-Migrant/in bedeutsamer zu werden. Verbindende Aspekte sind einerseits die gleiche Betroffenheit von Benachteili-

[89] Im Rahmen der Befragung wurde diese Tendenz bei zwei Jugendlichen deutlich. Einer dieser Jugendlichen zog sich deutlich in private Räume zurück, der andere hielt sich häufig außerhalb der Großwohnsiedlung auf. Eine gesicherte, genaue Einschätzung des Anteils benachteiligter Jugendlicher, die sich aus den lokalen öffentlichen Räumen zurückziehen, kann auf der Basis der zugrundeliegenden Datenlage nicht geleistet werden.

gungen und Schwierigkeiten, die sich an den Migrationsstatus knüpfen. Andererseits unterscheiden sich viele der autochthon Deutschen in ihrer sozialen Milieustruktur von den Zugewanderten. Die deutschen Jugendlichen befinden sich zum Teil in der sozialen Lage extremer Unterprivilegierung. Sie bilden im Stadtteil eine eigene Gruppe, die sich zwar räumlich eher zurückzieht, aber dennoch durch sporadische vandalistische Aktionen auffällt und im Stadtteilalltag als latenter Unruhefaktor präsent bleibt. Deutsche Jugendliche, die nicht dieser deutlich unterprivilegierten sozialen Gruppe, aber ebenfalls benachteiligten sozialen Milieus angehören, sind dagegen weniger sichtbar. Teilweise haben sie sich kleineren ethnisch gemischten Gruppen angeschlossen, teilweise ziehen sie sich ganz ins Private zurück.

Wie die Analyse der Besucherstrukturen der Jugendeinrichtungen schon aufgezeigt hat, werden die ethnischen Grenzziehungen häufig überhöht wahrgenommen und dargestellt. Sie dienen offenbar der leichteren Identifizierung, Zuordnung und Abgrenzung, auch wenn sich diese Grenzen für einzelne überwinden lassen. Eine andere Abgrenzungsweise beschrieben die benachteiligten Jugendlichen entlang der Verhaltensweisen. Dabei wurde eine Fremd- wie auch Selbstzuordnung in ‚harmlose' und ‚schlimme' Jugendliche vorgenommen.[90] Während die ‚harmlosen' Jugendlichen sich eher in Wohnumfeldern lokalisieren lassen, nutzen die ‚schlimmen' Jugendlichen Räume höheren Öffentlichkeitsgrades. Zum Untersuchungszeitpunkt wurden letztere im Raumbereich Vahrenheider Markt bis zur Haltestelle Papenwinkel und dem Jugendzentrum Camp verortet. Einige Jahre davor war der Hochhausbereich Klingenthal der Ort der provozierenden und ‚kriminellen' Jugendlichen. Sie dominierten damals auch die Atmosphäre im Jugendkontaktladen der AWO.

Die Beschreibungen des Fehlverhaltens der ‚schlimmen' Jugendlichen ähneln inhaltlich den Beschwerden der erwachsenen Bewohner/innen. Die befragten Jugendlichen bewerteten dies jedoch weit undramatischer. Am detailliertesten wurde das provozierende Verhalten – die ‚Anmache' – thematisiert, das andere Jugendliche abschreckt. Einzelne brachten dies mit Alkoholkonsum in Verbindung. Hinweise auf kriminelle Taten blieben vage, es ging im Wesentlichen um Drogenkonsum und -handel, außerdem um Schlägereien mit anderen Jugendlichen. Ein Jugendlicher sagte in herunterspielender Weise, er habe Ärger gehabt „weil die einen Abzocken wollen und- keine Ahnung, irgendwie wegen solche Kleinigkeiten" (W: 108-109). Insgesamt scheint es eher das Auftreten dieser benachteiligten Jugendlichen zu sein, das Andere sich davon abgrenzen lässt. Die Analysen anderer

[90] In der Studie ‚Überforderte Nachbarschaften' wird ebenfalls zwischen unterschiedlichen Verhaltens- bzw. Verarbeitungsweisen der Jugendlichen in Großwohnsiedlungen differenziert. Die Beschreibung der ‚schlimmen Jugendlichen' gleicht denen der dort als ‚aggressive Jugendliche' bezeichneten Gruppe (vgl. Krings-Heckemeier 1998: 116 ff.). Es wird von einer „Schlag-Zurück-Einstellung" (ebd.: 116) und einer „präventiven Vergeltungsmoral" (ebd.: 117) bei diesen Jugendlichen gesprochen, die aus den täglich erlebten Machtverhältnissen erklärbar seien.

benachteiligter Jugendlicher weisen zumindest darauf hin, dass es ein nach außen gerichteter Habitus ist, der überhöhte Stärke demonstrieren soll.

Jugendlicher: „Na, wenn die Jungs viel auf einem Haufen stehen, dann versuchen die ja anzumachen, weil die denken, sie sind stark, wenn sie in Gruppen sind. Nur, das ist Kinderverstand, die sind noch nicht alt genug." (C: 211-213)

Jugendlicher: „Also bei uns ist es so, dass wir keine anderen irgendwie anmachen oder so. Also wir haben noch nie irgendwie Streit angefangen oder so. Und ich weiß nicht, also deswegen, weil also meine Freunde so, die können diese ganzen Leute, die einen auf Gangster und so machen, nicht ab und deswegen." (W: 119-122)

In der Formulierung „einen auf Gangster machen" ist die Aussage enthalten, dass es sich bei den Provokationen der ‚schlimmen Jugendlichen' vorrangig um eine Attitüde handele. Die Betroffenen selbst werten ihr Verhalten im Rückblick als Kinderei, als schlechtes Benehmen, und stellen es auf eine Stufe mit Klingelstreichen. Andere geben die Schuld an der erlittenen verbalen oder körperlichen Gewalt den Vorbeigehenden selbst.

Jugendlicher: „Klauen, schlagen. Immer so etwas Sachen gemacht. Klingelstreich machen. *(lacht)* Jetzt, wenn man älter wird, benimmt man sich auch." (I: 221-222).

Jugendlicher: „Also, kommt drauf an, wenn jetzt ein hübsches Mädchen da vorbeigeht, ich denke mal in der Stadt ist das auch üblich, dass jemand hinterher pfeift oder mal blöde Sprüche abzieht."
Interviewerin: „Anmachen?"
Jugendlicher: „Ja. Ansonsten wird man nicht angemacht werden. Es sei denn, man guckt jemanden schief an von der Gruppe oder wenn man vorbeigeht und man lässt einen blöden Kommentar ab, dann würde man schon Ärger kriegen, oder- aber ansonsten ist das nie ganz üblich."
Interviewerin: „Dann würde man Ärger kriegen? Was würde denn passieren, wenn da einer vorbeikommt und irgendwie eine blöden Spruch macht?"
Jugendlicher: „Ja, ich denke mal, der würde ein paar drauf kriegen."
Interviewerin: „Das geht dann ganz schnell, schon?"
Jugendlicher: „Das geht schon schnell. Da wird nicht lange geredet." (L: 251-264)

Auffällig ist, dass die Anlässe selbst für heftige Streitigkeiten unter den Jugendlichen auf Außenstehende eher banal wirken. Häufig geht es um verbale Provokationen, die in der Kommunikation der benachteiligten Jugendlichen fast üblich zu sein scheinen. Die von den Jugendlichen berichteten Auslöser für Gewalthandlungen lassen sich in gewisser Weise als Ehrverletzungen zusammenfassen. Die benachteiligten Jugendlichen erweisen sich in diesem Bereich als sehr sensibel und die Schwelle, ab der körperliche Gewalt eingesetzt wird, liegt niedrig. Meist ist die eigene Ehre nur mittelbar betroffen, wenn es sich um Beschimpfungen von Familienangehörigen handelt, oder darum, dass die Fußballnationalmannschaft des Herkunftslandes bei internationalen Meisterschaften verloren hat. Direkte Auseinandersetzungen gibt es in der Form, dass ein Anrempeln beim Bolzen in unsportlicher Weise geahndet wird.

Jugendlicher: „(...) ich war früher beim Fußball sehr aggressiv. Nicht nur beim Fußball, auch so, wenn mich jemand blöd angemacht hat, ich wurde gleich so schon aggressiv und hab mal den Bösen rausgelassen. Na, was man nicht wollte, aber-"
Interviewerin: „Bei welchem Anlass? Also wann kam das so dazu?"
Jugendlicher: „Na ja, beim Fußball war es so, wenn einer mich nur angerempelt hat so, das ist schon üblich, aber wenn er es zu hart gemacht hat, hab ich ihn gleich angeschrieen. Und – unter uns – dann haben die zu-

rückgeschrien und dann kam die erste Ohrfeige und der erste Schubs und dann ging es schon los.“ (L: 144-152)

Der zitierte Jugendliche lässt „den Bösen“ raus, dies kann als Hinweis auf angehäufte Frustrationserfahrungen gedeutet werden. Die hohe Bereitschaft zu körperlicher Auseinandersetzung bei benachteiligten Jugendlichen hat aber auch mit der jugendtypischen Suche nach Erlebnismöglichkeiten zu tun. Schlägereien stiften hohe Aufmerksamkeit, es erfolgen Polizeieinsätze, der Stadtteil hat wieder ein aktuelles brisantes Thema. In der sonst erlebnisarmen Gegend ist „mal was los“ (L: 178), die Schlägereien geben den Beteiligten „so einen Kick“ (L: 177). Konflikte sowohl mit anderen Jugendlichen als auch (seltener) mit Erwachsenen werden provoziert, da sie in einem erlebnisarmen räumlichen Umfeld Spannung und ‚Action’ bieten. Eine direkte gesellschaftskritische Komponente, wie sie etwa bei den Jugendrevolten in großstädtischen Vorortsiedlungen Frankreichs eine Rolle gespielt hat (vgl. u.a. Ottersbach 2004), wird dabei nicht deutlich. Hervorzuheben bleibt, dass nur ein Teil der benachteiligten Jugendlichen in der Großwohnsiedlung dieses Verhaltensmuster zeigt. Wie bereits dargelegt, grenzen sich viele andere benachteiligte Jugendliche davon ab.

Aus den Interviewauswertungen und den Stadtteilbeobachtungen lässt sich auf folgende, notwendigerweise vergröbert dargestellte und in Karte 5 im Anschluss veranschaulichte, Gruppenverteilung im lokalen Raum schließen:

◦ Eine größere Gruppe benachteiligter Jugendlicher bewegt sich vorrangig im Bereich von Vahrenheider Markt entlang der Peter-Strasser-Allee bis zur Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel. Sie halten sich auch an den angrenzenden Rändern des Grünzugs auf und unternehmen Streifzüge durch die südöstlichen Wohnquartiere im Bereich Magdeburgerstraße, aber nicht bis ins Hochhausquartier hinein. Gelegentlich suchen sie die Ladenzeile in der Leipzigerstraße auf, d.h. sie pendeln quasi zwischen den beiden Konsummöglichkeiten im Stadtteil. Sie sind oder waren Teil des Stammpublikums des Jugendzentrums Camp. Es handelt sich überwiegend um etwas ältere männliche Jugendliche, meist türkischer oder kurdischer Abstammung. Sie agieren betont selbstbewusst und manchmal provokant. Die anderen Jugendlichen bezeichnen diese Gruppe als die ‚schlimmen Jugendlichen’, von denen sie sich fern halten, die sie aber gleichzeitig respektieren und grüßen.

◦ In den nordöstlichen wohnungsnahen Raumbereichen treffen sich ältere Jugendliche aus Aussiedlerfamilien. Diese Gruppen umfassen in der Regel nur männliche Jugendliche.[91] Sie halten sich in Garagenhöfen auf oder spielen Fußball auf dem Bolzplatz zwischen Zwi-

[91] Insbesondere zu weiblichen Jugendlichen dieser Herkunftsländer konnte kein Kontakt hergestellt werden. Diese Gruppe hat sich weitgehend dem forschenden ‚Zugriff’ entzogen. Zu vermuten wäre, dass sich die männlichen Jugendlichen, wie beobachtet, überwiegend in den Straßenräumen im nordöstlichen Bereich aufhalten, während sich die weiblichen Jugendlichen stärker in private Räume zurückziehen. Diese Annahmen müssten aber empirisch geprüft werden.

ckauer und Leipziger Straße. Zur Versorgung suchen sie die Ladenzeile an der Leipziger Straße auf.

◦ Im Hochhausgebiet Klingenthal hält sich eine größere Gruppe an zwei Treffpunkten auf. Diese Jugendlichen stellen das Stammpublikum des dort ansässigen Jugendkontaktladens. Fast alle haben einen Migrationshintergrund, ohne dass dabei ein deutlicher ethnischer Schwerpunkt erkennbar wäre. Allerdings sind kaum Aussiedlerjugendliche darunter. In dieser Gruppe ist ein Anteil von etwa einem Drittel weiblichen Geschlechts. In Teilgruppen suchen diese Jugendlichen den Bolzplatz im Grünzug oder den Bolzplatz am Spielpark Holzwiesen auf. Außerdem gehen besonders die Mädchen sporadisch zum Vahrenheider Markt oder zu ‚ihrem' Rückzugsort nördlich vom Vahrenheider Wohngebiet. Manchmal schauen einige von ihnen beim Jugendzentrum oder der Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel vorbei.

Außerdem lassen sich mehrere kleinere und damit eher unauffällige Gruppen im Stadtteil identifizieren, die von ihrer ethnischen Zusammensetzung gemischt sind und unter denen sich auch deutsche Jugendliche und relativ viele weibliche Jugendliche finden. Sie lassen sich ungefähr den folgenden Freiräumen zuordnen:

◦ Spiel- und Bolzplätze oberhalb des Vogtländer Hofs bis hin zur Ladenzeile Leipziger Straße.

◦ Spiel- und Bolzplätze im Bereich Anhalter Hof/ Sachsenhof.

◦ Vorplatz Plauenerstraße bis zum neuen Spielplatz nördlich der Magdeburger Straße.

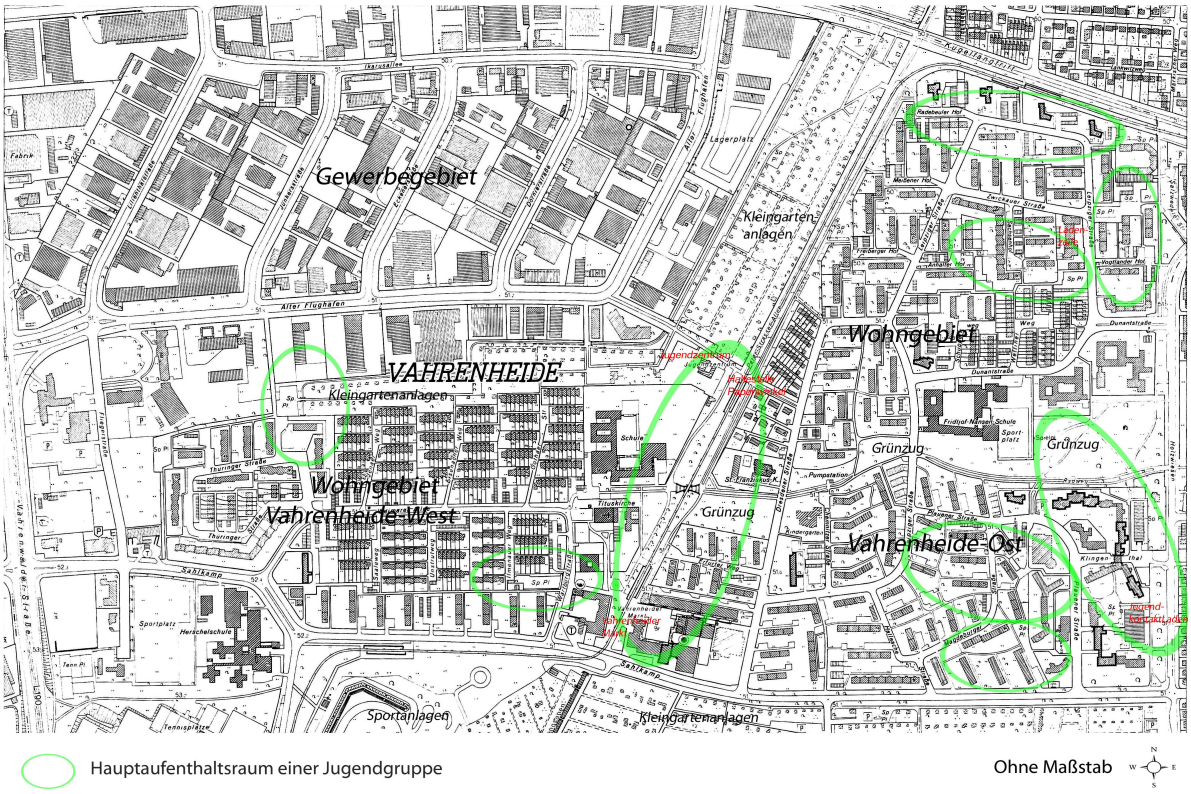
◦ Spielplatz an der Wartburgstraße in Vahrenheide-West.

◦ Spielplatz an der Thüringer Straße in Vahrenheide-West.

Diese benachteiligten Jugendlichen sind überwiegend jüngeren Alters. Die Jugendeinrichtungen im Stadtteil suchen sie nicht auf, allenfalls das Jugendzentrum oder das Mädchenhaus im Rahmen der Schulmittagspausen.

◦ Die deutschen Jugendlichen aus den extrem unterprivilegierten sozialen Milieus in Vahrenheide-Südost bleiben meist unter sich, zu den anderen Jugendlichen im Stadtteil besteht eine deutliche Distanz. Ihre Raumhandlungspraktiken zeigen teilweise aggressive Züge. Sie halten sich viel im Vorbereich der Wohnhäuser auf. Ein Teil von ihnen zieht sich an abgelegene und verlassene Spielplätze zurück. Die Jugendeinrichtungen nutzt diese Gruppe nicht.

Karte 5: Aufenthaltsgebiete unterschiedlicher Jugendgruppen im lokalen Raum



Quelle: Auszug aus den Geobasisdaten der Niedersächsischen Vermessungs- und Katasterverwaltung, © 2005 GLL; eigene Erhebung

Die sozialen Grenzlinien unter den benachteiligten Jugendlichen verknüpfen sich mit den jeweiligen Freundeskreisen und werden über Verhaltensmuster oder ethnische Zuordnungen gezogen. Verräumlicht und damit übersichtlich gesteckt sind die Abgrenzungen unter den Jugendlichen bekannt und lenken ihre Wege. Dies gibt ihnen offenbar Sicherheit, wie es ein Jugendlicher im Vergleich mit dem Stadtteil Linden formuliert:

Jugendlicher: „Weil ich kenn mich hier aus und weiß genau, es ist hier nicht so schlecht. Weil wenn ich Vahrenheide mit Linden vergleiche, dann ist Linden viel chaotischer, viel chaotischer. (...) Das ist so eine Sache, wenn man lange da gewohnt hat, dann passt man sich da rein. Weil man weiß, was wo ist und welche Gegend schlimm ist, dann wenn man Kumpel hat, hat man ja keine Angst, aber wenn ich jetzt alleine in Linden gehen würde oder spät abends, ich würde mich auch nicht wohl fühlen, wenn ich in irgendwelche Ecken hingehen sollte.“ (C: 441-452)

In Gebieten außerhalb von Vahrenheide fühlen sich viele benachteiligte Jugendliche unsicher und fremd. Sie erwarten eine ähnliche Aufteilung und ähnlich umkämpfte ‚Hoheitsgebiete’ wie in der Großwohnsiedlung, so dass sie körperliche Attacken der dort wohnenden Jugendlichen befürchten. Da sie die dortige ‚soziale Stadtteilkarte’ nicht kennen, halten sie sich lieber fern. Mit dem Nachbarstadtteil Sahlkamp – in der internen Bezeichnung nach der dort liegenden Stadtbahnendhaltestelle ‚Alte Heide’ – wird gar eine ausgeprägte Rivalität ausgetragen. Auch diese Grenzziehung wird an ethnische Zugehörigkeit oder an ‚schlimme’ Verhaltensweisen geknüpft. So gilt das dortige Jugendzentrum als „Russen-

camp“ (E: 462) und wird angeblich deswegen gemieden. Außerdem kämen von dort „Angeber“ (H: 152), die in Vahrenheide Mülltonnen anzünden würden.

Über die Abgrenzung zu anderen wird der Zusammenhalt der eigenen Gruppe und das eigene Profil gestärkt. Nach außen hin dient den benachteiligten Jugendlichen im Wesentlichen ‚ihr' Stadtteil als Referenz. Tatsächlich kann es hier für Jugendliche anderer Stadtteile gefährlich werden. So hat es einen spektakulären handgreiflichen Konflikt mit einer Schülergruppe aus dem relativ gut situierten Stadtteil List gegeben.[92] Diese Jugendgruppe nutzte bereits seit etwa zwei Jahren die Sporthalle der Integrierten Gesamtschule Vahrenheide zum Fußballspiel. Als Anlass für die gewalttätige Auseinandersetzung wurde die nicht erfüllte Einforderung einer Zigarette und eine Beleidigung genannt. Daraufhin wären mehrere Jugendliche der Sportgruppe geschlagen, getreten und mit Messern angegriffen worden. Der Lehrer hat eine Kopfplatzwunde, ein Schüler eine schwere Gehirnerschütterung erlitten. Die Gruppe flüchtete sich zurück in die List. In diesem Ereignis zeigt sich einmal mehr das herausgearbeitete Kennzeichen der Verhaltensweisen der ‚schlimmen' Jugendlichen: die übliche verbale ‚Anmache', die sich unmittelbar gewalttätig entladen kann. Außerdem wird ein Raumnutzungskonflikt eine Rolle gespielt haben, denn die benachteiligten Jugendlichen beklagen schließlich einen Mangel an Raum zum Fußballspiel. Die von vielen benachteiligten Jugendlichen besuchte Schule im Stadtteil wird als ‚eigene' wahrgenommen. Von ‚fremden' Jugendlichen wird daher Respekt erwartet und quasi ‚Wegezoll' eingefordert. Diese herausfordernde Haltung überdeckt alle anderen Impulse, insbesondere ein offenes Interesse aneinander.

Benachteiligte Jugendliche erleben sich sehr schnell angefeindet oder von anderen Jugendlichen bedroht. Dann entwickeln die Jugendlichen aus Vahrenheide inneren Zusammenhalt, der die alltäglichen Grenzziehungen untereinander kurzfristig verschwinden lässt. Bei Schlägereien „hält eigentlich ganz Vahrenheide zusammen“ (B:128), die benachteiligten Jugendlichen erscheinen solidarisch vereint.

„Aber wenn irgendwie, zum Beispiel sagen wir mal zum Beispiel aus der List jemand kommt und von diesen vier Jungs jemanden angreifen sollte oder Politik machen will[93], dann ist es normal, dass wir alle dann hinter den Jungen sind, die wir eigentlich hassen. (...). Jeder macht das, also jeder hilft sich gegenseitig in Vahrenheide und keiner haut sich in die Pfanne.“ (E: 220-223; 309-310)

„Ja, aber wenn ich so überlege- wenn ich jetzt so denke, hier sind ja alles nur meistens so Ausländer, wenn irgend ein Nazi hier so durch Vahrenheide läuft mit seinem Anzug, also so mit fette Stiefel und so, der würde sofort einen drauf kriegen. Also ich glaube nicht, dass er einfach so hier rumlaufen könnte.“ (L: 227-230)

Auf den Zusammenhalt, der das Gefühl von Stärke und Schutz verleiht, waren diese Befragten stolz. Direkt erlebbar wird er nicht häufig sein, die genannten Beispiele blieben

[92] Diese Begebenheit wurde anhand von Zeitungsartikeln der Lokalpresse (HAZ 10.1.2003; 11.1.2003; 16.1.2003 und 24.1.2003) und Aussagen von Jugendlichen, die selbst nicht beteiligt waren, rekonstruiert.

[93] Der Ausdruck „Politik machen“ wurde mir von der Jugendlichen mit „palavern und so“ übersetzt und als „Vahrenheide-Sprache“ charakterisiert.

fiktiv. Auch wenn sie es so schilderten, werden in diesen Kreis nicht alle benachteiligten Jugendlichen einbezogen sein.

6.2.2 Identifikatorische Bindungen an den Stadtteil

Obwohl die benachteiligten Jugendlichen in der Großwohnsiedlung räumliche Mängel und gesellschaftliche Marginalisierungen erfahren, steht ein großer Teil von ihnen dem Stadtteil Vahrenheide erstaunlich wohlwollend gegenüber. Sie fühlen sich als ‚Vahrenheider/innen' und besetzen dies positiv.[94] Nach einer Schulnote für Vahrenheide gefragt, bewertet über die Hälfte der Jugendlichen den Stadtteil mit sehr gut (6 Befragte) oder gut (6 Befragte). Dies sind die Jugendlichen, die schon lange bzw. schon immer in Vahrenheide leben. Ihre Argumente kreisen im Wesentlichen darum, dass sie hier aufgewachsen sind, ihnen daher alles vertraut ist und sie hier ihren Freundeskreis haben. Als Vorteil gegenüber anderen Stadtteilen wird außerdem die hohe Zahl von Jugendlichen vor Ort betont.

In einer Reihe von Gesprächen wurde eine enge identifikatorische Bindung deutlich. Die benachteiligten Jugendlichen wirken in ähnlicher Weise an ‚ihren' Stadtteil ‚geklammert', wie es eine Jugendliche vom Jugendkontaktladen sagte. Häufig wurde die extreme Formulierung benutzt, woanders gar nicht leben zu können.

Jugendlicher: „Also mir gefällt der gut. Ich weiß nicht wieso, aber es gefällt mir alles. Ich bin hier aufgewachsen. Ich könnte nicht woanders leben, also." (B: 284-285)

Jugendliche: „(...) weil ich gehöre einfach hierzu, ich bin ein Kind von Vahrenheide, oder ich bin eine Jugendliche von Vahrenheide und nicht von irgendwo anders. (...) Wenn ich in Vahrenheide bin, dann bin ich zu Hause, da fühle ich mich wohl."
Interviewerin: „Du fühlst dich auch sicherer?"
Jugendlicher: „Sicherer, auf jeden Fall, weil, ich habe ja gesagt, ich bin jetzt sechzehn Jahre alt und ich lebe seit sechzehn Jahren hier und ich kenne hier jeden. Es gibt keinen einzigen Menschen, den ich hier nicht kenne. Auch, wenn es nur vom Sehen ist, ich kenne die." (E: 281-299)

Jugendlicher: „Mein Stadtteil ist Klingenthal, das hier, Sahlkamp hinter. Das andere kann ich vergessen. Ich finde das- das ist hier am Besten."
Interviewerin: „Was ist daran am Besten?"
Jugendlicher: „Weiß nicht, die Umgebung. Gefällt mir. Hier wächst man auf und hier geht man auch kaputt. So ist das."
Interviewerin: „Was meinst du mit: Hier geht man auch kaputt?"
Jugendlicher: „Na, hier wird man auch sterben, in dieser Umgebung."
Interviewerin: „Ach so. Du kannst dir gar nicht vorstellen, hier wegzuziehen?"
Jugendlicher: „Nee, ich will immer hier wohnen bleiben, immer. Immer in Vahrenheide, nie raus. Nie. (...) Vahrenheide ist meine Heimat."
Interviewerin: „Wie lange wohnst du denn schon hier?"
Jugendlicher: „Ja, solange wie ich hier aufgewachsen bin. Sechzehn Jahre."
Interviewerin: „Immer schon?"
Jugendlicher: „Ja. Noch nie weggewesen. Immer hier."

[94] In einer anderen Untersuchung des Stadtteils Vahrenheide, in der die Lebensverhältnisse erwachsener türkischen Migrant/innen der zweiten Generation analysiert wurden, konnten die Autorinnen bei ihrer Untersuchungsgruppe keinerlei Ansätze von Identifikation mit dem Quartier finden (vgl. Gestring/ Janßen/ Polat 2006: 116). Das zeigt, dass die Jugendlichen sich in ihrer Haltung zum Raum der Großwohnsiedlung, sowie ihren Verarbeitungsweisen der räumlichen Situation, von anderen Altersgruppen deutlich unterscheiden.

Interviewerin: „Und wenn du jetzt dir vorstellst, du bist noch ein bisschen älter und hast vielleicht eine eigene Familie, hast eigene Kinder, kannst du dir vorstellen, dass die auch hier groß werden?“
Jugendlicher: „Ja. Das wird so sein.“
Interviewerin: „Das wird so sein?“
Jugendlicher: „Ja. Ich würd’ niemals hier rausgehen.“ (U: 91-126)

Die Vertrautheit der Umgebung bietet diesen Jugendlichen offenbar Sicherheit und dies bedeutet ihnen sehr viel. Sie sind im Stadtteil bekannt, untereinander wie auch den übrigen Stadtteilbewohner/innen. Nach der Betrachtung der Rivalitäten der Jugendlichen untereinander erscheint es plausibel, dass ihnen das wichtig ist. Die Jugendlichen der Großwohnsiedlung haben untereinander ihre Plätze ausgehandelt, sowohl im örtlichen Sinne als auch in der stadtteiljugendinternen Hierarchie. Die urbane Anonymität ist deutlich herabgesetzt. ‚Fremde’ Jugendliche werden nicht gerne zugelassen. Durch die stadtteilinterne Bekanntheit wissen die benachteiligten Jugendlichen sich wahrgenommen. Hier haben sie eine gewisse Geltung für sich erreicht, woanders sind sie „schüchtern“ (E: 289). Wenn ihnen hier nicht der gebührende Respekt erwiesen wird, versuchen sie diesen einzufordern.

Die Vorstellung, anderswo gar nicht leben zu können, beinhaltet noch weitere Aspekte. In der oben zitierten Formulierung „das andere kann ich vergessen“ (U: 91-92) klingt neben Zugehörigkeit auch Beschränkung an. Dieser Jugendliche erlebt den Stadtteil als Ort, der ihm zugewiesen worden ist, weil ihm anderes gar nicht zustehe. Diese Zuweisung hat er sich mitsamt der darin liegenden Kränkung zu eigen gemacht und nun will er aus seiner ‚Höhle’ – so interpretiere ich diese Passage – nicht mehr „rausgehen“ (U: 126). Außerdem wird es eine Rolle spielen, dass diese Jugendlichen bisher wenig Erfahrungen in anderen Räumen gemacht haben. Ein Jugendlicher nannte zum Beispiel als Grund, warum er Vahrenheide als seine Heimat empfinde: „(...) ich kenne nichts anderes richtig“ (L: 502-503). Die Vorstellungen vom Leben außerhalb Vahrenheides speisen sich also eher aus Erzählungen anderer oder der eigenen Fantasie, und scheinen überwiegend angstbesetzt.

Der Stadtteil wird von benachteiligten Jugendlichen somit als ‚Schutzraum’ wahrgenommen. Kritik oder eine differenzierte Betrachtung ist quasi Nestbeschmutzung und wird deutlich abgewiesen, ihnen gefällt einfach „alles“ (B: 284). Deutlich bringt diese Haltung eine Zeile aus dem Rap-Song ‚Vahrenheide-Vahrenheide’ des lokalen Künstlers ‚Roulette’ zum Ausdruck. Der Refrain lautet: „Das ist Vahrenheide, Mann, mag es oder geh’“ (URL: http://www.youtube.com/watch?v=6N2b14t5rAo (16.10.08)). Die Grenze zwischen dazu gehören oder draußen sein ist klar gezogen und wird trotzig hochgehalten. Zum Profit der Identifizierung mit der ‚Klappmessersiedlung’[95] gehört außer dem Zugehörigkeitsgefühl eine gewisse Selbststilisierung über Härte und somit Geltungsgewinn.

Brüche in dieser Idealisierung des Stadtteilraumes werden erst offenkundig, wenn die Jugendlichen weiter gefragt werden, wo denn ihre eigenen Kinder aufwachsen sollten. Dann

[95] Dieser Ausdruck wurde in einem Expertengespräch von einem Stadtteilkundigen des Bereichs ‚Qualifizierung/ Beschäftigung’ als geläufige Bezeichnung für Vahrenheide genannt.

äußerten einige, es sei eine „schlechte Gegend für Kinder“ (B: 408), bzw. keine „schön[e] Atmosphäre für Kinder oder Jugendliche“ (L: 207), in der man „nichts für die Zukunft irgendwie erreicht“ (B: 416). Hier zu wohnen würden sie den eigenen Kindern „nicht zumuten“ (B: 406) wollen. Bei manchen klingt vage die Vorstellung an, später einmal in das Herkunftsland zurückzukehren. Andere wiederum träumen vom Auswandern in die USA, insbesondere wenn dort bereits Familienmitglieder leben.

Diejenigen, die Kritik übten und eine mittlere (6 Befragte) bis schlechte (4 Befragte) Bewertung des Stadtteils vornahmen, bezogen dies auf Krawalle, Müll, ein reduziertes Möglichkeitsspektrum oder Stigmatisierungserfahrungen wegen der ‚schlechten Adresse’. Angesprochen wurden außerdem Jugendliche, die einen schlechten Einfluss ausüben würden. In anderen Stadtteilen vermuteten die Jugendlichen weniger Gelegenheit zu Außenaufenthalten bis spät in die Nacht hinein, weil die Jugendlichen dort mehr Respekt vor ihren Eltern haben würden. Betont wurde aber auch, dass man sich in allen Stadtteilen vor „falschen Freunden“ (F: 350) hüten müsse. Ein solcher Unterschied zwischen ‚wahren’ und ‚falschen’ Freunden wurde von mehreren Jugendlichen thematisiert.

Außer als Schutzraum wird der Stadtteil von vielen benachteiligten Jugendlichen im Prinzip als Sitz der eigenen Freundesgruppe wahrgenommen. Die Identifikation verläuft dann über die Gleichsetzung Stadtteil und Freund/innen und ist damit noch spezifischer und enger als die o.g. Grenze zwischen ‚uns’ und ‚anderen’ entlang der Stadtteilgrenzen. Die benachteiligten Jugendlichen gehören meistens einer relativ fest umrissenen Freundesgruppe an. Diese Gruppen haben einen engen und langandauernden Zusammenhalt, die benachteiligen Jugendlichen lösen sich erst spät, d.h. in höherem Alter. Es besteht wenig Wechsel oder Austausch mit anderen Gruppen. Einige berichteten von mehreren Freundeskreisen, einem in der Schule und einem im Stadtteil.

Die Freundesgruppe hat – wie für alle Jugendlichen – auch für benachteiligte Jugendliche einen hohen Stellenwert. Gleichzeitig wissen sie, dass ihre Treffen kritisch gewertet werden. Bezeichnungen wie ‚Clique’, die nach ‚Jugendbande’ klingen könnten, wehren sie heftig ab.

Jugendliche: „Jeder hat Freunde und- egal wenn also Mädchen auch mit Jungs und so- dann heißt es doch gleich nicht was Falsches, aber die wollen das irgendwie nicht akzeptieren. Eigentlich, Freundschaft, das ist ja nicht schlimm so.“ (...) „Ja, was heißt hier Clique? Wir haben keine Clique also sozusagen, sondern wir sind nur Freunde.“ (S: 149-152; 310-311)

Jugendlicher: „Ja, was heißt hier Clique, wir sind- die Leute sagen das, aber ich finde das schon kindisch. Clique! Wir sind mehrere, die miteinander sind, so Leute eben. Man hat ja einen größeren Freundschaftsbereich und mit denen ist man dann öfter.“ (L: 47-49)

Auch hier klingt eine trotzige Verteidigungshaltung an, die sich gegen die Unterstellung kriminellen oder unmoralischen Verhaltens richtet. Diese benachteiligten Jugendlichen erleben sich in ihren alltäglichen Verhaltensweisen kritisiert und schließen sich dadurch

vermutlich noch enger zusammen. Damit bleiben sie stark an den jeweiligen Ort der Freundesgruppe gebunden.

6.2.3 Aktionsräume

Die in den 1970er Jahren entwickelte Aktionsraumforschung fragt danach, „wer wann und wie oft welche Aktivitäten wo ausübt“ (Friedrichs 1990: 161). Als ‚subjektiver Stadtplan’ wird der Teil der Stadt bezeichnet, den ein/e Bewohner/in kennt. Er ist Teilmenge des objektiven Stadtplans und im Maßstab dem gegenüber uneinheitlich verzerrt. Auch vom subjektiven Stadtplan wird nur ein Teil benutzt, dieser Teil wird als Aktionsraum bezeichnet. Es ist die Menge aller von einer Person in einem definierten Zeitraum aufgesuchten Orte in einer Stadt oder einem Gebiet (vgl. Friedrichs 1977: 302 ff.; 1990: 168; Dangschat u.a. 1982: 4).

Die Betrachtung aller von den befragten Jugendlichen erwähnten Orte zeigt, dass die benachteiligten Jugendlichen in ihrer Freizeit überwiegend auf Orte im Stadtteil ausgerichtet sind. Abgesehen vom eigenen Zuhause und dem Schul- bzw. Ausbildungsort sind bis zu sieben unterschiedliche Orte innerhalb des Stadtteils genannt worden, der Durchschnitt liegt bei 3,6 Orten. Die gesamten, auch über den Stadtteil hinausgehenden Aktionsräume umfassen bis zu zwölf Orte, durchschnittlich sind dies sowohl bei den weiblichen wie den männlichen Jugendlichen 6,7 Orte. Mädchen nannten dabei mehr unterschiedliche Orte im Stadtteil, während bei den Jungen die Bandbreite der Orte außerhalb Vahrenheides größer war. Welche Orte die benachteiligten Jugendlichen außerhalb des Stadtteils aufsuchen wird im Weiteren vorgestellt.

Zunächst wäre der Schulbesuch zu nennen, der die Jugendlichen, die nicht die im Stadtteil selbst gelegene IGS oder das Herschelgymnasium besuchen, zwangsläufig aus Vahrenheide herausführt.[96] Schüler/innen aus Vahrenheide besuchen Schulen in den nah gelegenen Stadtteilen Bothfeld (Hauptschule, Realschule) und Vahrenwald (Hauptschule, Realschule), aber auch in der List (Sonderschule), Linden (IGS), Calenberger Neustadt und Roderbruch (Berufsbildene Schulen). Nach Schulschluss halten sich die befragten Jugendlichen nicht länger in den Schulstadtteilen auf. Sie warten allenfalls noch auf Freund/innen, die später Schulschluss haben, um gemeinsam zurückzufahren. Die täglichen Fahrten bringen die Jugendlichen durchaus in Kontakt mit öffentlichen Räumen außerhalb der Großwohnsiedlung. Doch eine besondere sozialräumliche Bedeutung scheint dem Schulstandort außerhalb Vahrenheides nicht zuzukommen.

[96] Etwa die Hälfte der Schülerschaft der Integrierten Gesamtschule wohnt auch in Vahrenheide. Im Schuljahr 2000/2001 waren dies 224 Jugendliche. 93 Jugendliche aus Vahrenheide besuchten das Herschelgymnasium im Stadtteil (vgl. Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001: 145).

Ein eigener Anlass, den vertrauten Nahraum zu verlassen, sind Besuche der Innenstadt. Die meisten der befragten benachteiligten Jugendlichen fahren gezielt in die Innenstadt, um sich dort Kleidung zu kaufen, weil dies vor Ort nicht in gewünschter Weise möglich ist. Dies tun auch die, die sich sonst kaum in anderen Stadtteilen von Hannover bewegen. Meist bleibt es bei einem instrumentellen Einkaufgeschehen, eher selten wurde ein genussvolles ‚Shoppingerlebnis', mit herumstöbern in Geschäften und Cafébesuch, beschrieben. Entsprechend kann das abgelegene Gewerbegebiet im nicht weit entfernten Stadtteil Altwarmbüchen bei einem jüngeren Mädchen diese Funktion übernehmen. Einige befürchten sogar in der belebten Innenstadt, in gleicher Weise wie im Stadtteil, eine Konfrontation mit ‚schlimmen' Jugendlichen.

Jugendlicher: „Nur wenn ich was brauche gehe ich dahin, sonst- da habe ich nichts zu suchen."
Interviewerin: „Da hast du nichts zu suchen?"
Jugendlicher: „Nein. Ja, da passiert immer- ja, was die Jugendlichen machen."
Interviewerin: „Was machen die denn?"
Jugendlicher: „Ja, also irgend jemand anmachen oder so. Ich hab da nichts zu suchen. Ja, wenn ich, sagen wir mal, mir was kaufen will, dann gehe ich in die Stadt. Sonst nicht." (G: 297-302)

Kinobesuche in der Innenstadt wurden ebenfalls eher nachrichtlich erwähnt. Einige ältere und etwas selbstbewusster wirkende männliche Jugendliche gaben an, am Wochenende in die Diskotheken in der Innenstadt oder in Altwarmbüchen zu gehen. Die Ausflüge in die Innenstadt werden nur selten oder ‚ab und zu' unternommen, gehören bei den wenigsten zum wöchentlichen Repertoire. In einem Fall wurde berichtet, in der Vergangenheit täglich zum Ladendiebstahl in die Innenstadt gefahren zu sein. Dabei ging es offenbar nicht vorrangig darum, auf illegale Weise in den Besitz bestimmter Produkte zu gelangen. In der geschilderten Regelmäßigkeit klingt eher an, dass es sich um Schulvermeidungsverhalten gehandelt hat und die Suche nach Erlebnismöglichkeiten, vielleicht auch nach Aufmerksamkeit.

Bei einigen der befragten Jugendlichen ist der Anziehungspunkt in der Innenstadt nicht die zentrale Fußgängerzone, sondern das Steintorviertel, ein stark von der türkischen Community geprägtes innerstädtisches Quartier. Ein benachteiligter Jugendlicher weist eine sehr starke Bindung an diesen Raum auf. Er hält sich im Unterschied zu den übrigen Befragten überwiegend außerhalb von Vahrenheide auf, eben am Steintor oder im türkischen Fußballverein Damla Genç. Von einem anderen muslimischen Jugendlichen werden Moscheen in anderen Stadtteilen aufgesucht.

Für sportorientierte Interessen wird der Stadtteil ebenfalls verlassen. Häufiger genannt wurde ein Fitnessstudio an der nahen Vahrenwalder Straße, einmal erwähnt eine Kampfsport-Akademie. Zwei Befragte sind Mitglied in Fußballvereinen außerhalb des Stadtteils. Andere gehen in Hallenbädern anderer Stadtteile schwimmen. Im Sommer wird auch der nahegelegene Silbersee genutzt. Weitere grünbestimmte Freiräume oder Erholungsanlagen wurden selten angegeben. Außer dem Silbersee wurde noch der Maschsee

genannt – aber eher im Kontext des jährlich stattfindenden Maschseefestes – und das Ausflugsziel Herrenhäuser Gärten. Diese großen und repräsentativen Grünanlagen sind in den alltäglichen Aktionsräumen benachteiligter Jugendlicher jedoch nicht relevant.

Andere Stadtteile sind den vahrenheider Jugendlichen durchaus bekannt, insbesondere wenn dort Freund/innen oder Verwandte wohnen. Genannt wurden die Stadtteile Linden, List, Sahlkamp, Bothfeld, Lahe, Ricklingen, Mühlenberg, Vahrenwald, Limmer und Nordstadt. Sie halten sich dort nicht nur in den privaten Wohnungen auf, sondern auch in den Wohnumfeldern. Einige der benachteiligten Jugendlichen begeben sich jedoch nicht einmal für kurze Ausflüge aus dem bekannten Gebiet. Sie scheinen dies auch zukünftig nicht anzustreben.

Jugendlicher: „Eigentlich gehe ich nirgendwo hin. Ich bleibe immer hier." (B: 316)

Dies betrifft die deutschen Jugendlichen unterprivilegierter sozialer Milieus in besonderer Weise. Sie sehen darüber hinaus die Perspektive auf einen zukünftigen Wohnortswechsel aufgrund ihrer Sozialisation und ihrem ‚ungehobelten' Auftreten als für sich bereits verstellt.

Jugendliche: „Weil ich bin jetzt sozusagen damit groß geworden. Wenn ich jetzt woanders hin wollte oder muss, dann würde ich mich da nicht zurecht finden, weil wenn ich mit den Leuten rede, so wie: Ey, Du alter Wichser, jetzt holst Du mir mal 'ne Cola. Ist zwar nur Spaß, aber das ist kein Umgang, das ist keine Umgangsform. Wenn ich jetzt, sagen wir mal, damit zur Podbi [Podbielskistraße im Stadtteil List, C.H.] ziehe und da meine Freunde habe und sage: Ey, du Wichser, jetzt hol mir mal 'ne Cola. Dann sagt der: Was hast Du gerade gesagt? Willst Du eine in die Fresse? So. Und hier ist das nicht so." (...) „Ich könnte jetzt auch nicht von heute auf morgen irgendwie von hier in so 'ne noble Gegend oder so." (T: 281-288; 308-309)

Dieses Verhalten kann als ‚vorauseilende Selbstexklusion' gewertet werden, bei der Räume, die nicht für einen vorgesehen sind, jenseits von handfesten Ausschließungen gemieden werden (vgl. Schroer 2006: 97).

Nachteile des engen Stadtteilbezugs werden durchaus von einigen Jugendlichen gesehen und auf den begrenzten und immer gleichen Freundeskreis bezogen. Manche wünschten sich, mal „andere Gesichter" (F: 237) kennen zu lernen. Dennoch ist dies für die Jugendlichen im Alltag offenbar schwer umsetzbar, die Aussagen blieben unbestimmt und im Konjunktiv. Einige der älteren Jungen träumen vom Autobesitz und sie thematisierten stolz den derzeitigen oder geplanten Erwerb des Führerscheins. Von der Möglichkeit, Auto zu fahren, versprechen sie sich einen deutlichen Zugewinn an Freiheit und Mobilität. Doch was das Ziel der Aktionen dann sein könnte blieb ebenfalls diffus und vage.

Jugendlicher: „Verstehen Sie, wenn ich jetzt meinen ersten Lohn kriege, kaufe ich mir gleich ein Auto. Wenn ich dann ein Auto habe, dann sitze ich bestimmt nicht mehr hier rum." (D: 331-333)

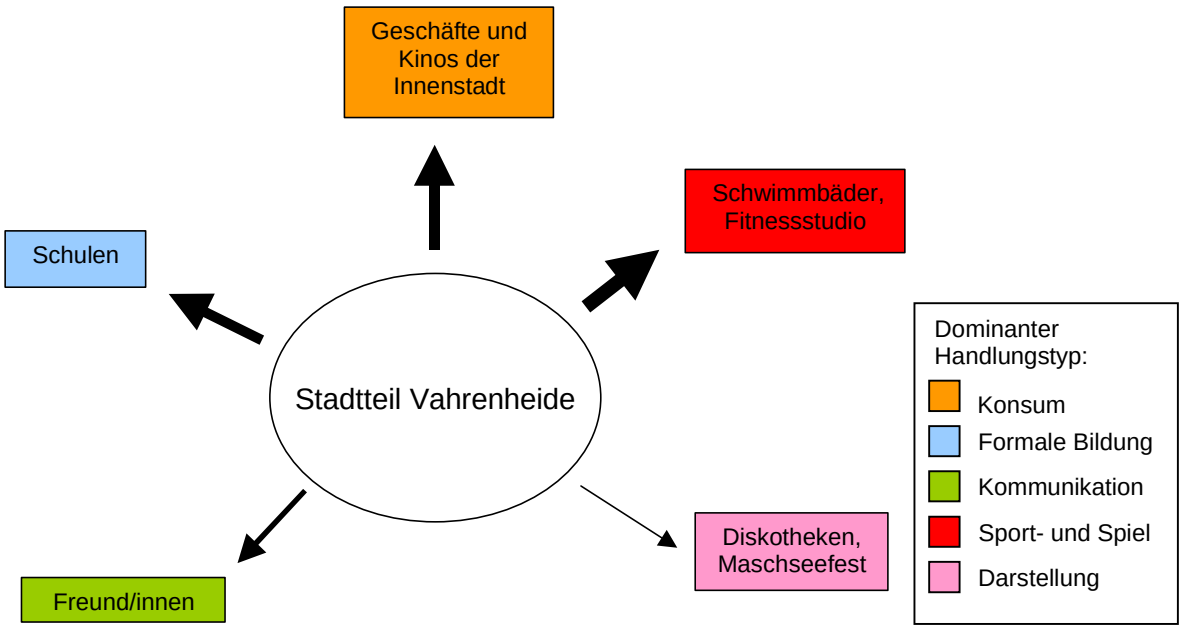
Jugendlicher: „Weil in dem Alter kann man eigentlich noch nicht so viel unternehmen, weil kein Auto da. Okay, bei dem einen dauert es jetzt nicht mehr so lange. Er ist schon am Führerschein machen. Und, ja, also dann ist es nicht mehr so-"
Interviewerin: „Ach, ihr würdet gern wegfahren auch mal?"
Jugendlicher: „Ja."
Interviewerin: „Im Auto?"

Jugendlicher: „Ja, auf jeden Fall. Weil irgendwie immer jeden Tag das gleiche sehen und so, weil- das ist doch langweilig, man kann hier eigentlich gar nicht so viel machen oder so und deswegen.“
Interviewerin: „Was stellst du dir denn vor, was ihr dann machen würdet?“
Jugendlicher: „Weiß nicht, vielleicht mal in die Disko fahren, oder irgendwie, keine Ahnung, irgendwie mal woanders hin oder so.“
Interviewerin: „Aha. Du würdest also schon ein bisschen mehr rauskommen aus Vahrenheide?“
Jugendlicher: „Ja, doch, auf jeden Fall.“ (W:143-157)

Das für weitere Strecken bevorzugt genutzte Fortbewegungsmittel der benachteiligten Jugendlichen sind die öffentlichen Verkehrsmittel. Insbesondere der Schulweg zu Schulen außerhalb des Stadtteils wird mit Bus oder Bahn zurückgelegt. Teilweise wurde auch berichtet, einfach mal so mit der Stadtbahn unterwegs zu sein und ein bisschen rumzufahren. Die hohe Bedeutung des öffentlichen Nahverkehrs für benachteiligte Jugendliche spiegelt sich darin, dass sie Bezeichnungen der Haltestellen benutzen, um zu beschreiben, wo sie wohnen oder wo sie hingehen (Alte Heide, Bahnstrift, Papenwinkel). An diese räumlich unbestimmten Bezeichnungen knüpfen sie ihre Grenzziehungen zu anderen Jugendlichen im Nahraum.

Letztendlich haben alle befragten Jugendlichen Bezüge in andere Stadtteile. Teilweise sind diese selbstgewählt und durch eigene Interessen strukturiert. Bei etwa einem Drittel bleiben die Bezüge blass und vage, denn es handelt sich um vorgegebene Orte wie die Schule, und/ oder um unspezifische Bezeichnungen wie ‚Innenstadt’, die zudem nur selten aufgesucht wird. Darstellung 11 zeigt zusammengefasst die Art der Orte, die von den befragten Jugendlichen außerhalb der Großwohnsiedlung aufgesucht werden, und gibt die dabei dominanten Handlungsweisen an. Die Dicke der Pfeile kennzeichnet die Häufigkeit der Nennungen.

Darstellung 11: Überlokale Raumnutzungen benachteiligter Jugendlicher



Quelle: Eigene Erhebung

Diese Darstellung verdeutlicht, dass abgesehen vom verpflichtenden Schulbesuch hauptsächlich Orte des Konsums und der sportlichen Aktivitäten angesteuert werden. Ein Teil der benachteiligten Jugendlichen gleicht vor Ort fehlende Angebote somit aus. Sie nutzen dabei aber nur ein eingeschränktes Repertoire. Im gesamten Aktivitätsspektrum erscheinen die Bereiche Sport, Erholung und Genießen reduziert. Entsprechende Aktivitäten werden im Stadtteil selten ausgeübt und es wird dazu auch nur von wenigen der Stadtteil verlassen. Es zeigen sich insgesamt wenig ‚jugendtypische' Ortswechsel, weder im Stadtteil noch darüber hinausgehend. Wie dieser Befund genauer einzuschätzen ist, zeigt der im nächsten Kapitel anschließende Vergleich mit den Raumhandlungspraktiken Jugendlicher anderer städtischer Räume.

6.2.4 Genderbezogene Unterschiede

Nach den Unterschieden, die die benachteiligten Jugendlichen untereinander erleben und herstellen, sind abschließend die Differenzen zu betrachten, die sich an der Strukturkategorie ‚Geschlecht'[97] festmachen. In vorliegenden Studien (s. Kapitel 3.2) werden Mädchen als besonders ‚verhäuslichte' Gruppe charakterisiert und es wird berichtet, dass sie sich weniger häufig, kürzer und in kleineren Radien in den öffentlicher Räumen bewegen. Diese Tendenzen finden sich in der Analyse der Raumhandlungspraktiken weiblicher benachteiligter Jugendlicher wieder. Eine stärkere ‚Institutionalisierung' kann hingegen, wenn überhaupt, eher für die männlichen benachteiligten Jugendlichen konstatiert werden.

Wie gerade festgestellt, sind die Aktionsräume weiblicher benachteiligter Jugendlicher in den über den Stadtteil hinausgehenden Bereichen kleiner, im Stadtteil aber differenzierter. Im Gesamtkontext der analysierten Raumhandlungspraktiken zeigt dieser Befund, dass es den weiblichen benachteiligten Jugendlichen leichter fällt, die sozialen Grenzziehungen im Stadtteil zu überwinden. Diese Möglichkeit erstreckt sich, wie erwartet, auch auf den Zugang zu anderen Stadtteilen, denn es sind hauptsächlich Mädchen, die sich außerhalb Vahrenheides mit Freund/innen in Privatwohnungen oder Wohnumfeldern bewegen. Dagegen wagen sich die männlichen benachteiligten Jugendlichen eher in Diskotheken und zu Sporteinrichtungen anderer Stadtteile.

In dieser Untersuchung ist ebenfalls festgestellt worden, dass weibliche Jugendliche in den öffentlichen Räumen insgesamt seltener anzutreffen sind. In den Straßen sind sie teilweise nur kurzfristig und zielgerichtet unterwegs und sie verbringen nicht so lange Zeiträume an bestimmten Treffpunkten in Freiräumen. In den lokalen öffentlichen Freizeiteinrichtungen sind sie, bis auf den extra für sie reservierten Bereich des Mädchenhauses, stark unterre-

[97] Mit dem Begriff der Strukturkategorie wird darauf hingewiesen, dass es in der Betrachtung nicht um Wesensmerkmale, sondern um an die Geschlechtszugehörigkeit gekoppelte Hierarchisierungen geht. Als Strukturkategorie verstanden ist ‚Geschlecht' ein Schichtungskriterium, das soziale Ungleichheit anzeigt (vgl. Becker-Schmidt/ Knapp 1995: 11).

präsentiert. Sie gehen nicht zum Fußballverein und auch weniger zu den Beratungs- und Hilfsangeboten, die vorrangig an den Problemen männlicher Jugendlicher beim Berufszugang ansetzen. Ein höherer ‚Institutionalisierungsgrad' ist somit bei den weiblichen benachteiligten Jugendlichen nicht feststellbar. Eher umgekehrt werden die jugendrelevanten Einrichtungen im Stadtteil stärker von männlichen benachteiligten Jugendlichen genutzt. Daraus ist zu schließen, dass sich die benachteiligten weiblichen Jugendlichen mehr im Privaten aufhalten (müssen), auch wenn diese Räume die o.g. Einschränkungen aufweisen. Für sie attraktive institutionelle Räume – die von nicht-benachteiligten weiblichen Jugendlichen häufig genutzte Alternative zu öffentlichen Freiräumen und privaten Räumen – hält die Großwohnsiedlung kaum vor. Nur eine speziell auf die Interessen von Mädchen orientierte Institution (Mädchenhaus) ist zu wenig, umso mehr, als diese eine nicht von allen weiblichen Jugendlichen gewünschte Separierung von männlichen Jugendlichen bedingt.

Nach wie vor sind die jugendspezifischen Angebote vorwiegend auf die Interessen männlicher Jugendlicher ausgerichtet, z.B. mit der starken Betonung von Bolzplätzen in den Freiräumen. Mädchen machen zwar gelegentlich beim Bolzen mit, doch speziell für weibliche Jugendliche interessante Sportangebote, wie Tanzen oder Volleyball, gibt es nicht. Abgesehen von dem nahegelegenen Fitnessstudio werden von ihnen entsprechende Einrichtungen auch kaum außerhalb des Stadtteils aufgesucht. Es bleiben nur die sporadischen Tanzangebote der Jugendeinrichtungen übrig. Lediglich die jüngeren Mädchen sind mit Fahrrädern oder auf Rollschuhen sportlich-spielerisch aktiv. Mit zunehmenden Alter ist dies kaum noch zu beobachten.

Die Betrachtung der Raumnutzungspraktiken zeigt auch, dass den benachteiligten Mädchen die öffentlichen Freiräume durchaus wichtig sind. Sie thematisierten den Freiheitsgewinn, den sie dort suchen.[98] Während die jüngeren Mädchen ihrem Bewegungsdrang nachgehen wollen und im Stadtteil auf Rollschuhen oder mit Fahrrädern unterwegs sind, wollen die älteren Mädchen sich ausprobieren, mal eine Zigarette rauchen oder Jungen kennen lernen. Ihre Darstellung und Repräsentation vollzieht sich eher beiläufig im Unterwegssein oder in vor Erwachsenen verborgenen Bereichen, zumindest bei den Mädchen, die besonders ‚behütet', d.h. familiär kontrolliert, aufwachsen. Zu ihren Raumhandlungspraktiken gehören in kleinem Rahmen, aber stärker akzentuiert als bei Jungen, konsum- und genussbestimmte Aktivitäten dazu. Sie gehen beispielsweise in der kleinen Gruppe zum Vahrenheider Markt, kaufen sich dort Lebensmittel und schlendern essend, trinkend und erzählend zum Wohnquartier zurück. Damit treten sie nicht so auffällig in Erscheinung, wie z.B. der Teil der Jungen, der sich am Vahrenheider Markt in provozierender Weise aufhält. Einer Mädchengruppe gelang es, von Anwohnenden die Erlaubnis zur Nut-

[98] Elke Schön stellte in ihrer Untersuchung 8- bis 15jähriger Mädchen ebenfalls fest, dass diesen öffentliche Freiräume wichtig sind, weil dort selbst hergestelltes und organisiertes Eigenleben jenseits von sozialen Kontrollen stattfindet (vgl. Schön 2002: 122; 1999: 310 ff.).

zung einer Bankgruppe zu bekommen. Männliche benachteiligte Jugendliche haben nicht von solchen expliziten Zugeständnissen berichtet.

Benachteiligte Mädchen haben offenbar den Vorteil, nicht so schnell als Gefahr wahrgenommen zu werden, da ihnen weniger Macht zugesprochen wird, sie auch seltener mittels Provokationen durch Körperkraft aufbegehren.[99] Keine Bedrohung darzustellen ermöglicht den benachteiligten Mädchen, Kontakte und Beziehungen in anderen Stadtteilen anzuknüpfen bzw. aufrechtzuerhalten. Aufgrund ihres weniger auffälligen Verhaltens brauchen sie nicht so sehr zu befürchten, unerwünscht zu sein und von den Jugendlichen dort vertrieben zu werden. Obwohl sie durchaus Normübertritte begehen und in Konflikt mit der Polizei geraten, stehen sie in diesem Fall weniger im Mittelpunkt der Disziplinierung.

Weibliche Jugendliche scheinen auch leichter Zugang zur medialen Öffentlichkeitsebene zu finden. Sie erwähnten häufiger ‚chatten' als Aktivität und nutzen das Forum der Radiosendung versierter. Die Distanzen zu Bildungseinrichtungen sind bei ihnen geringer ausgeprägt. Nach den Aussagen von Lehrer/innen aus dem Stadtteil zeigt sich bezüglich der Bildung eine stärkere Benachteiligung männlicher Jugendlicher. Weiblichen benachteiligten Jugendlichen gelingt die Integration im Bildungsbereich mittlerweile besser, Jungen weisen höhere Defizite auf. Daher gelten allgemein in der Diskussion um ‚soziale Brennpunkte' und ‚problematische Jugendliche' die männlichen Jugendlichen als besonders benachteiligt.

Auf eine zufriedenstellende Situation von Mädchen bzw. jungen Frauen lässt sich jedoch aufgrund dieser Betrachtung der geschlechtsbedingten Unterschiede nicht schließen. Eher stellt sich heraus, wie gravierend und restriktiv die subtile gesellschaftliche Einschätzung als Gefährdungspotenzial wirkt, die besonders stark die männlichen benachteiligten Jugendlichen trifft. Jungen werden in den öffentlichen Räumen der Großwohnsiedlung negativ sanktioniert. Die Ansprüche der Mädchen an diese Räume werden dagegen zu wenig beachtet. Dass die räumliche Ausstattung der Großwohnsiedlung gerade im Hinblick auf weibliche Jugendliche besonders dürftig ist, wurde bisher kaum thematisiert. Zu vermuten ist, dass die benachteiligten weiblichen Jugendlichen sich weniger aus Neigung, sondern aufgrund von Zwängen und nicht vorhandenen Alternativen mehr im Privaten aufhalten und unauffälliger agieren.

[99] In diesem Punkt zeichnet sich eine zunehmende Veränderung ab. Es wird ein Anstieg der Gewaltdelikte von Mädchen berichtet und ein diesbezüglicher „weiblicher Aufholprozess" diskutiert (Heitmeyer u.a. 1998: 417) (s. im Überblick Bruhns/ Wittmann 2002: 12 ff.).

7. Vergleich mit den Raumhandlungspraktiken von Jugendlichen in anderen städtischen Kontexten

Die für die (öffentlich sichtbaren) benachteiligten Jugendlichen von Vahrenheide dargelegte sozialräumliche Situation wird im Folgenden mit den Befunden der ‚Raum-Netz-Jugendstudie' (vgl. Wüstenrot Stiftung (Hg.) 2009) und der ‚raumtypologischen Jugendstudie' (vgl. Herlyn/ von Seggern/ Heinzelmann/ Karow 2003) verglichen (s. Kapitel 4.2.3). Bei diesen Jugendlichen ist aufgrund ihrer Wohnadressen von einem sozialstrukturellen Querschnitt auszugehen. In einzelnen der nachfolgend beschriebenen Räume sind allerdings sozialstrukturelle Segregationseffekte deutlich geworden. Dies wurde jeweils angemerkt und in der Analyse berücksichtigt.

Der Vergleich bezieht sich im ersten Teil auf raumübergreifende Aspekte der Raumhandlungspraktiken, d.h. auf die jeweiligen Tagesstrukturen und auf die Verteilung der aufgesuchten Orte im Stadtgebiet. Außerdem wird betrachtet, welche Kategorien von Räumen die Jugendlichen der Vergleichsstudie bevorzugt aufsuchen und ob sich dabei Unterschiede zu den Jugendlichen aus Vahrenheide zeigen. Der zweite Teil des Vergleichs konzentriert sich auf die Raumtypen, die von benachteiligten Jugendlichen besonders stark in Anspruch genommen werden und in denen sich ihre Raumhandlungspraktiken teilweise als unkonventionell, d.h. von den gesellschaftlichen Nutzungsvorgaben abweichend, erwiesen haben. Es handelt sich um Freiräume mit unterschiedlichen Öffentlichkeitsabstufungen und um Jugendeinrichtungen. Zum Vergleich wird die Situation an konkreten Orten ähnlichen Raumtyps, aber in anderen städtischen Gebieten gelegen, vertieft betrachtet.

Absicht des Vergleichs ist es, darüber die Spezifika der zuvor dargestellten Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher in Vahrenheide genauer bestimmen zu können und aus den jeweiligen räumlichen Gesamtsituationen Hinweise auf Hintergründe der Verhaltensweisen zu erhalten. Die analysierten spezifischen Elemente können dann – unter Einschränkung lokaler Besonderheiten – als typisch für die sozialräumliche Situation in einer Großwohnsiedlung und für die dortigen Raumhandlungspraktiken (öffentlich sichtbarer) benachteiligter Jugendlicher angenommen werden.

7.1 Vergleich übergreifender Raumhandlungsmuster

Neben der auf einzelne Räume konzentrierten Analyse ist es wichtig, die Zusammenhänge zu betrachten, die Jugendliche in ihrem Alltagshandeln zwischen verschiedenen Räumen herstellen. Im Verlauf des Tages und der Woche halten sich Jugendliche – wie andere Altersgruppen auch – an unterschiedlichen Orten auf, die sie durch ihre Wege und Aufenthalte zu einem spezifisch strukturierten, persönlichen ‚Raumnetz' verknüpfen. Wie dies geschieht, welche Aspekte eine Rolle spielen und welche unterschiedlichen Muster sich dabei analysieren lassen, ist am Beispiel von 66 Schüler/innen einer Integrierten Gesamtschule in

Hannover-Linden untersucht worden (s. Wüstenrot Stiftung (Hg.) 2009). Für die hier verfolgte Fragestellung sind die in dieser Studie erhobenen Angaben über die Aufenthaltsdauer der Jugendlichen außerhalb der elterlichen Wohnungen, über die Art der von ihnen genutzten Orte sowie über die Größe und Struktur ihrer Aktionsräume relevant und aufschlussreich.

7.1.1 Tagesabläufe und Aktionsräume

Jugendliche werden als die Altersgruppe beschrieben, die besonders lange Zeiträume außerhalb der privaten eigenen bzw. elterlichen Wohnung verbringt (s. Kapitel 3.2). Die Jugendlichen der IGS-Linden verbrachten an einem exemplarisch protokollierten Schultag, abgesehen vom obligatorischen Besuch der Ganztagsschule, im Durchschnitt etwa drei Stunden außer Haus. Bei dieser Angabe sind die Jugendlichen unberücksichtigt, die nach dem Schulbesuch die Wohnung gar nicht mehr verlassen haben. Dies betraf zwanzig Prozent der untersuchten Schüler/innen, also jeden fünften Jugendlichen. Wie leicht nachzuvollziehen ist, steigt die Zeitdauer, die außer Haus verbracht wird, mit dem Alter der Jugendlichen deutlich an. Von den Siebtklässler/innen blieb ein Drittel nach der Schule ganz zu Hause, die anderen haben im Durchschnitt etwa zwei Stunden außer Haus verbracht. Von den Neuntklässler/innen sind noch 17 Prozent zu Hause geblieben, die anderen waren im Durchschnitt noch einmal für etwa drei bis 3,5 Stunden weg.[100] Die Zwölftklässler/innen sind fast alle (94 %) nach der Schule noch einmal außer Haus gegangen, im Durchschnitt etwa 3,5 bis vier Stunden lang. Diese Ergebnisse decken sich weitgehend mit den in Kapitel 3.2 berichteten Angaben der Zeitbudgetstudie des Statistischen Bundesamtes, wobei dort die Werte nicht so stark nach Alter differieren, aber die gleiche Tendenz zeigen (vgl. Holz 2000: 164 ff., s.a. Darstellung 2, S. 50). Die Zeiten außer Haus sind teilweise durch kurze oder längere Zwischenaufenthalte in der elterlichen Wohnung unterbrochen worden. In anderen Tagesabläufen fanden bei kontinuierlicher Abwesenheit von zu Hause mehrmalige Ortswechsel statt.

Wie verhält sich dieser Befund der Raum-Netz-Jugendstudie zu dem selbst berichteten Verhalten der benachteiligten Jugendlichen? Ihre eigene Darstellung ist verdichteter als die genaue Protokollierung eines konkreten Tages, denn sie geht vom ‚gefühlten' Regelfall aus. Möglicherweise bleiben die benachteiligten Jugendlichen auch mal einen Tag nach der Schule zu Hause, als Regelfall gab dies jedoch nur ein Befragter an. Fast unisono haben die Jugendlichen aus Vahrenheide gesagt, vom späten Nachmittag bis in den Abend hinein durchgängig außer Haus zu sein. Die geschätzten Zeiträume liegen bei durchschnittlich etwa vier Stunden und reichen von zwei bis zu acht Stunden. Damit bestätigt sich der all-

[100] In der 9. Klasse war eine Übernachtung bei der Freundin dabei, die in der Betrachtung außer Acht gelassen wird, da sonst durch den stark erhöhten Durchschnittswert ein verzerrter Eindruck entstehen würde.

gemeine Eindruck, dass benachteiligte Jugendliche längere und häufiger durchgehende Zeiträume außer Haus verbringen. Gleichwohl wird es eine Subgruppe privat orientierter benachteiligter Jugendlicher geben, die wiederum kaum in den öffentlichen Räumen in Erscheinung tritt.

Die Differenz ist nur graduell. Ältere Jugendliche der IGS-Linden sind ähnlich lange außer Haus. Und wenn in Betracht gezogen wird, dass der Altersdurchschnitt der in Vahrenheide befragten Jugendlichen mit 16,0 Jahren höher liegt als der Altersdurchschnitt von 15,1 Jahren der in der IGS-Linden untersuchten Jugendlichen, zudem in Vahrenheide etwas mehr Jungen, in Linden etwas mehr Mädchen einbezogen waren, nähern sich die Werte wieder aneinander an. Eindeutiger fällt da der Unterschied aus, dass die Jugendlichen in Vahrenheide offenbar seltener mal einen Tag lang ihre gesamte Freizeit zu Hause verbringen.

Die Auswertung hinsichtlich der Dichte der Aktionsräume ergab, dass die Jugendlichen der IGS-Linden im Durchschnitt 12,3 Orte in Hannover und Umgebung in ihrem Alltag regelmäßig[101] aufsuchen, dabei sind Schule und elterliche Wohnung nicht mit eingerechnet. Mit zunehmenden Alter erhöht sich die Anzahl von knapp elf auf knapp vierzehn durchschnittlich genutzte Orte. Auch eingerechnet methodischer Probleme der Vergleichbarkeit (s. Kap. 4.2.3) kann wohl festgestellt werden, dass die Anzahl der im Stadtteil und darüber hinaus im Stadtgebiet genutzten Räume bei den befragten Jugendlichen aus Vahrenheide, mit einem entsprechenden Durchschnitt von 6,7 Orten, deutlich geringer ausfällt.

In der Analyse der Aktionsräume der Jugendlichen der IGS-Linden wurde deutlich, dass das Ausmaß und die Verteilung der genutzten Räume unter den Schüler/innen stark differiert. Die individuellen ‚Netze' werden von der Lage der Schule in Bezug zur eigenen Wohnung geprägt. Außerdem bildet sich das Liniennetz des Öffentlichen Nahverkehrs stark in den individuellen Stadtkarten ab. Strukturiert durch diese Einflussgrößen sind in der Raum-Netz-Jugendstudie vier Muster jugendlicher Aktionsräume voneinander abgegrenzt worden. Diese Muster ergeben sich aus der Anordnung der genutzten Orte, jeweils bezogen auf den eigenen Wohnstandort. Da die Betrachtung der Aktionsraummuster und der sie strukturierenden Orte für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit interessante Aspekte aufzeigt, werden sie kurz vorgestellt.

Das erste Aktionsraummuster zeigt eine starke Wohnquartierorientierung. Es wird durch eine Häufung von fünf bis elf Orten im wohnungsnahen Umfeld geprägt, die meist fußläufig oder auch mit dem Rad oder Inlineskates erreicht werden. Der Wohnstandort liegt tendenziell innerhalb der Verdichtung. Vereinzelte weitere Orte (z.B. Fußballstadion, Innenstadt, Wohnungen einzelner Freund/innen oder Verwandter) liegen nicht im Wohnungsumfeld bzw. Stadtteil, und werden nur selten aufgesucht. Innerhalb dieses Musters lassen sich

[101] In der Untersuchung ist nach Orten gefragt worden, die bis zu einer Häufigkeit von ein mal pro Monat aufgesucht werden.

zwei Tendenzen unterscheiden. Bei der einen werden wenige Orte aufgesucht und diese auch nur selten, d.h. diese Netze sind weniger vielfältig, weniger frequentiert. Bei der anderen werden etwas mehr Orte aufgesucht und diese auch häufiger, d.h. diese Netze sind dichter und komplexer. Die letztgenannte Tendenz ist für Jugendliche mit einer starken institutionellen Anbindung typisch.[102]

Das zweite Aktionsraummuster weist ebenfalls eine relativ homogene Verteilung der aufgesuchten Orte auf. Die Konzentration im Zentrum ist dabei weniger dicht, die Orte liegen auch in anderen Stadtteilen und verteilen sich gleichmäßiger über die Stadt, der gesamtstädtische Bezug ist stärker ausgeprägt. Die Wohnung liegt relativ zentral, bindet aber keine anderen Orte um sich herum. Es zeigt sich eine aktive und vielseitige Nutzung, viele Orte in der Stadt werden relativ häufig aufgesucht. Die Strecken haben größere Reichweiten und alle Verkehrsmittel werden einbezogen.

Das dritte Muster zeigt weit auseinander liegende einzelne Orte. Es ergibt sich eine bipolare Anordnung, in der bestimmte Linien des ÖPNV prägend sind. Mehrere Aktivitäten liegen gruppiert in bestimmten Bereichen, z.B. in Schul- oder Wohnungsnähe. Die Schule und die eigene Wohnung liegen in diesen Netzen weit auseinander, d.h. es ist ein typisches Muster der Schüler/innen, die mindestens zwei Kilometer von der Schule entfernt wohnen und somit eine ‚SchulCard' für Stadtbahnen und Busse besitzen.

Beim vierten Aktionsraummuster sind die Aktivitäten und die damit gekoppelten Orte weit über die Stadt verteilt. Eine Hierarchie ist hierbei nicht erkennbar, es handelt sich um ein Netz ohne Zentrum. Einzelne Bereiche oder ‚Inseln' werden durch den Öffentlichen Nahverkehr verbunden, die Linienstrecken von Bussen und Bahnen zeichnen sich besonders deutlich in den Karten dieses Musters ab. Die Aktivitäten lagern sich an die gefahrenen Strecken an und werden dann zu Fuß aufgesucht. Die Häufigkeit der Aktivitäten variiert.

Diese Analyse zeigt, dass keineswegs von einer ‚Normalanzahl' der von Jugendlichen genutzten Orte oder von *dem* Aktionsraum von Jugendlichen ausgegangen werden kann. Die ersten beiden ermittelten Muster wurden in der Raum-Netz-Jugendstudie am häufigsten registriert, ihnen lassen sich jeweils knapp ein Drittel der Aktionsraumkarten der IGS-Linden-Schüler/innen zuordnen. Am seltensten kommt das vierte Muster vor. Bei Betrachtung der Aktionsräume der benachteiligten Jugendlichen aus Vahrenheide in Bezug auf diese vier Muster lässt sich eindeutig feststellen, dass sie weit überwiegend die Merkmale des ersten, stark wohnquartierorientierten Musters aufweisen. Dabei ist eine abweichende

[102] Die unterschiedlichen Aktionsräume stellen einen Aspekt der in der Studie entwickelten ‚Stadtkonstruktionstypen' dar. Das erste Aktionsraummuster prägt entsprechend der zwei genannten Tendenzen die Typen ‚häusliche Quartierfans' und ‚pragmatische Quartierflitzer' – im Unterschied zu ‚spontanen Stadtsurfern' (Aktionsraummuster zwei), ‚mobilen Stadtfahrern' (Aktionsraummuster drei) und ‚kommunikativen Stadthoppern' (Aktionsraummuster vier) – mit (vgl. Wüstenrot Stiftung (Hg.) 2009: 56 ff.).

charakteristische Mischung der beiden darin enthaltenen Tendenzen auffällig, denn es werden eher wenige Orte aufgesucht, aber diese besonders häufig.

Weiterhin sind bei näherer Betrachtung der Aktionsraummuster zwei Aspekte auffällig, die bei benachteiligten Jugendlichen seltener zu finden sind. Der erste Aspekt prägt insbesondere das bipolare dritte Aktionsraummuster. Bei den Schüler/innen der IGS-Linden, die in weiter entfernten Stadtteilen wohnen, ergibt sich manchmal eine Häufung von Aktivitäten in Schulnähe. Sie besuchen z.B. nach Schulschluss noch Schulfreund/innen in Linden oder halten sich gemeinsam im räumlichen Umfeld der Schule auf. Die Jugendlichen aus Vahrenheide, die zu über der Hälfte Schulen in anderen Stadtteilen besuchen, zeigten so gut wie keine über den reinen Schulbesuch hinausgehenden Bezüge zum Schulstandort. Bei den Berufbildenden Schulen mag es daran liegen, dass diese einen großen Einzugsbereich haben und nur wenige Schüler/innen überhaupt in Schulnähe wohnen. Aber auch bei den Haupt- und Realschulen in den Stadtteilen Vahrenwald oder Bothfeld zeigt sich anstatt einer Öffnung zu weiteren Sozialräumen eher die Abgrenzung. Bothfeld und der Stadtteil einer häufig besuchten Berufsbildenden Schule, Linden, gelten unter den Jugendlichen der Großwohnsiedlung als ‚gefährliche' oder ‚verfeindete' Stadtteile, die dementsprechend eher gemieden werden.

Der zweite Aspekt bezieht sich auf die Lebenssituation der ‚Patchworkfamilien' und findet sich häufig in den Aktionsräumen des zweiten und dritten Musters. Knapp die Hälfte der an der IGS-Linden befragten Jugendlichen lebt nicht mit beiden Elternteilen zusammen. Zum anderen leiblichen Elternteil besteht oftmals weiterhin Kontakt, der unterschiedlich gestaltet wird. Teilweise bestehen feste Besuchsrhythmen, wie z.B. jedes zweite Wochenende wird beim Vater verbracht oder wöchentlicher Wohnungswechsel zwischen mütterlicher und väterlicher Wohnung. Zudem geben einige Tagesprotokolle längere Aufenthalte bei Großeltern wieder. Der Besuchshäufigkeit entsprechend haben diese Jugendlichen teilweise auch in der anderen Wohnung ein eigenes Zimmer. Naheliegend entwickeln sie eine Bindung an den zweiten Wohnstandort und knüpfen weitere sozialräumliche Beziehungen. Durch solche familiären Konstellationen besteht die Notwendigkeit erhöhter Mobilität und Flexibilität. Davon werden auch die Raumhandlungspraktiken geprägt.

Vergleichbare Bindungen an getrennt lebende Elternteile und entsprechende Wohnungswechsel sind von den benachteiligten Jugendlichen in Vahrenheide nicht angesprochen worden. Auch wenn gut ein Drittel dieser Jugendlichen ebenfalls nur mit einem leiblichen Elternteil zusammenlebt, so bestehen offenbar weniger regelmäßige Kontakte zu dem anderen Elternteil. Weitere räumliche Bezüge können sich somit hierüber nicht entwickeln. Großeltern und weitere Familienmitglieder wohnen häufig im Stadtteil in der Nähe. Wenn dies nicht der Fall ist, eröffnen sich ebenfalls Bezüge zu anderen Stadtteilen. So berichtete eine Jugendliche aus Vahrenheide von regelmäßigen Besuchen bei der Großmutter in einem weiter entfernten Stadtteil, ein anderer Jugendlicher hält sich häufiger bei seinem

Cousin in einem Vorort von Hannover auf. Diese Fälle zeigen, dass familiäre Kontakte einen hohen Einflussfaktor hinsichtlich der Aktionsraumweite darstellen. Wenn die Angehörigen in einem enger gezogenen Areal angesiedelt sind, bleiben auch die räumlichen Erfahrungen der Jugendlichen in hohen Maße auf diesen Bereich begrenzt.

Die höhere innerstädtische Mobilität der Jugendlichen der IGS-Linden ist außerdem in Verbindung mit den bei ihnen häufigeren Wohnortswechseln zu sehen. Zwar sind die allermeisten dieser Jugendlichen in Hannover geboren (86 %), doch fast alle sind bereits einmal umgezogen. Bei knapp einem Drittel der untersuchten IGS-Schüler/innen liegt der letzte Umzug weniger als vier Jahre zurück. Die befragten benachteiligten Jugendlichen der Großwohnsiedlung sind dagegen zu über der Hälfte noch nie umgezogen, bei den übrigen liegt der Umzugszeitpunkt länger zurück. Damit sind die benachteiligten Jugendlichen – trotz des hohen Anteils an Migrations- also ‚Wanderungshintergrund' – besonders ortstreu.

Als Ergebnis bleibt festzuhalten, dass die untersuchten benachteiligten Jugendlichen eine erhöhte Außenorientierung aus den privaten Räumen aufweisen, bei gleichzeitig starker Binnenorientierung auf den Stadtteil. Bei der Interpretation ist zu berücksichtigen, dass ein kleinerer Aktionsraum nicht mit einer geringeren Handlungsfähigkeit in öffentlichen Räumen gleichgesetzt werden darf. Für eine solche Beurteilung sind stärker die jeweiligen Handlungsweisen ausschlaggebend, die, unabhängig vor der stadtweiten Streuung, in ihren Interaktionszusammenhängen sehr unterschiedlich sein können (vgl. Ahrend 1997: 208).[103] Angesichts der deutlichen Quartiersbezogenheit, die in der zum Vergleich herangezogenen Untersuchung ebenfalls überwiegend festgestellt wurde, ist der in Kapitel 3.2 berichtete ‚Trend' zum „location-hopping" (Breithecker/ Freesemann 2002: 207) als nicht sehr verbreitet und vermutlich nur eine privilegierte Gruppe der Jugendlichen betreffend[104] einzuschätzen.

7.1.2 Bevorzugte Räume

Welche Räume suchen Jugendliche auf, wenn sie in der Freizeit die elterliche Wohnung verlassen? Auch wenn das lokal verfügbare Angebot einen starken Einfluss ausübt, so zeigt die Analyse der Häufigkeiten, mit denen die Jugendlichen bestimmte Ziele ansteuern,

[103] Christine Ahrend stellt in ihrer Untersuchung der Raumaneignung von 9- bis 11-jährigen Kindern bei den Mädchen engere Aktionsradien fest. Sie betont, dass die bei Jungen größeren Aktionsradien nicht mit größerer Fähigkeit zur Auseinandersetzung gleichzusetzen sind. Die Jungen verbanden mit dem großräumigen Herumstreifen fast alle allein sein und sie erschlossen sich die öffentlichen Räume der Erwachsenen als Beobachtende, ohne dass Handlungen oder Kontakte folgten. Mädchen hingegen agierten in der Gruppe und knüpften anwesende Erwachsene in Rollenspiele oder Mutproben ein. Ahrend sieht darin eine größere Handlungsfähigkeit im öffentlichen Raum, trotz der insgesamt kleineren Aktionsradien (vgl. Ahrend 1997: 208).

[104] Für Erwachsene wurde der Zusammenhang von sozialer Position und Mobilität nachgewiesen und festgestellt, dass die zurückgelegte Distanz beim ‚Ausgehen' mit dem sozialen Status der Person steigt (vgl. Dangschat u.a. 1982: 294).

sowie die Zeitdauer, die sie dort verbringen, ihre Vorlieben innerhalb dieses räumlichen Rahmens an. Den IGS-Schüler/innen steht dazu ein vielfältigeres Repertoire unterschiedlicher lokaler Räume zur Verfügung, als den Jugendlichen der Großwohnsiedlung.

Hinsichtlich der Häufigkeit wie auch der Dauer der Aufenthalte rangieren bei den Schüler/innen der IGS-Linden private Wohnungen von Freund/innen, Verwandten und Bekannten an erster Stelle. Alle Schüler/innen besuchen regelmäßig Freund/innen zu Hause und fast zwei Drittel besuchen zusätzlich auch Verwandte in deren Wohnungen. In der Hälfte der von den Jugendlichen protokollierten Tage kommt ein entsprechender Besuch vor, dabei bestehen zwischen Mädchen und Jungen keine Unterschiede. Teilweise handelt es sich um kurze Abholsituationen, teilweise um sehr lange Aufenthalte. Insbesondere am Wochenende ist es offenbar beliebt, bei (gleichgeschlechtlichen) Freund/innen zu übernachten. Die Anzahl der Freund/innen, die besucht werden, ist in allen Altersstufen ähnlich. Im Durchschnitt werden vier bis fünf Freund/innen relativ regelmäßig zu Hause besucht, die Spanne reicht von einem bis zu zwölf befreundeten Jugendlichen. Verwandtenbesuche erweisen sich als eine Aktivität der jüngeren Jugendlichen.

Die Orte, die am zweithäufigsten von den befragten Jugendlichen der IGS-Linden in der Freizeit angesteuert werden, sind der Raumhandlungskategorie[105] ‚Schauen, Kaufen, Genießen in gebauten Räumen' zugeordnet worden. Gemeint sind Einkäufe in Geschäften, Shoppingtouren in der Innenstadt, (Eis)Cafébesuche und Flanieren in Straßenräumen. Dabei erweist sich die Innenstadt als ein besonderer Anziehungspunkt für Jugendliche. Dreiviertel der Mädchen und die Hälfte der Jungen der IGS-Linden sind regelmäßig in der Innenstadt anzutreffen. Gegenüber den eher punktuellen Einkäufen in den Geschäften des Stadtteils stellt sich die Fahrt in die Innenstadt in den Darstellungen der Jugendlichen als gemeinschaftliches Ereignis längerer Dauer dar. Gern wird ein solcher (Samtag)Nachmittag gemeinsam mit Freund/innen im Privaten abgeschlossen und die Einkäufe (Kleidung, aber auch häufig CDs oder Computerspiele) werden gemeinsam ausprobiert. Auch für Kinobesuche – bei über der Hälfte der Jugendlichen aller Altersstufen Freizeitbestandteil – werden die großen Kinokomplexe in der Innenstadt aufgesucht. Seltener wird ein unbestimmtes ‚herumgehen' oder ‚Freunde treffen' in bebauten Straßenräumen erwähnt. Diese von elf Prozent genannte Art der Aktivität wird weit überwiegend von jüngeren Jugendlichen ausgeübt. Als Orte sind bestimmte Straßen oder ganze Stadtteilareale aufgeführt worden. Wird allein diese Altersstufe betrachtet, so streifen immerhin knapp ein Viertel der jüngeren Jugendlichen in ihrer Freizeit im Stadtteil umher.

[105] Die sogenannten Raumhandlungskategorien sind in der Raum-Netz-Jugendstudie auf Basis des empirischen Materials als multidimensionale Betrachtungseinheiten entwickelt worden. Es sind Gruppierungen ähnlicher Handlungssituationen, die sich voneinander vor allem in der Art der genutzten Räume sowie den dort einfließenden Handlungskomponenten unterscheiden.

Mit zunehmenden Alter wird der Besuch von Cafés oder Eisdielen, bei den Zwölftklässler/innen dann auch von Diskotheken und Kneipen attraktiver bzw. erst möglich. Während die jüngeren Jugendlichen zum ‚Freunde treffen' Freiraumareale aufsuchen, so wird dazu bei den untersuchten Zwölftklässler/innen ein beachtliches Spektrum an Lokalitäten genannt und die Aktivität ‚Freunde treffen' bekommt häufig den Zusatz ‚Party machen'. 25 unterschiedliche Cafés, Diskotheken, Bars und Kneipen finden sich in den Karten der älteren Schüler/innen, bei den Neuntklässler/innen sind es vier und von den Siebtklässler/innen trug lediglich eine Jugendliche eine innerstädtische Pizzeria ein. Cafés und Kneipen werden überwiegend im Stadtteil aufgesucht, während die genannten Bars und Diskotheken meist in der Innenstadt liegen; stadtteilgelegene und innerstädtische Orte halten sich in etwa die Waage. Die um die 15 Jahre alten Neuntklässler/innen dürfen aufgrund der Altersbegrenzung noch keine entsprechenden Lokalitäten aufsuchen. Dennoch treffen sie sich sehr viel seltener als die jüngeren Jugendlichen mit ihrem Freundeskreis in Freiräumen. Sie veranstalten private Partys. Als Ort kommt nicht nur die elterliche Wohnung in Frage, sondern auch der Kleingarten.

Nahezu ebenso wichtig wie der Aufenthalt in den konsumorientierten Räumen ist den Jugendlichen der Besuch von institutionellen Räumen, in der Regel in Zusammenhang mit Sport. Weit mehr als ein Drittel der protokollierten Schultage beinhalten eine Aktivität in institutionellem Rahmen, besonders die zwölf- bis 16-Jährigen suchen entsprechende Einrichtungen auf. Die untersuchten Jugendlichen der IGS-Linden zeigen ein vielfältiges Spektrum sportlicher Interessen, die mit entsprechenden unterschiedlichen Räumen verbunden sind. Genannt wurden (geordnet nach Häufigkeit): Tanzen, Fitness/Bodybuilding, Fußball, Handball, Rugby, Tennis, Volleyball, Korbball, Ballett, Reiten, Aikido und Karate. Hinzu kommen sportliche Aktivitäten, die ohne Vereins- oder Terminbindung ausgeübt werden, wie Schwimmen und Eislaufen sowie die sportlichen Aktivitäten in Freiräumen (joggen, skaten, biken). Als besonders relevante, d.h. von vielen Jugendlichen regelmäßig aufgesuchte institutionelle Orte stellen sich Tanzschulen, Fitnessstudios und Schwimmbäder heraus. Die für Jugendliche vorgesehene Einrichtung des Jugendzentrums wird lediglich von elf Prozent der Befragten genutzt. Als weitere institutionelle Orte wurden noch Musikschulen, Büchereien und Kirchen/ Moscheen von diesen Jugendlichen genannt.

Die den öffentlich nutzbaren Grünanlagen zugehörige Raumhandlungskategorie lautet ‚Bewegen in (öffentlichen) Grünräumen'. In diesen Räumen werden ebenfalls zu einen großen Teil sportliche Aktivitäten ausgeübt, wie z.B. Eis laufen auf dem Maschsee oder Mountainbike fahren am Benther Berg. Zu den genutzten Orten zählen auch die Bolzplätze im Stadtteil. Jungen der neunten Klassenstufe verfügen über ein ganzes Netz von bis zu sechs Bolzplätzen, die sie wechselnd aufsuchen, je nachdem, wo sich der Freundeskreis aufhält. Mädchen dieser Altersgruppe gehen im Freiraum einem etwas breiteren, nicht so sehr auf Fußballspiel ausgerichteten Spektrum an Aktivitäten nach (z.B. spazieren gehen,

sonnen, Hund ausführen, joggen). Besonders für die jüngeren Jugendlichen sind Freiraumsituationen im unmittelbaren Wohnumfeld relevant, bei den älteren haben kleinere Freiräume im Quartier fast nur noch im Schulkontext Bedeutung, d.h. in Freistunden oder während Pausenzeiten. Der Spielplatz taucht in den Aktionsraumkarten nur ein Mal auf, ist also bei diesen Jugendlichen von ganz untergeordneter Bedeutung. Für Aktivitäten, die eher mit Erholung in Verbindung stehen, werden größere und zentrale Grünanlagen genutzt, nur vereinzelt kleine Stadtteilparkanlagen. Diese großen, stadtweit verteilten Freiräume erlangen erst bei den älteren Jugendlichen hohe Bedeutung. Sie ersetzen z.B. die von jüngeren frequentierten Schwimmbäder durch Badestellen an See- oder Flussufern. Mit einer durchschnittlichen Nutzungsdauer von etwa einer Stunde gehören eher kürzere Handlungssequenzen zu dieser Raumhandlungskategorie.

Die Befunde der Raum-Netz-Jugendstudie weisen insgesamt auf eine altersgebundene Interessensverlagerung bei den Jugendlichen hin. Diese geht aus von einer hohen Bedeutung von Spiel, Sport und Bewegung sowie einer noch recht hohen Integration in Sportvereine bei den jüngeren Jugendlichen. Die Interessen verschieben sich dann auf häufige Treffen mit Freund/innen im Privaten und stärkeren Gruppenzusammenschluss. Bei den älteren Jugendlichen kommt es schließlich zu einer hohen Beliebtheit des Ausgehens und Feierns in öffentlichen Lokalitäten und der weitgehenden Unabhängigkeit vom Stadtteilleben.

Welche Unterschiede fallen nun zu den von benachteiligten Jugendlichen aufgesuchten Raumkategorien auf? Zunächst haben private Räume bei den befragten benachteiligten Jugendlichen ganz offensichtlich keinen vergleichbaren Stellenwert in ihrem Raumnutzungskontingent. Sie halten sich nicht nur allein, sondern auch gemeinsam mit anderen seltener zu Hause auf. Insbesondere die befragten Jungen verbringen allenfalls ‚ab und zu' gemeinsam mit Freund/innen Zeit in den elterlichen Wohnungen. Dieser Unterschied lässt sich, im Einklang mit den in Kapitel 6 einleitend dargelegten Aussagen der benachteiligten Jugendlichen, auf räumliche Enge sowie hohe familiäre Kontrolle zurückführen. Während die meisten (85 %) der hierzu befragten Schüler/innen der IGS-Linden ein eigenes Zimmer zur Verfügung haben, haben dies in Vahrenheide nur gut zwei Drittel (70 %).

In der Untersuchung der Schüler/innen der IGS-Linden stellt sich zudem eine an das Alter gekoppelte Verlagerung der Orte zum Freund/innen treffen und ‚Party machen' heraus. Die jüngeren Jugendlichen suchen dazu in der Regel Wohnumfelder und Bolzplätze auf, die mittlere Altersstufe trifft sich in privaten Wohnungen und die älteren Jugendlichen gehen aus, sowohl in Lokalitäten im Stadtteil als auch in der Innenstadt. In Vahrenheide bleiben Wohnumfelder und jugendbezogene Einrichtungen auch bei älteren Jugendlichen für die Freizeitverbringung relevante Orte. Für ihre Zusammenkünfte sind keine adäquaten Privaträume verfügbar und ein dem Stadtteil Linden vergleichbares Angebot an Cafés oder Kneipen ist in der Großwohnsiedlung nicht vorhanden. Diskothekenbesuche sind bei älteren benachteiligten Jugendlichen ebenfalls üblich, doch nutzen sie dabei nicht die gleiche

Vielfalt an Veranstaltungsorten, wie die Oberstufenschüler/innen, die am Abend gern eine Reihe von Orten nacheinander aufsuchen. Von den vahrenheider Jugendlichen wurden eher Großdiskotheken der Innenstadt oder am Stadtrand genannt, als kleinere Bars oder Clubs. Der Vergleich zeigt also, dass die benachteiligten Jugendlichen bezüglicher ihrer ‚Gesellungsorte' auf wohnungsnahe Freiräume verwiesen bleiben, während andere Jugendliche ihre Treffpunkte mit steigendem Alter in private und konsumorientierte öffentliche Innenräume verlagern.

Hinsichtlich der Nutzung von öffentlichen Institutionen zeigt sich in der Raum-Netz-Jugendstudie eine deutliche Vorliebe für sportorientierte Institutionen. Die am häufigsten betriebenen Sportarten, Tanzen, Fitness/Bodybuilding, Fußball und Schwimmen, sind auch bei benachteiligten Jugendlichen beliebt. Doch der bei den IGS-Schülerinnen häufige Besuch von Tanzschulen kommt hier nicht vor. Es besteht auch kein vergleichbar breites Spektrum ausgeübter Sportarten, sondern es bleibt bei ihnen im Wesentlichen bei den drei Sportarten Fitness, Fußball und Schwimmen. Diese Aktivitäten werden informell auf Bolzplätzen im Stadtteil oder in öffentlichen Bädern ausgeübt, selten im Rahmen institutioneller Vereinsanbindung.

Jugendzentren oder ähnliche Jugendeinrichtungen nutzen die Jugendlichen aus Vahrenheide hingegen deutlich stärker als die IGS-Schüler/innen. Sie suchen häufig täglich und für lange Zeitspannen eine der beiden Jugendeinrichtungen der Großwohnsiedlung auf. Auffällig ist, dass die benachteiligten Jugendlichen in diesen Einrichtungen einen großen Teil der Aktivitäten ausüben, für die Jugendliche in anderen Stadtteilen unterschiedliche Räume aufsuchen. Die Jugendeinrichtungen sind sowohl Orte des sozialen Beisammenseins, als auch der sportlichen Aktivität (Bodybuilding, Tanzen, Billard, Tischfußball, Fußballturniere, etc.), der Entspannung (Zeitschriften lesen, Musik hören) und der (Weiter-)Bildung (Bewerbungstraining, Trommelkurs, Nähkurs).

Die IGS-Schüler/innen suchen häufiger kleinere Grünanlagen im Stadtteil auf und nutzen diese auch stärker für sportliche Aktivitäten, indem sie dort joggen und mit Inlineskates oder Mountainbikes fahren. Der Grünzug in Vahrenheide bietet dazu offenbar wenig Anreiz. Einige Mädchen nutzen diesen zwar ebenfalls, doch zumeist werden Räume im Wohnumfeld aufgesucht, wo sie in geringerem Ausmaß ebenfalls Inline skaten oder Rollschuh laufen. Die sportlich-spielerische Nutzung öffentlicher Räume ist insgesamt in Vahrenheide herabgesetzt. Fahrräder werden weniger benutzt, weder zum spielerischen Gebrauch noch zur Fortbewegung. Joggen wurde in der Großwohnsiedlung nicht beobachtet. Kleine dezentrale Grünanlagen sind in der Großwohnsiedlung nicht vorhanden. Die Bolzplätze werden jedoch, wie in Wohnumfeldern anderer Stadtteile auch, stark beansprucht und sind von hoher Attraktivität für jüngere Jugendliche. Dagegen werden Spielplätze in Vahrenheide sehr viel mehr von Jugendlichen genutzt, während diese Räume für die IGS-Linden-Schüler/innen so gut wie keine Rolle spielen. Die benachteiligten Jugend-

lichen nutzen demnach Spielplätze als dezentrale Grünanlagen, zumal sie die Spielplatzfunktionen kaum in Anspruch nehmen. Die gesamtstädtischen Grünanlagen, die von den älteren IGS-Schüler/innen zur Erholung, zum Schwimmen, zum ‚Sich-Zeigen' und zum Treffen aufgesucht werden, sind wiederum für benachteiligte Jugendliche aus Vahrenheide nicht von Bedeutung.

Die Raumhandlungspraktiken der benachteiligten Jugendlichen zeigen im Vergleich geringere Vielfalt an unterschiedlichen Aktivitäten und stärkere Konzentration auf wenige Orte. An diesen Orten sind sie dann sehr lange anwesend, denn hier spielt sich alles für sie Wichtige ab. Auffällig ist, dass die Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher in der Großwohnsiedlung stark denen jüngerer Jugendlicher in anderen städtischen Räumen gleichen. Das bedeutet, dass diese Jugendlichen von einer altersgemäßen Entwicklung ausgeschlossen bleiben. Sie verharren in ihren lokalen ‚Öffentlichkeitsnischen', denn andere Räume bleiben für sie – aus noch zu diskutierenden Gründen – weitgehend unzugänglich.

7.2 Raumtypologischer Vergleich

Um die Raumhandlungspraktiken in den von benachteiligten Jugendlichen stark genutzten Räumen mit Situationen in ähnlichen Raumtypen vergleichen zu können, werden die Ergebnisse der raumtypologischen Jugendstudie herangezogen (s. Herlyn, von Seggern, Heinzelmann, Karow 2003). Es handelt sich dabei um eine Untersuchung der Raumnutzungsweisen Jugendlicher an sechs raumtypologisch ausgewählten Orten in Hannover. Bei dem Vergleich wird davon ausgegangen, dass es sich zwar um die gleiche Art von Räumen handelt, dass jedoch die räumliche Situation am konkreten Ort insbesondere durch die Situierung in anderen städtischen Kontexten vielfältige Unterschiede aufweist. Die Differenzen werden nicht nur die sozialen Milieus der jeweiligen Nutzergruppen betreffen, sondern die gesamte Multidimensionalität der Räume in der Verschränkung von baulicher Struktur, administrativen Einflüssen und sozialen Aneignungsprozessen.

Für die Betrachtung der Freiraumsituation in Räumen eingeschränkter Öffentlichkeitsgrade können die Wohnumfelder eines anderen Stadtteils von Hannover und eine Brache herangezogen werden. Als Vergleichsräume für Freiräume höheren Öffentlichkeitsgrads dienen ein zentraler Stadtplatz, zwei Stadtbahnhaltestellen und ein Quartierspark. Für die institutionellen Gebäude-Räume wird die Situation in einem Jugendzentrum eines anderen Stadtteils angeführt.

Ein Vergleich mit weiteren Gebäude-Räumen höherer Öffentlichkeitsgrade muss unterbleiben, denn an solchen Orten wurden in der raumtypologischen Jugendstudie keine Untersuchungen durchgeführt. Orte mit diesen räumlichen Charakteristika haben sich in der vorliegenden Arbeit für benachteiligte Jugendliche als wenig bis gar nicht relevant erwie-

sen. Repräsentative Jugendstudien belegen, das dies in der Tendenz allgemein bei Jugendlichen der Fall ist. Aktiv in einer Partei sind lediglich zwei Prozent aller Jugendlichen, weitere zwei Prozent sind bei einer Gewerkschaft organisiert, drei Prozent beteiligen sich an einer Bürgerinitiative und vier Prozent an einer Hilfsorganisation (Greenpeace etc.). Bei der Feuerwehr oder einem Rettungsdienst sind sieben Prozent der Jugendlichen eingebunden, diese Organisationsform wird jedoch in ländlichen Gebieten eine größere Rolle spielen als in der Stadt. Immerhin 15 Prozent der Jugendlichen gaben an, in der Kirchengemeinde oder einer Kirchengruppe aktiv zu sein (vgl. Shell Deutschland Holding (Hg.) 2006: 126).[106] Dieser vergleichsweise hohe Wert wird mit der institutionellen Eingebundenheit über die kirchlichen Rituale des Jugendalters, wie Konfirmation oder Firmung, in Verbindung stehen. Insgesamt kann diesen Zahlen entnommen werden, dass sich immerhin ein Teil der Jugendlichen für diese Bereiche interessiert und in entsprechende Organisationen integriert werden kann, während dies bei benachteiligten Jugendlichen in der Großwohnsiedlung noch seltener vorkommt.

7.2.1 Freiräume mit eingeschränktem Öffentlichkeitsgrad: Wohnumfelder in Bothfeld und eine Brache in der Südstadt

Als Vergleichsreferenz für die Situation in Wohnumfeldern wird der Prinz-Albrecht-Ring im Stadtteil Bothfeld herangezogen. Bothfeld liegt wie Vahrenheide am nördlichen Stadtrand von Hannover. Es handelt sich aber nicht um eine Großwohnsiedlung, sondern um einen bereits im 12. Jahrhundert erwähnten Ort mit eigenem Dorfkern, der später eingemeindet wurde. Während Vahrenheide ein Stadtteil mit teilweise sehr hohen Armutsausprägungen ist, weist Bothfeld überwiegend niedrige bis sehr niedrige Armutsausprägungen auf (vgl. Buitkamp 2001: 79 ff.). Das betrachtete Wohnumfeld befindet sich auf dem Gelände der 1994 geschlossenen Prinz-Albrecht-Kaserne. Auf der dreizehn Hektar großen Fläche sind im Rahmen eines Pilotprojekts zum familiengerechten Bauen Reihenhäuser erbaut und vorrangig an junge Familien vergeben worden. Zum Untersuchungszeitpunkt (2002) wohnten hier knapp 900 Personen. Darunter war der Anteil von Kindern im Grundschulalter und jüngeren Jugendlichen deutlich erhöht.

Die Mitte des nun Prinz-Albrecht-Ring genannten Wohngebiets bildet der ehemalige Exerzierplatz. Er wurde in eine Grünanlage mit Spielplatz, Fußballfeld und Unterstand für Jugendliche umgestaltet. Am Rand des Wohnquartiers liegen die Gebäude einer Privatschule mit Grundschul- und Gymnasialbereich, einer Förderschule und einer Einrichtung für behinderte Menschen. Im südlichen Bereich befindet sich ein Supermarkt und eine kleine Ladenzeile als Infrastruktur zur Versorgung des täglichen Bedarfs. Außerdem gibt es eine Kindertagesstätte und eine große Sporthalle. Und schließlich liegen noch einige Bereiche

[106] Diese Angaben sind in der 14. und der 15. Shell-Jugendstudie gleich, es hat zwischen 2002 und 2006 diesbezüglich keine Veränderungen gegeben (vgl. Shell Deutschland Holding (Hg.) 2006: 126).

brach. Dies betrifft einige Freiflächen und zwei ehemalige Panzer- bzw. LKW-Wartungshallen.

Damit weist dieses Wohnumfeld ähnliche baulich-räumliche Charakteristika auf, wie die Wohnumfelder in der Großwohnsiedlung, aber auch viele Unterschiede im Detail. Es gibt jeweils Spiel- und Bolzplatzangebote, aber in Vahrenheide sind diese Orte kleiner, abgelegen und weniger aufwändig gestaltet als die ganz neu erbauten in Bothfeld. In Vahrenheide gibt es auch keinen extra für Jugendliche im Wohngebiet eingerichteten Unterstand. In Nähe der Wohngebäude befinden sich jeweils auch andere Gebäudenutzungen, wie Einrichtungen für Senior/innen oder Kinder und Ladenzeilen. Diese sind in Bothfeld etwas vielfältiger und dichter. Dort gibt es zudem noch brach liegende Räume.

Wie gestalten sich in Bothfeld die Raumhandlungspraktiken der Jugendlichen, die überwiegend nicht zu der sozialen Gruppe benachteiligter Jugendlicher gehören? Kommunikation ist – wie in allen anderen diesbezüglich analysierten Räumen auch – die dominierende Aktivität der Jugendlichen im Wohnumfeld am Prinz-Albrecht-Ring. Sie unterhielten sich meist miteinander und vereinzelt telefonierten sie mit ihren Handys. Im raumtypologischen Vergleich der Studie haben sich die Räume im Wohnumfeld als besonders bewegungs- und sportbetont genutzte Räume herauskristallisiert. Spiel, Sport und Bewegung erwiesen sich als zentrale Elemente des Freiraumverhaltens der Jugendlichen am Prinz-Albrecht-Ring. In etwa der Hälfte der beobachteten Situationen waren die Jugendlichen am Prinz-Albrecht-Ring in dieser Weise in Aktion, d.h. sie gingen, schlenderten oder liefen durch den Raum, sie fuhren mit dem Fahrrad oder sie führten einen Hund aus. Hinzu kommt ein weiteres Drittel der Situationen, in denen Spiel und Sport in Form von Fußball, Basketball oder mit den Geräten des Spielplatzes die dominante Aktivität der Jugendlichen war. Fast in jeder vierten Situation brachten die Jugendlichen entsprechend einen Fußball oder Basketball mit. Handlungen mit mehr Ruhe oder Ortsgebundenheit, wie auf den Bänken aber auch anderswo sitzen oder liegen oder auch ein deutlich erkennbares Beobachten anderer, kamen dagegen relativ selten vor.

Die Jugendlichen waren meist allein, zu zweit oder in einer kleinen Gruppe unterwegs. Größere Gruppen fanden sich eher speziell zum Fußballspiel zusammen. Die Jugendlichen waren in über der Hälfte der beobachteten Situationen spätestens nach einer halben Stunde nicht mehr vor Ort. Aufenthalte einer längeren Dauer als 1,5 Stunden sind gar nicht beobachtet worden. Teilweise suchten die Jugendlichen gezielt am Rand gelegene Orte auf, um ungestört zu sein. Sie ziehen sich z.B. an einen Müllcontainerunterstand oder in ein Gebüsch an der Turnhalle zurück. Außerdem hat sich eine Jugendgruppe eine leerstehende Panzerhalle als Treffpunkt angeeignet. Wegen der lauten Musik der Jugendlichen, die dort häufig Partys gefeiert haben, war es bereits zu Konflikten gekommen. Der speziell für Jugendliche gedachte Unterstand wird genutzt, allerdings nur von Jungen. Sie kritisierten, dass das Dach des Unterstandes zu klein sei und Bänke fehlten.

In ungefähr jeder siebten Situation – und damit im Raumvergleich recht häufig – sind Rangeleien oder Provokationen unter den Jugendlichen aufgetreten. Konkurrenzen um die Nutzung bestimmter Raumelemente scheinen bei diesen Auseinandersetzungen eine wesentliche Rolle zu spielen. Insbesondere um die Nutzung des Fußballplatzes und des Basketballkorbes sind Streitigkeiten beobachtet worden, die in einem Fall in eine kleine Schlägerei ausarteten. Seltener wurden Auseinandersetzungen mit Erwachsenen registriert. In zwei Situationen wurde beobachtet, wie der Hausmeister der Privatschule Jugendliche vom Sportplatz der Schule verwies. Die Jugendlichen verließen den Platz ohne Protest und in einer Situation hat dies anschließend zur Verdrängung von zwei jüngeren Jugendlichen vom Basketballkorb am Spielplatz geführt. Generationskonflikte machen sich an Lärmbelästigungen fest. Jugendliche beklagten sich, dass es immer gleich Ärger mit den Senior/innen gäbe, wenn sie etwas lauter wären. Bei Partys würde gleich die Polizei geholt. Zwei Mädchen drehten den Spieß um und beschwerten sich in den Gesprächen darüber, dass die Senior/innen ihre Fernseher zu laut drehen würden.

Insgesamt gesehen stellen die Jugendlichen hier keine so deutlich im Freiraum präsente Gruppe dar, denn ihr Anteil an allen Anwesenden betrug lediglich 15 Prozent, steigerte sich allerdings in den Abendstunden, wenn andere Altersgruppen weniger im Raum anwesend sind. In Bothfeld dominierten die Kinder mit 39 Prozent sehr viel stärker die im Wohnumfeld sichtbare Altersstruktur. Die hier befragten Jugendlichen meinten entsprechend, das Gebiet sei mehr für Kinder gestaltet. Auffallend ist jedoch, dass nicht nur direkt anwohnende Jugendliche am Prinz-Albrecht-Ring angetroffen wurden. Ein Drittel der vor Ort befragten Jugendlichen ist aus anderen Stadtteilen hierher gekommen, sei es, dass sie hier zur Schule gehen, Freund/innen besuchen oder gezielt den Fußball- oder Basketballplatz aufsuchen. Die Grenzen zu anderen Stadtteilen sind in diesem Raum offenbar durchlässiger, da Jugendliche aus anderen Stadtteilen eine gewohnte Ergänzung darstellen. Erwachsene Anwohnende sahen dies eher mit Besorgnis. Das Gebiet solle kein ausgeprägter Anziehungspunkt für Jugendliche werden, denn zu viele Jugendliche sind auch hier nicht erwünscht.

Was bedeuten diese Befunde im Vergleich mit der Situation der benachteiligten Jugendlichen in der Großwohnsiedlung? Spiel- und sportorientierte Handlungsweisen sind in Vahrenheide sehr viel seltener zu beobachten. Dort dominiert ein eher statisches geselliges Beisammensein. Deutet dieser Unterschied auf ein mangelndes Interesse an spiel- und sportlichen Aktivitäten seitens der benachteiligten Jugendlichen hin? Zu vermuten wäre eher ein Zusammenhang mit der längeren Aufenthaltsdauer, während der sie kaum durchgängig in gleichem Ausmaß aktiv sein können. Außerdem sind die Unterschiede der Ausstattung und Gestaltung als Einflussfaktor augenfällig. Die Spiel- und Sportangebote liegen in Bothfeld zentral. Die verkehrsberuhigte Wohnstraße führt ringförmig um den Innenbereich mit Spielplatz herum und bietet ständigen Sichtkontakt. Die Straßen in Vahrenheide

sind dagegen stärker von Autos befahren und dienen mehr der Verbindung unterschiedlicher Aufenthaltsorte, als dass sie eigene Aufenthaltsqualität böten. Und schließlich werden die Bolzplätze auch in Vahrenheide häufig genutzt, außer wenn sie durch mangelnde Pflege gänzlich unbenutzbar geworden sind.

Der Vergleich der Gruppengrößen bestätigt, dass sich die Jugendlichen in den Wohnumfeldern von Vahrenheide mehr als in Bothfeld in größeren Gruppen zusammen finden. Wenn Jugendliche zeitlich befristet in Teilgruppen unter sich sein wollen, ziehen sie sich an verschwiegene Raumbereiche zurück. Dies konnte übereinstimmend festgestellt werden. In Bothfeld scheint dabei mehr Flexibilität möglich, denn die Jugendlichen verschwinden nur kurz zum Rauchen in ein Gebüsch und kehren anschließend gleich wieder an zentrale Orte zurück. Die benachteiligten Jugendlichen in Vahrenheide suchen solche Orte seltener auf, sie müssen dafür schließlich weitere Wege zurücklegen. Einige Gruppen jedoch verbringen lange Zeiträume an den verlassenen Orten der Großwohnsiedlung, haben diese gar zu ihren Orten erklärt. Dies hat vermutlich mit den in Vahrenheide aufgrund hohen Nutzungsdrucks noch verschärften Raumnutzungskonkurrenzen zu tun.

Konflikte drehen sich um Konkurrenzen der Raumnutzung, das war in Bothfeld nicht anders als in Vahrenheide. Auf dem Fußballfeld kann immer nur eine Gruppe spielen und es gibt auch nur einen Basketballkorb. Die leerstehende Panzerhalle ist von einer Gruppe Jugendlicher angeeignet worden, andere Jugendliche blieben davon ausgeschlossen. Auch diese Jugendlichen tragen Streit schon mal handgreiflich aus. Und auch die Bothfelder Jugendlichen werden von den Erwachsenen mit Besorgnis betrachtet. Die soziale Kontrolle ist hier jedoch höher und entsprechend werden schnell Reglementierungen getroffen. So ist die illegale Nutzung der brach liegenden Panzerhalle durch einen symbolischen Mietvertrag mit den Eltern sogleich legalisiert und klar geregelt worden. Vergleichbare Aneignungen leerstehender Wohnungen oder Kellerräume durch benachteiligte Jugendliche in der Großwohnsiedlung wurden hingegen als Einbruch kriminalisiert und unterbunden. Der zentrale Spielplatz des Prinz-Albrecht-Rings wird durch eine Spielplatzpatin betreut und kontrolliert, der attraktive Schulhof durch einen Hausmeister. Die Jugendlichen haben damit konkrete Ansprechpartner/innen, die ihnen Grenzen setzen, aber, wie es der Hausmeister zugab, auch schon mal ein Auge zudrücken. In Vahrenheide scheinen die Jugendlichen im Alltäglichen weniger Auseinandersetzungen mit Erwachsenen zu führen, die Distanzen sind größer. Doch dann, wenn Konflikte eskalieren, wird mit großer Härte und hoher medialer Aufmerksamkeit bis hin zur Inszenierung durchgegriffen.

Der Vergleich der Wohnumfelder weist also Unterschiede einerseits bezüglich der zahlenmäßigen Präsenz Jugendlicher aus: Es gibt in Vahrenheide schlicht mehr Jugendliche, die auch stärker in den Freiräumen ins Gewicht fallen, weil sie länger und in größeren Gruppen anwesend sind. Anderseits zeigen sich Unterschiede im Umgang mit den Jugendlichen, indem sie in Vahrenheide von den Erwachsenen mit mehr Distanz behandelt werden.

Die stärkere bauliche Verdichtung der Großwohnsiedlung erhöht die Anzahl der Jugendlichen und sie bedingt stärkere Anonymität und herabgesetzte soziale Kontrolle auch in Wohnumfeldern. Außerdem sind die Wohnumfelder unterschiedlich attraktiv gestaltet. Die für Kinder und Jugendliche gedachten Freiräume sind im Wohnumfeld Prinz-Albrecht-Ring sogar zentral positioniert, während sie in der Großwohnsiedlung in viele Ecken verstreut liegen. Es resultieren für die benachteiligten Jugendlichen weniger aktivitätsanregende Freizeitmöglichkeiten. Sie bekommen auch nicht durch noch so kleine Gesten, wie einen Unterstand, signalisiert, dass sie vor Ort erwünscht sind.

Ein weiterer öffentlich zugänglicher Raum mit typischerweise niedrigem Öffentlichkeitsgrad ist die Brache. Daher soll abschließend zu diesem Abschnitt noch kurz auf die Befunde zu den Raumhandlungspraktiken von Jugendlichen in einer städtischen Brache hingewiesen werden. Untersucht wurde das Gelände ‚Am Südbahnhof', mit stillgelegten Gleisanlagen der Deutschen Bahn und der angrenzenden Industriebrache einer Chemiefabrik. Es handelt sich um eine über 1,5 Kilometer langgezogene und zehn bis 150 Meter breite Fläche, die, von Gewerbebetrieben umgeben, innerhalb des Wohngebietes der Südstadt angesiedelt ist. Die Betriebe zeigen fast alle mit ihrer fensterlosen Rückfront zur Brache. Von den Rändern öffnet sich zur Mitte hin eine großzügige und offene Freifläche, die von Gleissträngen durchzogen ist. Am nördlichen und am südlichen Ende befinden sich leerstehende, teilweise verfallene Industriehallen.

Die Brache ‚Am Südbahnhof' hat sich in der raumtypologischen Jugendstudie als ein Ort mit einer spezifischen und gezielten Nutzung durch eine kleine Anzahl von fast ausschließlich männlichen Jugendlichen erwiesen. Es handelte sich dabei um Aufenthalte mit Wohn- und Rückzugscharakter, um Szene-Nutzung der Graffitisprayer sowie um die Nutzung als Materiallager, Kulisse (für Fotos für ein CD-Cover) oder Motorradübungsgelände. Innerhalb städtischen Gebiets besteht hier ein fast kontrollfreier Raum, in dem sich zwei Jugendgruppen in verschiedenen Gebäuden jeweils eigene ‚geheime' Treffpunkte eingerichtet haben und regelmäßig treffen, und in dem auch illegale oder halblegale Aktivitäten, wie Cannabiskonsum und Graffiti sprayen, ausgeübt werden, ohne dass ernsthafte Konsequenzen drohen. Ebenso ist hier mehr kreatives Schaffen beobachtet worden, als an anderen Orten. Die in der Brache mögliche Abgeschiedenheit durch die Weiträumigkeit des Geländes lässt die Vorstellung, einen eigenen, verschwiegenen oder unzugänglichen Raum zu haben, zu. Die Brache hat somit für die hier angetroffenen Jugendlichen eine Funktion inne, die nicht ohne weiteres von einem anderen Ort übernommen werden kann. Die Jugendlichen bewerteten den Raum einhellig positiv; er solle bleiben, wie er ist. Besondere Raumqualitäten liegen in den vielen Teilräumen einerseits und dem weiten, wilden Gelände andererseits. Die Wohnbebauung liegt zudem in einem Abstand, der die Gefahr von Lärmbelästigung ausschließt. Da der Raum brach liegt, und damit per definitionem keiner aktuellen Nutzung unterworfen ist, treten erst einmal keine Nutzungskonflikte auf.

Ein dem vergleichbarer Ort ist in der Großwohnsiedlung nicht vorhanden. Die nördliche Freifläche hat zwar Brachencharakter, bietet aber kaum Anreize für längere Aufenthalte oder kreatives Handeln. Unbebaut und offen gibt es hier keinerlei Rückzugsmöglichkeiten. Durch die direkt angrenzende Militäreinrichtung besteht auf der Freifläche in Vahrenheide sogar ein unangenehmes Gefühl der (gestrengen) Beobachtung.

7.2.2 Freiräume mit hohem Öffentlichkeitsgrad: Ein zentraler Stadtplatz, zwei Stadtbahnhaltestellen und ein Quartierspark in Vahrenwald

Der klassische Freiraumtypus mit hohem Öffentlichkeitsgrad ist der Stadtplatz. Der dem entsprechende Ort in der Großwohnsiedlung ist der Vahrenheider Markt. Hierbei handelt es sich um einen bezüglich des gesamtstädtischen Gefüges dezentralen Platz, dessen räumliche Mängel bereits benannt worden sind. Der hier nun angestellte Vergleich bezieht sich auf einen zentralen Platz mit einem vielfältigen und für Jugendliche attraktiven Angebot an Diskotheken, Kinos und Kneipen, den Raschplatz in Hannover-Mitte. Dies stellt eine deutlich andere sozialräumliche Situation dar, die nur grob skizziert werden muss, um interessante Einflüsse auf die jeweiligen Raumhandlungspraktiken aufzuzeigen.

Der Raschplatz liegt quasi hinter dem Hauptbahnhof von Hannover. Er wird tagsüber von sehr vielen Personen durchquert und wandelt sich in den Abendstunden, ganz besonders am Wochenende, in einen Raum der Jugendlichen, denn in diesen Zeiträumen sind sie die hier dominierende Nutzergruppe. Der Raschplatz ist ein hoch verregelter und kontrollierter Raum. Eine Hausordnung regelt den Zugang und die Nutzungen, überwacht wird die Einhaltung durch Wachpersonal und Videoüberwachungsanlage. Der Platzbereich selber verfügt kaum über Aufenthaltsqualität. Jugendliche kommen in großer Zahl hier hin, treffen sich, halten sich im Freiraum kurz auf und gehen bald gemeinsam in die Konsuminfrastrukturen der Randbebauung. In der raumtypologischen Jugendstudie wurde deutlich, dass sich die Jugendlichen bei einer entsprechenden Gestaltung sehr viel länger im Freiraum aufhalten würden. So aber ist der Raschplatz Ort der Kommunikation und des Beobachtens, in dem aktivere Handlungsformen keine Rolle spielen: Ein Treffpunkt mit im Hinblick auf kreative Ausdrucksformen eingeschränktem Bühnencharakter. Es kann hier die klassische repräsentative Nutzung des ‚Sehen-und-Gesehen-werdens' verzeichnet werden, die aber auf kurze Zeitintervalle beschränkt bleibt. Die Konflikte, die häufig mit dem verwehrten Zugang zu bestimmten Einrichtungen in Verbindung stehen, werden durch Polizei und Wachdienste unter Kontrolle gehalten. Anziehungspunkt sind die Einrichtungen der Randbebauung mit ihren Angeboten sowie die hohe Zahl der Jugendlichen, denen hier begegnet werden kann. Längerer Aufenthalt im Freiraum wäre für die Jugendlichen durchaus attraktiv (dies belegen auch die Ergebnisses eines Experimentes in der raumtypologischen Jugendstudie), wird aber durch die Gestaltung fast verhindert. Die vielen im Raum

anwesenden Jugendlichen sind im offenen Platzbereich kaum sichtbar und auf Anstehen in Warteschlangen diszipliniert.

Wird der Vahrenheider Markt in ähnlicher Weise genutzt? Auch dort sind in den Nachmittags- und Abendstunden regelmäßig Jugendliche anzutreffen. Der Vahrenheider Markt bleibt jedoch als Aufenthaltsort für bestimmte Jugendliche reserviert. Über einschüchterndes provozierendes Auftreten halten diese benachteiligten Jugendlichen andere Jugendliche fern und gewinnen Dominanz über den zentralen Ort des Stadtteils. Sie nutzen den Raum, um Stärke zu präsentieren, sich gegenüber anderen als mächtig zu erleben. Auch dieser Stadtplatz fungiert als Bühne, nur dass dort nur eine Gruppe Platz findet. Hier zeigen sich die Jugendlichen, die sich innerhalb der Altersgruppe auch unter Einsatz von Gewalt durchgesetzt haben. Während sich die Aufenthalte der Jugendlichen am Raschplatz auf kurze Zeitintervalle begrenzen, sind die benachteiligten Jugendlichen dauerhafter präsent. Am Vahrenheider Markt besteht keine attraktive Infrastruktur, die für räumliche Wechsel sorgen würde.

Für die benachteiligten Jugendlichen ist der Stadtteilplatz trotz des relativ hohen Öffentlichkeitsgrades kein anonymer Ort, an dem sie sich frei von sozialen Bindungen bewegen und entsprechend der Urbanitätsthese ein Stück Freiheit gewinnen können. Sie wissen, dass sie von Verwandten und Bekannten gesehen werden können, die ihr Verhalten genau registrieren. Auch die Jugendlichen kennen sich untereinander und haben gewisse Rollen und Positionen in diesem sozialen Gefüge eingenommen, die sich nicht so leicht abstreifen lassen. Da sich am Vahrenheider Markt offenbar nur eine Gruppe wirklich frei bewegen kann, haben sich die übrigen benachteiligten Jugendlichen andere Orte erschlossen, an denen sie sich präsentieren und treffen. Doch bei Orten in Wohnumfeldern verlieren sie das große Publikum, das sich dann im Wesentlichen nur noch auf den Freundeskreis beschränkt. Besser geeignet sind offenbar Stadtbahnhaltestellen, denn diese werden von benachteiligten Jugendlichen ähnlich eines Stadtteilplatzes genutzt. Zugespitzt kann formuliert werden: Der Raschplatz von Vahrenheide ist die Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel. Hier treffen sich viele Jugendliche, auch unterschiedliche Jugendgruppen interagieren, und einige besuchen die für sie attraktive Einrichtung des Stadtteils, das angrenzende Jugendzentrum Camp.

Die Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel in Vahrenheide ist ein wichtiger Treff- und Aufenthaltsort für benachteiligte Jugendliche aus dem Stadtteil. Diese Situation kann wiederum mit den Ergebnissen zu zwei anderen Stadtbahnhaltestellen verglichen werden, die im Rahmen der raumtypologischen Studie erhoben worden sind (vgl. Hengen 2002)[107].

[107] Dieser Abschnitt bezieht sich auf eine studentische Ausarbeitung, die im Rahmen des Forschungsprojektes ‚Zur Aneignung und Nutzung urbaner öffentlicher Räume durch Jugendliche' (raumtypologische Studie) am Institut für Freiraumentwicklung und Planungsbezogene Soziologie der Universität Hannover von David Hengen angefertigt wurde.

Über Erkundungsfahrten im gesamten, zwölf Linien mit 195 Haltestellen umfassenden, Stadtbahnnetz (vgl. üstra 2008: 2) wurden zwei Typen von Haltestellen als besonders von Jugendlichen genutzt identifiziert: Stadtbahnhaltestellen in Wohngebieten, bei denen die Streckenführung nicht in der Straße, sondern neben oder abseits einer Straße verläuft, sowie großräumige Stadtbahnendhaltestellen. Für diese beiden Typen ist jeweils eine Haltestelle beispielhaft mittels Beobachtungen untersucht worden. Beide Haltestellen liegen im Südwesten von Hannover. Es handelt sich um die Haltestelle Tresckowstraße der Linien 3 und 7 zwischen den hannoverschen Stadtteilen Mühlenberg und Wettbergen und um die Endhaltestelle der Linie 9 im Ronnenberger Stadtteil Empelde.

Zum Typus der neben oder abseits einer Straße gelegenen Stadtbahnhaltestelle in Wohngebieten gehört die Haltestelle Tresckowstraße, ebenso wie die Haltestelle Papenwinkel in Vahrenheide. Als für die Nutzung durch Jugendliche attraktive räumliche Aspekte der Haltestelle Tresckowstraße werden folgende Elemente hervorgehoben: Wetterschutzunterstände mit jeweils zwei Sitzbänken für zwei Personen, Beleuchtung, räumliche Nähe zu einem Jugendzentrum und einer Bezirkssportanlage. Hinzu kommen Versorgungsmöglichkeiten durch Kiosk und Supermarkt an der nachfolgenden Haltestelle. Vergleichbare Raumelemente weist auch die Haltestelle Papenwinkel auf.

An der Haltestelle Tresckowstraße hielt sich im Beobachtungszeitraum zeitgleich immer nur eine Jugendgruppe auf, die jeweils nicht mehr als sechs Jugendliche umfasste. Diese nutzten meist einen der beiden Unterstände auf dem Bahnsteig Richtung Innenstadt zum Aufenthalt. Die dominierenden Handlungen waren Kommunikation und Beobachtung, die Jugendlichen unterhielten sich, rauchten und tranken. Außerdem beobachteten sie die an- und abfahrenden Fahrgäste und kommentierten dies in der Gruppe. An dieser Linie hält tagsüber alle fünf Minuten, abends alle 7,5 Minuten eine Bahn an, so dass meist weitere Personen anwesend sind. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer der beobachteten Jugendlichen lag bei etwa einer Dreiviertelstunde. Nach 21 Uhr wurden zu den Bobachtungszeiten keine Jugendlichen mehr an dieser Haltestelle angetroffen. Die örtliche Polizei stufte die Haltestelle Tresckowstraße als ‚gefährlichen Ort' ein, denn hier würde sich eine Gruppe junger Spätaussiedler/innen treffen. Auch wenn diese Gruppe nicht beobachtet werden konnte, ist sie möglicherweise ein Grund, warum die anderen Jugendlichen die Haltestelle zu später Stunde meiden.

Die zweite untersuchte Stadtbahnhaltestelle, die Endhaltestelle Empelde, wurde von deutlich mehr Jugendlichen zeitgleich genutzt. Dafür ausschlaggebend scheint die Raumgröße zu sein. Die Endhaltestelle ist als Wendeschleife mit Umsteiganlage von Bahn zu Bus gestaltet. In der Mitte der Haltestellenanlage befindet sich ein großer Brunnen. Außerdem gehört ein Parkplatz zur Haltestelle. Die Bahnsteige sind komplett überdacht, beleuchtet und mit Schalensitzen ausgestattet. Es gibt Toiletten und einen Kiosk. Die gesamte Anlage

ist durch Hecken, Bäume und Mauern umgrenzt. In der Nähe befinden sich Einkaufsmöglichkeiten und eine Tankstelle mit kleinem Shop, außerdem grenzen zwei Wohngebiete an.

Im Beobachtungszeitraum hielten sich an der Endhaltestelle Empelde nachmittags in der Regel Jugendliche auf. Vier verschiedene, bis zu zehn Jugendliche umfassende Jugendgruppen kamen hier zusammen. Sie waren teilweise gleichzeitig im Raum, gingen sich aber aus dem Weg. Eine große Gruppe männlicher Jugendlicher hielt sich in der Raummitte am Brunnen auf. Diese Jugendlichen verhielten sich raumgreifend und unterhielten sich laut. Die an der Haltestelle aussteigenden Personen wurden von ihnen genau beobachtet, jungen Frauen riefen sie etwas zu. Eine weitere, etwas kleinere Jugendgruppe hielt sich am Rand der Endhaltestelle an einer Mauer auf. Sie blieben kommunikativ auf sich bezogen, telefonierten, rauchten und beobachteten aus der Entfernung die andere Jugendgruppe. Eine dritte Gruppe, vermutlich Aussiedler, hielt sich abends im Bereich des Warteraums auf. Sie unterhielten sich, rauchten und tranken Bier; ab und zu ging ein Jugendlicher der Gruppe zur Tankstelle, um einzukaufen. Die vierte beobachtete Gruppe traf sich abends auf dem Parkplatz in ihren Autos. Sie stiegen von einem in das andere Auto um, hörten dort Musik, gingen auch mal zur Haltestelle und zur Tankstelle. Alle vier beobachteten Gruppen blieben recht lange vor Ort, teilweise über drei Stunden, im Durchschnitt etwa zwei Stunden. Es konnte viel Kommen und Gehen innerhalb der Gruppen verzeichnet werden, aber keinerlei direkte Kontakte zwischen den Gruppen.

Die geschilderten Raumhandlungspraktiken an den Haltestellen zeigen, dass Jugendliche diese nicht wegen ihrer Abgeschiedenheit aufsuchen, sondern dass gerade die hier durch die ankommenden Bahnen garantierte Anwesenheit anderer Personen anziehendes Element ist.[108] Die benachteiligten Jugendlichen in Vahrenheide nutzen ‚ihre' Haltestelle in genau dieser Weise. Der Raumvergleich erhellt, warum sie die Haltestelle Papenwinkel in der auffälligen und für andere Altersgruppen anstößigen Weise nutzen, und nicht etwa eine der anderen Haltestellen in Vahrenheide. Es ist der geringe aber vorhandene Abstand zum Vahrenheider Markt, die Nähe zum Jugendzentrum und die Möglichkeit, den Bewegungsraum auf die angrenzenden Flächen bis hin zum Grünzug zu erweitern (vgl. auch Hengen 2002: 14). In der Großwohnsiedlung ist dies der einzige Raum, an dem die verschiedenen Jugendgruppen relativ angstfrei aufeinander treffen können und dies auch tun. Hier ist die

[108] Dieser Aspekt ist nicht nur für die Altersgruppe der Jugendlichen attraktiv, sondern offenbar auch für Senior/innen. In einem ungewöhnlichen Projekt des Altenzentrums Eichenpark in Hannover wird die Abwechslung versprechende Aura von Bushaltestellen gezielt zur Therapie demenzkranker Bewohner/innen genutzt. Hier wurden im Garten zwei ausrangierte Haltestellenschilder aufgestellt, versehen mit den Bezeichnungen ‚Sonnenallee' und ‚Blumengarten'. Auf dem Fahrplan stehen nicht die Abfahrtzeiten von Bussen, sondern die Zeiten von Mittagessen, Kaffee und Abendbrot. Die daneben stehenden Bänke sind ständig besetzt. Auch wenn nie ein Bus vorbeikommt genießen die dort sitzenden Senior/innen das Gefühl gewohnter Betriebsamkeit und sind nach Auskunft der Leiterin nun ausgeglichener. Zwei weitere Senioreneinrichtungen Hannovers sind dem Beispiel bereits gefolgt und haben ebenfalls Haltestellenschilder aufgestellt (vgl. HAZ 29.2.2008).

soziale Kontrolle und der Belebungsfaktor durch die stets zu erwartende Ankunft anderer Personen höher. Die Anwesenheit ist unverbindlich.

Abgesehen von Plätzen und Straßenräumen wäre in größeren und zentralen Grünanlagen ebenfalls ein höherer Öffentlichkeitsgrad zu erwarten. Doch, wie bereits berichtet, wird der Grünzug in Vahrenheide insgesamt und auch von den benachteiligten Jugendlichen eher wenig genutzt. Wie wichtig eine gewisse Belebtheit von Grünanlagen für deren Attraktivität ist, darauf wies Jacobs bereits 1961 hin (vgl. Jacobs 1976 [1961]: 65 ff.). Die Funktionen eines Quartierspark erfüllt der Grünzug von Vahrenheide nicht. Einige benachteiligte Jugendliche zeigen die diesem Raumtypus entsprechenden ruhebetonten Tätigkeiten an anderen Orten: Eben das immer wieder beanstandete ‚Abhängen' an Haltestellen oder auf Spielplätzen.

Dass Grünanlagen durchaus auch von Jugendlichen genutzt werden, zeigt der Verweis auf die Situation im Quartierspark Vahrenwalder Park. Der im dichtbesiedelten Stadtteil Vahrenwald gelegene gleichnamige Park erwies sich in der raumtypologischen Studie als stark genutzt und als ein für Jugendliche erstaunlich attraktiver Ort. Mit einer Größe von 2,5 Hektar nimmt er weniger als ein Drittel der Fläche des Grünzugs in Vahrenheide ein. Der Vahrenwalder Park verfügt über eine Gliederung in verschiedene Zonen mit unterschiedlichen Angeboten. Es gibt eine zentrale große Liegewiese, einen Laubengang mit Bänken und Wasserlauf, einen großen mit Hecken abgeteilten Kinderspielplatz, drei Grillecken und eine halbkreisförmige Stufenanlage um den Vorplatz vor einem Gebäude. Direkt am Parkrand liegen ein Freizeitheim und ein Hallenbad, dazwischen führt einer der insgesamt sechs Zugänge über einen Vorplatz mit Treppen und Rampen in den Park. Eine Mauer grenzt den Park von den umliegenden teilweise stark befahrenen Straßenzügen und der Wohnbebauung ab.

Eine hohe Präsenz benachteiligter Jugendlicher ist aufgrund der Sozialstruktur im Stadtteil Vahrenwald nicht zu erwarten (vgl. Buitkamp 2001: 81). Die Parkbesucher/innen weisen eine starke Altersmischung auf, fast nie sind Jugendliche allein im Raum. Die hier beobachteten Jugendlichen waren häufiger alleine und seltener in großen Gruppen unterwegs, manchmal waren Kinder in ihre Aktivitäten einbezogen. In knapp der Hälfte der beobachteten Situationen war Entspannung in Form von sitzen, liegen, sonnen, lesen, kuscheln oder dösen eine dominante Beschäftigung. Damit nutzten die Jugendlichen den Raum in der vorgesehenen Weise und ganz ähnlich wie Erwachsene.

Der Aufenthalt der beobachteten Jugendlichen war entweder kurz, z.B. einmal hindurch spazieren, oder er dauerte recht lang. Teilweise kamen diese Jugendlichen täglich in den Vahrenwalder Park und fanden sich dort als Gruppe zusammen. Die Gruppen interagierten untereinander, viele der Jugendlichen im Park waren einander bekannt. Konflikte sind eher selten beobachtet worden, was auch daran liegen mag, dass der Vahrenwalder Park ein

recht hoch kontrollierter Raum ist. Es herrscht nicht nur eine hohe Personendichte, sondern es patrouillieren auch sogenannte ‚Park-Ranger', d.h. beim Grünflächenamt der Stadt angestellte Aufsichts- und Kontaktpersonen, die auf öffentlichen Grünflächen Präsenz zeigen und bei Konflikten schlichtend eingreifen. Nach Auskunft des zuständigen Park-Rangers sei die Nutzung durch ‚Jugendgangs' ein wesentlicher Grund für die Aufnahme seiner Tätigkeit gewesen. Klagen darüber hätten seitdem deutlich abgenommen.

Die Betrachtung der Situation im Quartierspark zeigt, dass an einem solchen Ort Raumhandlungen stattfinden, die denen an der Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel in Vahrenheide ähneln. Nötig ist eine gewisse Belebtheit und eine gestalterische Struktur, die dies ermöglicht. Die dann stattfindenden Treffen von Jugendlichen in größerer Anzahl führen jedoch auch in diesem Raum zu Unwohlsein seitens der Erwachsenen und dem Bedürfnis, diese Gruppe besonders zu kontrollieren. Der Einsatz von Personen, die konstant zuständig und häufig vor Ort ansprechbar sind, hat sich dabei als ein lohnenswerter Weg erwiesen. Die Sicherheitsbedürfnisse Erwachsener werden zufriedengestellt, ohne dazu die Jugendlichen vertreiben zu müssen.

7.2.3 Gebäude-Infrastruktur für Jugendliche: Das Jugendzentrum Mühlenberg

Hinsichtlich der Nutzung von Gebäude-Infrastrukturen nehmen die speziellen Einrichtungen für Jugendliche eine herausragende Position ein. Sie werden von benachteiligten Jugendlichen besonders stark in Anspruch genommen, übertroffen nur von den Schulen, deren Besuch bis zu einem gewissen Alter verpflichtend ist. Werden Jugendeinrichtungen auch in anderen Stadtteilen ähnlich genutzt? Wie gestalten sich dort die Raumhandlungspraktiken der Jugendlichen?

Repräsentative Studien belegen, dass die Besucher/innen von Jugendzentren nicht dem allgemeinen sozialstrukturellen Querschnitt der Jugendlichen entsprechen. Nur für etwa ein Drittel aller Jugendlichen sind pädagogisch betreute Jugendtreffpunkte relevante Freizeitorte, davon gehen 13 Prozent öfter und 23 Prozent selten dorthin (vgl. Vogelgesang 2001: 83). Die Jugendeinrichtungen werden besonders von jungen Männern mit Migrationshintergrund und deutschen jungen Männern weniger privilegierter sozialer Milieus in Anspruch genommen (vgl. Deutsche Shell 2000: 206 f). Als Hauptbesuchergruppe gilt die Altersgruppe der 15- bis 17-Jährigen. Es handelt sich somit vorwiegend um Jugendliche, die noch zur Schule gehen oder in einer Ausbildung sind. Dies sind die Jugendlichen, die noch zu jung sind, um kommerzielle Einrichtungen wie Kneipen oder Diskotheken besuchen zu dürfen und die über nur knapp bemessene finanzielle Mittel verfügen. Daher gehen diejenigen, die mehr Geld zur Verfügung haben, nicht ins Jugendzentrum, um eine eventuelle Identifizierung mit dem nicht angemessenen Status zu vermeiden (vgl. Nolteernsting 1998: 102 f.). Trotz aller pädagogischen Bemühungen zeigt sich, dass sich die Jugendli-

chen in ihrer Freizeitgestaltung weniger am speziellen Angebotsprogramm der Jugendzentren orientieren, sondern mehr daran, was ihr Freundeskreis macht und wo dieser sich trifft (vgl. Siewert 1992: 44).

Vertieft betrachtet wird nun die sozialräumliche Situation in und um dem Jugendzentrum im Stadtteil Mühlenberg. Allerdings sind die Befunde zu den Raumhandlungspraktiken dort eher als Ergänzung zu den Raumnutzungsweisen benachteiligter Jugendlicher zu lesen, denn der Stadtteil Mühlenberg umfasst ebenfalls eine Großwohnsiedlung und zählt zu den prekären Quartieren in Hannover. Entsprechend weist sowohl die Stadtteilentwicklung als auch die Versorgung mit Angeboten für Jugendliche in Mühlenberg ähnliche Problemkonstellationen auf, wie in Vahrenheide. Die Ergebnisse können dennoch spezifizieren, ob die Situation am Jugendzentrum Camp bzw. dem Jugendkontaktladen der AWO Besonderheiten aufweist.

Zwischen 1965 und 1986 wurde der Stadtteil Mühlenberg als Großwohnsiedlung im Südwesten von Hannover auf dem Gelände eines Barackenlagers errichtet. Wie in Vahrenheide wurden überwiegend finanzielle Mittel des Sozialen Wohnungsbaus verwendet, wodurch Mühlenberg ebenfalls eine sehr hohe Quote an Belegrechtswohnungen aufweist (20,5 %). Durch die Orientierung an wechselnden städtebaulichen Leitbildern konnte sich kein einheitliches Stadtteilbild entwickeln. Neben aufgelockerter Bebauung mit drei- bis fünfgeschossigen Gebäudezügen wurden zehngeschossige, langgezogene Häuserzeilen errichtet. Außerdem entstand ein hochverdichteter Siedlungsteil mit neun- bis fünfzehngeschossigen Wohnhochhäusern am Canarisweg. Das Stadtteilzentrum Mühlenberger Markt wurde während des letzten Bauabschnitts fertiggestellt. Hier befindet sich heute das Jugendzentrum.

Der Anteil Kinder und Jugendliche (Personen unter 18 Jahren) an der Stadtteilbevölkerung liegt in Mühlenberg mit 22 Prozent (Vahrenheide 21 %) deutlich höher als der gesamtstädtische Vergleichwert von 15 Prozent. Auch der Indikator für materielle Armut, der Bezug von Hilfe zum Lebensunterhalt, ist in Mühlenberg stark erhöht. Mit einem Anteil von 21 Prozent HLU-Empfänger/innen, der bezogen auf die unter 18-Jährigen noch auf 41 Prozent steigt, sind diese Quoten stadtweit die höchsten (vgl. LHH (Hg.) 2005). Wie in anderen Großwohnsiedlungen auch, sind die Einrichtungen für Jugendliche verspätet und erst aufgrund des sich anstauenden Problemdrucks entstanden. Auf Initiative der Pastoren der Kirchengemeinden wurden zunächst ab 1971 in der ‚Kirchenbaracke' und ab 1974 in der ‚Jugendbaracke Juba' offene Jugendarbeit und Jugendgruppen angeboten. 1975 folgte der Spielpark Mühlenberg und 1977 schließlich das Jugendzentrum Mühlenberg (vgl. Eichstädt 1998: 98). Seit 1994 wird zusätzlich zweimal wöchentlich ein offenes Freizeitangebot für Kinder und Jugendliche in einem Container im Innenhof der Hochhäuser am Canarisweg durchgeführt.

Das Jugendzentrum befindet sich im Freizeit- und Bildungszentrum am Mühlenberger Markt, einem markanten Gebäudekomplex, in dem neben dem Jugendzentrum noch die Integrierte Gesamtschule, ein Freizeitheim, eine Stadtteilbibliothek und eine Dienststelle der Familien- und Altenhilfe angesiedelt sind. Es liegt im Souterrain des südöstlichen Gebäudeteils. Erreichbar ist es nicht direkt vom Marktplatz aus, sondern der Weg führt über Treppen und Rampen außen um das Gebäude herum ins Tiefgeschoss. An den anderen Seiten des Marktplatzes befinden sich eine Stadtbahnhaltestelle, Gastronomiebetriebe sowie ein ökumenisches Kirchenzentrum. Zum Jugendzentrum gehört ein Außengelände, mit einer gepflasterten Freifläche und Betonsockel-Sitzgruppe. Das Angebot an Räumlichkeiten und Aktivitäten ähnelt dem in Vahrenheide. Außer Donnerstags, dem ‚Gruppenaktionstag' wird an den Wochentagen täglich für einen Zeitraum von vier Stunden parallel zu anderen Angeboten offene Jugendarbeit betrieben. Montags ist dieses ‚Offene Tür-Angebot' auf die Altersgruppe unter 20 Jahre beschränkt. Damit soll, laut Angabe der Mitarbeiter/innen, der Vereinnahmung der Einrichtung durch einzelne ‚Cliquen' entgegengesteuert werden. Eine seit längerer Zeit geplante Sanierung der Räumlichkeiten ist immer wieder verschoben worden.

Es bestehen viele Parallelen zur Situation in Vahrenheide: die großwohnsiedlungstypische Vernachlässigung der Infrastrukturen, die hohe Prekarität der Bewohnerschaft und die baulichen Mängel. Als wesentlicher Unterschied kann die Lage des Jugendzentrums gewertet werden. Wenngleich der Eingangsbereich versteckt liegt und das Jugendzentrum in das Kellergeschoss gelegt wurde, so befindet es sich doch im Stadtteilzentrum am Marktplatz. Das Vahrenheider Jugendzentrum liegt hingegen ebenso wie der Jugendkontaktladen dezentral.

Seitens der Jugendzentrumsmitarbeiter/innen wurden die Besucher/innen in zwei charakteristische Nutzergruppen unterteilt. Jugendliche, die beinahe täglich kommen und das Offene-Tür-Angebot nutzen, wurden mit dem Begriff ‚Abhänge-Jugendliche' bezeichnet. Ihnen gehe es vorrangig um ‚Sehen-und-Gesehen-werden' sowie darum, Zusammenhalt zu erleben und zu zeigen. Im Bildungs- und Verhaltensbereich würden diese Jugendlichen teilweise erhebliche Probleme aufweisen, nicht so die andere Nutzergruppe. Dies sind Schüler/innen der Integrierten Gesamtschule, die über die Kooperation bei Arbeitsgruppen mit dem Jugendzentrum in Kontakt kamen. Sie nutzen gezielt die Angebote, interessieren sich auch für Außenaktionen wie Klettern oder Fußball, halten sich aber nicht im Offene-Tür-Bereich auf.

Das Jugendzentrum und auch die Außenbereiche erwiesen sich in der raumtypologischen Jugendstudie als Orte der großen Gruppen. Einzelne Jugendliche wurden hier nur sehr selten registriert. Meist waren die Jugendlichen paarweise oder in kleinen Gruppen unterwegs, doch jede vierte beobachtete soziale Situation bezog sich auf eine Gruppe, die mehr als fünf Jugendliche umfasste. Die größeren Gruppen wurden eher im Außenraum beo-

bachtet, im Jugendzentrum wurden dagegen mehr kleine Gruppen registriert. Es sind überwiegend von männlichen Jugendlichen genutzte Orte. Der Anteil der Mädchen lag im Außenraum wie auch im Jugendzentrum bei unter einem Drittel. Die Jugendlichen, die sich am Jugendzentrum aufhielten, wohnten überwiegend in der näheren Umgebung.

Durch die zentrale Lage des Jugendzentrums ist bedingt, dass der gesamte Raum täglich von vielen Personen gequert und genutzt wird. Meist sind alle Altersgruppen im Raum vertreten, der Anteil der Jugendlichen darunter ist überdurchschnittlich hoch. Das räumliche Setting weist eine Nähe zum Raumtypus Stadtplatz auf. Trotz der Altersmischung wurden direkte Interaktionen zwischen den Altersgruppen kaum beobachtet. Bei der Aufenthaltsdauer der Jugendlichen zeigte sich eine große Variationsbreite mit einer deutlichen Tendenz zu längeren Aufenthalten. Neben Kommunikation und dem Beobachten Anderer wurde in der Studie häufig spiel- und sportbetonte Nutzung verzeichnet. Dies kam im Außenraum vor – in Form von Fußball spielen, Sprünge mit dem Skateboard machen oder mit einem Einkaufswagen die Rampe herunterfahren – und häufiger noch im Innenraum, wo Tischfußball, Billard oder Playstation gespielt wurde. Die Bedeutung von Sport und Spiel drückt sich auch darin aus, dass die Jugendlichen oft Fahrräder, Skateboards, Inlineskates oder Fußbälle bei sich hatten. Relativ häufig sind Konflikte unter den Jugendlichen beobachtet worden, dabei ging es fast immer um Nutzungskonkurrenzen. Als Randbemerkung sei in diesem Zusammenhang erwähnt, dass auch in diesem Jugendzentrum während des Untersuchungszeitraums eine Playstation entwendet wurde. Es sind deswegen nicht wie in Vahrenheide Sanktionen verhängt worden, aber die Stimmung war gedämpft und von Misstrauen geprägt, denn der Vorfall konnte nicht geklärt werden.

An Parallelen der beobachteten Raumhandlungspraktiken zwischen benachteiligten Jugendlichen aus Mühlenberg und aus Vahrenheide sind zu nennen: Lange Aufenthaltsdauer und große Gruppen; der niedrige Mädchenanteil, aber keinesfalls reine Jungenräume; die Doppelnutzung durch eine angrenzende Schule, die kaum Interaktion zwischen den Jugendlichen stiftet; die Bestätigung der hohen Bedeutung von Beobachtung und Kommunikation.

Als Unterschied zeigt sich, dass die sportlich-spielerische Betätigung in Vahrenheide zumindest im Außenraum der jeweiligen Jugendeinrichtungen geringer ist. Es gibt am Jugendzentrum Camp keinen angrenzenden Platz mit zum Skaten geeignetem Bodenbelag (dafür aber seit neuestem eine kleine Skateanlage im Garten des Jugendzentrums), auch keinen Bolzplatz in direkter Nähe. Die Jugendlichen treffen sich an der Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel oder stehen auf dem Vorplatz des Jugendzentrums. Die Besucher/innen des Jugendkontaktladens halten sich im Innenhof der Hochhäuser auf, nutzen den Spielplatz dort als Sitzgelegenheit und Wetterschutz. Wie es sich beim Vergleich der Wohnumfelder schon andeutete, werden die benachteiligten Jugendlichen durch die räumliche Gestaltung zu mehr Passivität angehalten. In der Großwohnsiedlung Mühlenberg ist hingegen deutlich

mehr Aktivität möglich, somit auch für die dort ebenfalls als benachteiligt einzustufenden Jugendlichen. Die Kombination von Jugendzentrum und zentralem Platz bietet ihnen ‚urbane Spannung', den direkten Wechsel zwischen quasi privaten und öffentlichen Räumen. Diese räumliche Konstellation bringt ein höheres Ausmaß von Aktivität und Belebung mit sich. Gleichzeitig entstehen hier seltener gravierende und verfestigte Konflikte. Die in der Untersuchung des Jugendzentrums Mühlenberg bekannt gewordenen Konflikte zwischen Jugendlichen und Erwachsenen bezogen sich auf weiter abgelegene Orte im Stadtteil.

Insgesamt zeigt der Vergleich mit den Ergebnissen der raumtypologischen Jugendstudie, dass die Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher weniger stark raumtypologisch ausgeprägt und differenziert sind. Darstellerische und kommunikative Nutzungsweisen, die für Plätze typisch sind, finden sich an Haltestellen und in Wohnumfeldern. Diese Räume werden außerdem in ähnlicher Weise für Entspannung oder als Treffpunkt genutzt, wie in anderen Stadtteilen der Quartierspark. Anstatt in Cafés oder Diskotheken leben auch ältere Jugendliche Bedürfnisse nach Geselligkeit und Zusammensein eher in Freiräumen oder in den Jugendeinrichtungen, die sie im Wesentlichen als Aufenthalts- und Kommunikationsraum (zweites Zuhause) nutzen, aus.

Ebenso sind Unterschiede im Umgangsstil mit den Jugendlichen auffällig. In anderen städtischen Räumen wird gleich bei kleinen Regelwidrigkeiten reagiert. Die illegale Raumnutzung der Panzerhalle in Bothfeld wurde dabei weder bestraft noch unterbunden, sondern durch besorgte Eltern in legale Bahnen gelenkt. Für Ordnung sorgen häufig anwesende und persönlich bekannte Personen wie Hausmeister, Spielplatzpat/innen oder ‚Park-Ranger'. In Vahrenheide wird erst bei gravierenden Normverletzungen reagiert, und dann meist stark disziplinierend seitens anonymer Ordnungsinstanzen.

8. Ergebnisdiskussion: Multidimensionale Einflüsse des Raums Großwohnsiedlung

In diesem Kapitel erfolgt die Zusammenführung der in der Empiriedarstellung genannten Einzelergebnisse. Diese werden in Bezug auf die unterschiedlichen Dimensionen von Raum diskutiert und hinsichtlich der wechselseitigen Einflüsse analysiert. Dabei geht es vor allem um die Unterschiede und Besonderheiten dieser Raumhandlungspraktiken, die gegenüber denen anderer Jugendlicher abgegrenzt worden sind. Gefragt wird nach den Ursachen, die diese systematische Differenz bewirken.

Vier Dimensionen sind eingangs herausgearbeitet worden, die mit den Raumhandlungspraktiken zusammenwirken, diese nicht nur beeinflussen sondern auch mit ‚herstellen'. Analysiert werden Zusammenhänge mit der prekären sozialen Lage der Jugendlichen (soziale Dimension der Nutzer/innen), mit den materiell-baulichen Strukturen der Großwohnsiedlung Vahrenheide (bauliche Dimension der Raumbeschaffenheit), mit den impliziten Verhaltenserwartungen bestimmter räumlicher Settings (normative Dimension) und mit den administrativen Steuerungen (politische Dimension). Damit wird angestrebt, die Verhaltensweisen der (öffentlich sichtbaren) benachteiligten Jugendlichen als Teil eines komplexen Beziehungs- und Machtgefüges, als Teil des sozialen Raums, zu verstehen und in ihrer Sinnhaftigkeit zu deuten. Diese Betrachtungsweise führt schließlich zu Konsequenzen jenseits einseitiger Forderungen nach restriktiven oder disziplinierenden Verhaltensänderungen.

8.1 Auswirkungen der sozialen Lage

Benachteiligten Jugendlichen mangelt es an individuellen Ressourcen. Durch die Zugehörigkeit zu unteren sozialen Lagen sind sie von teilweise kumulativer Unterversorgung in zentralen Lebensbereichen betroffen, insbesondere in den Bereichen materielles Auskommen, psychosoziale Unterstützung und Bildung. Die Stadtteilanalyse verdeutlichte, dass sie sich in einer gesellschaftlich marginalisierten Position befinden. Sie haben kaum Einflussmöglichkeiten, werden latent als bedrohlich wahrgenommen und erfahren entsprechende misstrauische Behandlung. Es fehlt ein ausgleichender Halt und Orientierung gebender Bezug auf eine vergemeinschaftende Alltagskultur. Aus dieser benachteiligten sozialen Lage resultieren schlechtere Chancen auf gesellschaftliche Teilhabe. Im Folgenden wird ein Interpretationsversuch unternommen, der skizziert, welche Art von Einfluss die benachteiligte Lebenssituation auf die Raumhandlungspraktiken ausübt.

8.1.1 Unattraktive private Räume und unzugängliche Konsumorte

Die materiell begrenzte Haushaltssituation in den Familien der benachteiligten Jugendlichen hat zwei sich auf die Raumnutzung direkt auswirkende Konsequenzen. Die erste bezieht sich auf den Bereich der privaten Räume. Sowohl die Räume der elterlichen Wohnung als auch die Privatwohnungen der Freund/innen stellen sich für benachteiligte Jugendliche in der Großwohnsiedlung als wenig attraktiv heraus. Weitere private Räume, wie Kleingärten oder Privatwohnungen von Verwandten, stehen benachteiligten Jugendlichen als Alternative kaum zur Verfügung. Damit wird der in der Jugendphase bereits angelegte Drang in die öffentlichen Räume zusätzlich verstärkt.

Unattraktiv sind die privaten Räume hauptsächlich, weil sie wenig ‚Freiheitsgrade' aufweisen. Relativ kleine Wohnungszuschnitte wirken hier zusammen mit dem geringen Beschäftigungsanteil unter den Erwachsenen. Während andere Jugendliche häufiger die elterliche Wohnung für sich haben, weil ihre Eltern berufstätig sind, sind die benachteiligten Jugendlichen zu Hause selten ‚ungestört', d.h. ohne latente Kontrolle durch ebenfalls anwesende Geschwister oder Eltern. Teilweise können sie sich nicht einmal in ein eigenes Zimmer zurückziehen. Hinzu kommt, dass einige Eltern den Besuch von Freund/innen in der eigenen Wohnung nicht tolerieren oder stark eingrenzen.

In einigen Fällen wird die belebte Situation zu Hause durchaus positiv erlebt. Statt allein im eigenen Zimmer mit dem kleinen Fernseher schauen sich einige lieber gemeinsam mit der Familie im Wohnzimmer einen Film an. Doch dies ist nur bei besonderen, für alle interessanten Sendungen möglich. Der altersbedingte Absetzungsprozess bringt mit sich, dass die benachteiligten Jugendlichen auch in privaten Räumen lieber für sich oder mit Freund/innen zusammen sein möchten. Außerdem ist zu berücksichtigen, dass es sich bei einem nicht geringen Teil der benachteiligten Jugendlichen um problematische Familienverhältnisse handelt. In krassen Fällen ist der Aufenthalt der Jugendlichen zu Hause seitens der Eltern nicht einmal erwünscht.[109]

Während die Enge der privaten Wohnungen in den Gesprächen thematisiert und kritisiert wurde, gab es keine Hinweise auf besondere Mängel der Wohnungsausstattung. Wünsche, z.B. nach besserer medialer Ausstattung, kamen nicht zur Sprache. Immerhin besitzt etwa die Hälfte der befragten Jugendlichen einen eigenen Fernseher bzw. einen eigenen Computer, wobei Internetanschlüsse weniger verbreitet sind.[110] Die mit ihnen geführten Gespräche belegen hingegen, dass sie sich häufiger in privaten Wohnungen aufhalten würden,

[109] Ein Stadtteilkundiger des Bereichs Schule berichtete von seinem Eindruck, dass einige Kinder sich die meiste Zeit des Tages von zu Hause fern halten, oder fern gehalten werden, weil sie dort die Eltern stören. Die ersten Schüler/innen stünden schon um 6:55 vor der Schule, obwohl erst um 7:45 Schulbeginn ist.

[110] In der JIM-Medienstudie wird die Geräteausstattung von Jugendlichen nach Bildungsgrad differenziert. Danach sind bei Hauptschüler/innen Fernsehgeräte (69 %) und Spielekonsolen (50 %) weiter verbreitet als bei Gymnasiast/innen (57 % bzw. 26 %). Diese wiederum sind häufiger mit Computer (61 %) und Internet (43 %) ausgestattet als Hauptschüler/innen (49 bzw. 23 %) (vgl. mpfs (Hg.) 2004: 10).

wenn sie dort für sich sein könnten. Damit ist die Feststellung von Zinnecker, dass Jugendliche aufgrund von Defiziten an eigenkontrolliertem Privatraum gezwungen sind, dem privaten Bereich entsprechende Aktivitäten in öffentlichen Räumen auszuüben (vgl. Zinnecker 1987: 358), für benachteiligte Jugendliche nach wie vor gültig.

Umgekehrt betrachtet lautet dieser Befund: Die vermutlich anders gelagerte familiäre Kontrolle, die mehr Abgeschiedenheit und somit auch Besuche von Freund/innen ermöglicht, und die vielen Angebote innerhalb der privaten Räume machen die elterlichen Wohnungen für die nicht-benachteiligten Jugendlichen besonders interessant. Im historischen Rückblick stellt sich die Situation der benachteiligten Jugendlichen als die allgemeine Form heraus. Der durch Verhäuslichungsprozesse und Medialisierung bewirkte starke Bezug auf private Räume ist ein neues Phänomen. Kann nun eigentlich der für benachteiligte Jugendliche resultierende verstärkte Drang in die öffentlichen Räume an sich als ein Nachteil oder Fehlverhalten gewertet werden? Anders herum werden auch die Verhaltensweisen der nicht-benachteiligten Jugendlichen problematisiert. Denn schließlich gehen ihnen durch den Rückzug ins Private auch Entwicklungsanreize und Reibungspotenziale verloren. Außerdem wird der starke häusliche Medienkonsum kritisch bewertet und in Zusammenhang mit Gewaltbereitschaft diskutiert. Das ‚Außer-Haus-gehen' ist dem Ablösungsprozess der Jugendphase immanent und daher nicht als Problem anzusehen.

Der Aufenthalt Jugendlicher in privaten Räumen scheint jedoch mehr den Wunsch Erwachsener nach Kontrolle und Disziplinierung dieser besonderen Altersgruppe zu erfüllen – paradoxerweise, da die Jugendlichen in diesen privaten Räumen häufiger für sich sein können. Doch die, die dort gemeinsam auf der elterlichen Couchgarnitur ‚chillen' sind in ihrem Müßiggang nicht so auffällig sichtbar, wie die benachteiligten Jugendlichen, die draußen ‚abhängen'. Zu vermuten ist, dass nicht-benachteiligte Jugendliche durch Rückzug in private Räume auch der räumlich manifesten „mangelnden Wertschätzung" (Herlyn/ von Seggern/ Heinzelmann/ Karow 2003: 235) ausweichen, die Jugendlichen grundsätzlich in vielen öffentlichen Räumen entgegen tritt.

Die Schlussfolgerung aus dieser Betrachtung lautet, dass den benachteiligten Jugendlichen Räume eigener Verfügung fehlen, in die sie sich nach Wunsch zeitlich befristet zurückziehen können und die sie in eigener Regie gestalten dürfen. Darüber hinaus fehlen grundsätzlich Anreize, damit öffentliche Räume auf alle Jugendlichen anziehend wirken können. Wären diese vorhanden, würden die öffentlichen Räume nicht als ‚Ausweichräume', sondern aufgrund ihrer Qualitäten genutzt werden. Es ließe sich nicht mehr allein von der Anwesenheit dort auf eine benachteiligte soziale Lage schließen. Diese Annahme stellt schließlich einen wesentlichen Hintergrund der misstrauisch-distanzierten Haltung Erwachsener dar.

Die zweite Konsequenz der materiell prekären Lage bezieht sich auf die Teilhabe am Konsumleben. Dies umfasst die Nutzung eines wesentlichen Teils der öffentlichen Gebäude-Räume, wie Geschäfte, Cafés oder Diskotheken. Da den benachteiligten Jugendlichen weniger Geld zur Verfügung steht, sind sie weitgehend von Konsumgenuss und Partyleben ausgeschlossen. In den Familien der benachteiligten Jugendlichen ist wenig Familieneinkommen vorhanden, welches zudem häufig noch auf viele Familienmitglieder zu verteilen ist. Es ist durchaus möglich, dass in einigen Familien das wenige Geld besonders den Kindern zur Verfügung gestellt wird, indem die Eltern sich zurück nehmen. Doch auch der gegenteilige Fall ist anzunehmen.

Eher selten stocken die benachteiligten Jugendlichen ihr Taschengeld (wenn sie denn überhaupt eins bekommen) durch Nebenjobs auf. Berichtet wurde von Mithilfe bei selbständigen Angehörigen (Lebensmittelgeschäft von Vater oder Onkel), doch diese Arbeiten hatten eher geringen Umfang oder wurden nach kurzer Zeit wieder eingestellt. Bei keinem der befragten Jugendlichen in Hannover-Vahrenheide war eine Nebentätigkeit regelmäßiger Bestandteil des Alltags. Dies ist im Vergleich zu einer allgemeinen Quote von einem Drittel der Jugendlichen, die gelegentlich oder regelmäßig einer bezahlten Nebentätigkeit nachgehen (vgl. Deutsche Shell 2002: 85), auffällig. Der geringe Anteil unter den befragten Jugendlichen steht sicher auch mit dem niedrigen Durchschnittsalter in Verbindung. Doch festzuhalten ist ebenso, dass kaum Beschäftigungsmöglichkeiten im Stadtteil vorhanden sind – hier besteht eine Wechselwirkung mit der Infrastruktur der Großwohnsiedlung. Es gibt keine Betriebe und nur wenig Geschäfte. Angesichts der niedrigen Erwerbstätigkeitsquote wird eher wenig Nachfrage nach Kinderbetreuung bestehen. Für einen anderen typischen Schülernebenjob, die Nachhilfe, werden vielen die Kompetenzen fehlen. Diese Faktoren bewirken, dass benachteiligte Jugendliche generell mit weniger Geld zurecht kommen müssen.

Eine Orientierung am allgemeinen Konsumverhalten bleibt gleichwohl bestehen. Wie andere Jugendliche auch, gehen benachteiligte Jugendliche in (Eis)Cafés und unternehmen Einkaufsbummel, dies jedoch in deutlich reduziertem Ausmaß. Während gerade bei den besser gestellten Jugendlichen ‚Shopping' und Feiern in Bars und Diskotheken zu zentralen und hochgeschätzten Freizeitbeschäftigungen avancieren, bleibt dieser Bereich bei benachteiligten Jugendlichen untergeordnet. Damit erleben sich diese nicht nur von einem auch in den Medien (Werbung, Vorabendserien, Musik-Videoclips) zentralen Lebensbereich ausgegrenzt. Sie treten auch deutlich seltener in einer gesellschaftlich akzeptierten Weise öffentlich in Erscheinung. Da sie auf der Ebene demonstrativen Konsums nicht mithalten können, bleiben sie stärker unter sich, verhalten sich mitunter aggressiv und rivalisierend anderen Jugendlichen gegenüber. Ihre Partys wollen sie trotzdem feiern, und weil das weder in Diskotheken oder Bars noch in der elterlichen Wohnung möglich ist, feiern sie im Wohnumfeld oder der Jugendeinrichtung.

8.1.2 Soziale und emotionale Verunsicherungen

Ein weiterer Bereich der Unterversorgung benachteiligter Jugendlicher betrifft die psychosoziale Unterstützung in den Familien. Benachteiligte Jugendliche finden in den Familien aus unterschiedlichen Gründen zumeist weniger stabilisierenden Rückhalt als ihre Altersgenoss/innen. Damit fehlt es ihnen an emotionalem Rüstzeug, um mit den Sozialisationsanforderungen gut zurecht kommen zu können.

Einige erleben sozial desolate Verhältnisse, in denen sie zu früh eigenverantwortlich agieren müssen. Dies betrifft in starkem Maße die Jugendlichen, die in zerrütteten Familienverhältnissen aufwachsen, d.h. die in der Familie Gewalt und extreme Formen von Vernachlässigung erleben. Ihre Eltern sind alkohol- oder drogenabhängig, oder aus anderen psychischen Problemlagen heraus nicht in der Lage, ihre Erziehungspflichten angemessen zu erfüllen. Auch wenn diese Familien bei Bekannt werden solcher Verhältnisse vom Kommunalen Sozialdienst betreut und unterstützt werden, haben die Jugendlichen in ihrer Entwicklung bereits gravierende Beeinträchtigungen erfahren. Gegenüber den zusätzlichen Verunsicherungen, die ihre Entwicklungsphase mit sich bringt, sind diese Jugendlichen weniger belastbar. Eltern, die aufgrund von Perspektivlosigkeit resigniert haben, können ihren Kindern ebenfalls kaum ausreichende psychosoziale Unterstützung geben, noch leben sie angemessene Verarbeitungsformen vor, um in gesellschaftlich akzeptierter Weise zurecht zu kommen.

Die benachteiligten Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind in Vahrenheide mehr von anderen Verunsicherungen betroffen. Diese resultieren aus den unterschiedlichen, teilweise divergierenden kulturellen Anforderungen und Rollenerwartungen. Besonders für männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund stellt dies eine schwierige Situation dar. Die antizipierte marginalisierte gesellschaftliche Position bedeutet eine zusätzliche Kränkung in der ohnehin schon labilen persönlichen Situation. Hinzu kommen bei Asylsuchenden die elementaren Unsicherheiten bezüglich des Aufenthaltsstatus. Die Vorstellung, in einem ‚schlimmen' Stadtteil zu wohnen, führt überdies seitens der Eltern, die ihre Kinder vor Nachteilen bewahren wollen, dazu, diese stärker zu kontrollieren und ihnen (noch) weniger Freiheiten zuzugestehen.

Benachteiligte Jugendliche sind daher persönlich stärker durch Unsicherheiten belastet als ihre Altersgenoss/innen, der Identitätsfindungsprozess ist erschwert. Aus diesem Aspekt der benachteiligten Lebenslage resultiert die in den Raumhandlungspraktiken festgestellte hohe Bindung einerseits an (sozial)pädagogische Betreuungspersonen und andererseits an die Gruppe der Gleichaltrigen. Sozialpädagog/innen und Lehrer/innen finden sich in der Großwohnsiedlung in der Rolle von Ersatzmüttern und -vätern wieder. Sie sind für benachteiligte Jugendliche als orientierende Bezugspersonen im sozialen Nahraum von hoher Bedeutung. Verbunden mit der Inanspruchnahme pädagogischer sozialstaatlicher Hilfe ist

allerdings weitere Stigmatisierung und Diffamierung. Die Nutzung von Jugendzentren gerät zu einem Indikator unterer sozialer Lagen, weshalb sich Jugendliche gehobener sozialer Milieus dazu auf Abstand begeben.

Auch die Freundesgruppe bietet zunächst Ausgleich und Halt. In der Gemeinschaft mit anderen benachteiligten Jugendlichen erfahren sie Verständnis und können die anderswo ausbleibende Anerkennung zumindest in diesem Rahmen erreichen. Damit rückt die „Sozialisierung in eigener Regie“ (Tenbruck 1962: 92) an erste Stelle. Doch ihre sozialisatorische Funktion, die darin liegt, den Übergang von der Familie in die Gesellschaft zu leisten, kann die Gleichaltrigengruppe mit dieser Befrachtung nicht erfüllen. Es bleibt beim „einigeln im Freundeskreis“ (Krings-Heckemeier/ Pfeiffer 1998: 116). Der anschließende Lösungsschritt ist ohne Aussicht auf Systemintegration kaum möglich.

Die Gruppe, die gruppenbezogenen Institutionen und auch die Identifikation mit dem Stadtteil selbst, als Ort und Sitz des Freundeskreises, müssen fehlenden inneren Halt wie auch fehlende positive Lebensperspektive ersetzen. Aufgrund dieser Bedeutung ist die Bindung eng. Dementsprechend ist deutlich individualisiertes Verhalten mit lockeren Wechseln zwischen den Gleichaltrigengruppen und wechselnden Freundschaftsbeziehungen unter benachteiligten Jugendlichen eine Ausnahme. Einer der befragten benachteiligten Jugendlichen zieht sich ganz zurück, und widmet sich in seiner Freizeit lieber Pflanzen und Tieren.

Problematisch erscheint an diesem Wirkungszusammenhang, dass damit die Instanzen, die eigentlich die Ablösung vom Elternhaus ermöglichen sollen, statt dessen deren Aufgaben erst einmal übernehmen müssen und unter Umständen neue Abhängigkeitsverhältnisse schaffen. Für den nach diesem ‚Zwischenschritt’ also noch anstehenden Schritt aus der Bindung an Jugendeinrichtung oder Gleichaltrigengruppe ist dann keine Assistenz mehr vorhanden. Der Gruppenbezug und der Schritt in die ‚Öffentlichkeitsnischen’ vermag allenfalls kurzfristig Defizite auszugleichen. Die anschließende Loslösung und individualisierte gesellschaftliche Einbindung bleibt prekär. Viele benachteiligte Jugendliche verharren in einer Zwischenposition, d.h. sie sind nicht mehr vollständig familiär eingebunden, aber auch noch nicht gesellschaftlich angenommen worden. Dieser Zustand wird nicht durch individuelle Weiterentwicklung, sondern abrupt von außen (Überschreiten der Altersgrenze der Einrichtungen, Wegzug von Freund/innen) beendet. Die stützende Anerkennung in diesen Binnenbereichen kann die fehlende „soziale Wertschätzung“ (Honneth 1998: 196)[111] langfristig nicht ersetzen.

[111] Honneth unterscheidet unter Bezug auf Hegel und G. H. Mead drei Formen von Anerkennung: emotionale Zuwendung, kognitive Achtung und soziale Wertschätzung. Bei fehlender sozialer Wertschätzung ist die Persönlichkeitskomponente der Ehre und Würde bedroht (vgl. Honneth 1998: 148 ff., insb. die Übersicht auf S. 211). Honneths Darstellung macht den besonderen Bezug der benachteiligten Jugendlichen auf den Wert der Ehre plausibel, ebenso wie ihre auffallende Verletzlichkeit in diesem Bereich.

8.1.3 Distanz zum Bildungssystem

Die prekäre soziale Lage bedingt des Weiteren eine Distanz zum Bildungssystem. Schulen und Ausbildungsstätten sind (teil)öffentliche und zunehmend mehr private Räume hoher gesellschaftlicher Kontrolle. Gefordert ist der möglichst erfolgreiche Erwerb vorgegebener Kompetenzen und Wissensvorräte. Gleichzeitig erfolgt dabei eine Selektion hinsichtlich der Berufszugänge. Benachteiligte Jugendliche haben häufig schulische Probleme, erlangen geringere Abschlüsse. Dies trifft zumindest bei den Jugendlichen zu, die sozialen Milieus entstammen, in denen Bildung kein wichtiger Wert ist und die daher weniger Unterstützung erhalten, um sich im schulischen System durchzusetzen. Der Einfluss der sozialen Herkunftsmilieus auf schulische Erfolge dürfte inzwischen hinlänglich bekannt sein, insbesondere durch die internationalen Vergleiche im Rahmen der PISA-Studie (vgl. PISA-Konsortium Deutschland (Hg.) 2004). Hinzu kommt, dass die antizipierten schlechteren Chancen auf Berufseinstieg und Karriere die ohnehin schon labilere psychische Stabilität benachteiligter Jugendlicher schwächen. Es resultieren Rückzugstendenzen oder latente Aggression.

Räume mit deutlichem Bildungsbezug – sei es inhaltlich (Kulturtreff mit Stadtteilbibliothek, entsprechende Angebote der Kirchen) oder als kulturelle Voraussetzung (Bürgerforum, Parteiorganisationen) – werden von benachteiligten Jugendlichen gemieden. Büchereien, Theater oder Kulturzentren werden generell von Jugendlichen nicht sehr häufig genutzt, für benachteiligte Jugendliche spielen sie gar keine Rolle. Musik ist zwar durchaus für diese von hohem Interesse, doch sie besuchen keine Musikschulen und erlernen selten das Spielen von Musikinstrumenten oder andere hochkulturelle künstlerische Ausdrucksformen. An entsprechenden, bereits auf ihre soziale Gruppe zugeschnittenen Angeboten (Trommeln, Rap-Gesang) der Jugendeinrichtungen im Stadtteil nehmen sie zwar teil, dies ist aber eine Aktivität unter anderen, im Rahmen des alltäglichen Besuchs.

Da das Problem und der Zusammenhang bekannt sind, arbeiten die Schulen und andere Bildungsträger (berufeinstiegsfördernde Projekte der ‚Sozialen Gruppeninitiative e.V.' und der AWO) in der Großwohnsiedlung dieser Situation gezielt und begrenzt erfolgreich entgegen. Diese Gelegenheit, hier mit vielfältigen, speziell zugeschnittenen Maßnahmen benachteiligte Jugendliche erreichen zu können, ist als ein aus der sozialräumlichen Ballung prekärer Gruppen resultierendes Potenzial hervorzuheben. Dieses wird bisher noch zu wenig über den bildungsbezogenen Sektor hinaus genutzt.

Deutlich nachteilig ist diese Konstellation, wenn sich daraus Stigmatisierungseffekte entwickeln. Den benachteiligten Jugendlichen ist bewusst, dass ihre Adresse bei potenziellen Arbeitgeber/innen negative Assoziationen hervorruft. Weil sie in der Großwohnsiedlung wohnen, erscheinen sie in einem bestimmten Licht, welches ihre Leistungsfähigkeit und

ihre persönlichen Qualitäten fragwürdig werden lässt.[112] Sie haben damit noch eine zusätzliche Hürde zu überwinden.

Als ein weiterer Aspekt stellte sich in der vorliegenden Arbeit heraus, dass die Schule für benachteiligte Jugendliche ein emotional weniger positiv besetzter Ort ist. Im Vergleich fiel auf, dass die Freundeskreise der Schüler/innen der IGS-Hannover-Linden wesentlich stärker die Klassenkamerad/innen einbeziehen. Obwohl sie in einer Ganztagsschule schon viel Zeit miteinander verbringen, sind sie nach der Schule häufig wieder zusammen. Dagegen bilden benachteiligte Jugendliche ihre Freundeskreise ganz wesentlich über die Wohnungsnähe. Diese Freundeskreise sind nicht altershomogen. Daher sind sie nicht in den gleichen Klassen, besuchen oft auch nicht die gleichen Schulen. Die Kontakte zu Mitschüler/innen vermögen nicht die Bindung an den Quartiersfreundeskreis zu ersetzen und auch kaum zu ergänzen. Daher wird der Stadtteil als ‚Sitz des Freundeskreises' wahrgenommen und zum Kern positiver Identifizierung, nicht aber die Schule, obwohl diese der Ort des gesellschaftlich legitimen und geforderten Zusammenseins von Jugendlichen ist.

Dennoch wenden sich die benachteiligten Jugendlichen aus Vahrenheide keineswegs grundsätzlich vom Bildungssystem ab und orientieren sich an anderen Lebensentwürfen im Sinne von ‚Armutskulturen' (vgl. Lewis 1966). Auch hedonistische Jugendkulturen finden sich hier nicht einmal in Anklängen. Die allermeisten Befragten äußerten konkrete – mehr oder weniger realistische – Berufswünsche, wie KFZ-Mechaniker, Gärtner, Grünpflegegehilfe, Bürokauffrau, Maler oder Krankenpfleger. Teilweise befanden sie sich in entsprechenden berufsvorbereitenden Kursen. Auch diejenigen, die sich in der Vergangenheit kaum in der Schule entsprechend engagiert haben, äußerten rückblickend Bedauern, nicht mehr für sich erreicht zu haben.

Dieser Befund kann als zwar grundsätzliche Akzeptanz eines Gesellschaftsmodells, dass Zugang allein über Bildungszertifikate gewährt, interpretiert werden, bei der jedoch eine wesentliche ‚innere' Distanz, ein Unwohlsein, erhalten bleibt. Diese innere Haltung lässt sich nicht nur an der fehlenden Gleichsetzung von Mitschüler/innen mit Freund/innen erkennen, sondern auch daran, dass in Schulortnähe keine sozialräumlichen Beziehungen aufgenommen werden. Auch wenn sich diese Jugendlichen tagtäglich in einem anderen Stadtteil befinden, nutzen sie kaum die dortigen Einrichtungen oder machen dort Besuche. Statt dessen scheinen insbesondere die jungen Männer gerade diese Stadtteile als ‚feindliche' Gebiete zu erleben, von denen sie sich besser fern halten.

Das Bildungssystem, das derzeit u.a. mit der Forderung nach Ganztagsschulen noch stärker ins Zentrum der Jugendphase gerückt wird, wird auch von denen, die Zugangsschwierigkeiten und Hindernisse erleben, kaum in Frage gestellt. Benachteiligte Jugendliche stellen

[112] Den ‚sozialpsychischen Mechanismen', die bei der Stigmatisierung der ganzen Einwohnerschaft von Armutsgebieten wirksam werden und die einen entscheidenden Beitrag zur Reproduktion dieser ‚Ghettos' leisten, sind Hess und Mechler nachgegangen (vgl. Hess/ Mechler 1973: 176).

sich formal als ebenso bildungsorientiert dar, wie alle anderen – nur sind sie aus verschiedenen Gründen nicht in gleicher Weise erfolgreich. Eine Ablehnung der Instanzen, die Bildungszertifikate verleihen und damit Zugang zum Arbeitsmarkt schaffen, käme unter den heutigen Verhältnissen einer Abkehr von der Gesellschaft gleich. Solchermaßen radikale Haltungen waren bei den benachteiligten Jugendlichen nicht zu entdecken. Dieses Ergebnis deckt sich mit Befunden zu benachteiligten Jugendlichen in französischen Vorstädten, die François Dubet wie folgt formuliert:

„Die Jugendlichen der Vorstädte sind keine ‚Randgruppen', sie sind nicht in Kulturen der Minderheiten oder der Armut eingeschlossen. (...) Die Jugendlichen haben an den kulturellen Modellen der von den Mittelschichten dominierten Massengesellschaft uneingeschränkt teil; (...); die Jugendlichen sind gleichzeitig sozial abgeschoben und kulturell überintegriert. Sie besuchen trotz ihres Versagens lange Zeit die Schule, sie werden von verschiedenen sozialen Diensten betreut, sie sind Konsumenten von Mode und Jugendkultur. So ist das Gefühl des sozialen Ausschlusses umso stärker, je mehr die Akteure kulturell assimiliert sind" (Dubet 2002: 1181).

Die innere Distanz zu Bildungseinrichtungen wird nicht über den Bezug auf gemeinsame andere Orientierungen oder Werte aufgefangen. Es bestehen weder jugendkulturelle Alternativmodelle noch kulturell, politisch oder religiös motivierte Gegenentwürfe. Die eher atmosphärisch und vom Habitus der Herkunftsmilieus gespeiste Distanz muss daher individuell verarbeitet werden. Wie bei Dubet/ Lapeyronnie (1994: 111, s. S. 64) für Jugendliche französischer Vorstädte festgestellt, erleben auch die benachteiligten Jugendlichen in Hannover-Vahrenheide ihre Misserfolge im Bildungssystem im Wesentlichen als persönliches Scheitern. In der Koppelung mit labilem Selbstwertgefühl resultieren aus diesem Erleben Scham- und Schuldgefühle. Die benachteiligten Jugendlichen ziehen sich resigniert in private Isolation oder in die Privatheit des Freundeskreises zurück. Und die von den Jugendlichen selbst als ‚schlimm' titulierten Jugendlichen agieren Frustrationserfahrungen teilweise aggressiv und unkontrolliert über Schlägereien oder Sachbeschädigungen aus. Gewaltförmige Handlungsweisen sind in diesem Kontext als ‚Verzweiflungstaten' zu werten, und zwar angesichts verstellter Integrationsmöglichkeiten in zentrale gesellschaftliche Bereiche.

8.2 Einfluss der materiell-baulichen Strukturen

Die benachteiligte Lebenssituation wird neben den bereits diskutierten Faktoren individueller und sozialstruktureller Lage auch von den materiell-baulichen Gegebenheiten der Großwohnsiedlung bestimmt. Welche Art von Einfluss kann diesen Strukturen zugemessen werden? Im Rahmen dieser Analyse kann bestätigt werden, dass die Art und Gestaltung der öffentlichen Räume die konfliktträchtigen Aspekte der Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher bestärkt. Die Räume der Großwohnsiedlung sind wenig raumtypisch definiert und unzureichend gestalterisch qualifiziert. Damit üben die baulichen Gegebenheiten der Großwohnsiedlung einen restriktiven Effekt auf die Raumhandlungsprak-

tiken benachteiligter Jugendlicher aus, indem sie – wie in diesem Abschnitt ausgeführt werden wird – Ortsgebundenheit und ein schmales Aktivitätsspektrum befördern. In der Folge davon geraten die benachteiligten Jugendlichen stärker mit der Erwachsenengeneration in Konflikt und erfahren sich abgelehnt bis ausgegrenzt.

8.2.1 Eingeschränktes Raumspektrum

Wie bereits zum Thema Großwohnsiedlungen erörtert, hält dieser Siedlungstyp mit seiner monofunktionalen Ausrichtung auf Wohnen nur ein eingeschränktes Raumspektrum vor. In der Großwohnsiedlung Hannover-Vahrenheide dominieren dementsprechend Wohnumfelder, dort finden sich Spiel- und Bolzplätze, Innenhöfe und Garagenhöfe. Überdimensionierte Straßenräume durchziehen den Stadtteil, die aber abgesehen von ihrer instrumentellen Funktion keine Nutzungsanreize bieten. Im Wohngebiet herrscht Mangel an kleinen Quartiersplätzen, attraktiven Konsumangeboten, eindeutigen Brachflächen und ansprechend gestalteten Grünräumen. Die Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher sind mit diesem Raumangebot und den daran gekoppelten Nutzungsmöglichkeiten in Verbindung zu sehen. Sie weisen wenig Aktivitäten im Rahmen von Konsum, Erholung oder Sport und Spiel auf. Damit sind die unauffälligen und weniger konfliktträchtigen Nutzungsformen herabgesetzt.

Sozial akzeptiert und erwünscht sind konsumorientierte Nutzungsweisen, wie Einkaufsbummel oder Cafébesuche. Diese stehen benachteiligten Jugendlichen nicht nur wegen der o.g. finanziellen Lage, sondern auch aufgrund des unattraktiven Angebots im Stadtteil so nicht offen. Hier wird eine Art von Teufelskreis sichtbar, denn wegen der mangelnden Kaufkraft der Bewohnerschaft siedeln sich keine ansprechenden Lokalitäten in der Großwohnsiedlung an. Zu den geringeren Möglichkeiten an Konsum treten damit auch weniger Gelegenheiten.

Auch die nicht-benachteiligten Jugendlichen kaufen nicht immer nur ein, wenn sie sich in Geschäften aufhalten. Sie scheinen es auch zu genießen, von Geschäft zu Geschäft zu gehen und sich die Angebote anzusehen, etwas nur an- oder auszuprobieren, sei es Kleidung, Modeschmuck, Musik-CDs oder das neueste Computerspiel. Dieses spielerische Probierverhalten ist den benachteiligten Jugendlichen im Stadtteil kaum möglich. Hinzu kommt, dass es ihnen aufgrund der o.g. Faktoren nicht in vergleichbarer Weise selbstverständlich ist, den klassischen Ort des ‚Shoppings', die Innenstadt, aufzusuchen.

Eine andere Form sozial akzeptierter Aktivität in der Öffentlichkeit ist freizeitorientierter Sport. Bezüglich der räumlichen Gegebenheiten ist feststellbar, dass die Großwohnsiedlung fast nur Bolzplätze bietet. Diese werden von den Jugendlichen angenommen und häufig genutzt, auch wenn sie teilweise von geringer Qualität sind. Hier kann ein wenig gekickt werden, doch ein Spiel mit ganzen Mannschaften ist nicht möglich. Den benachteilig-

ten Jugendlichen gelingt es vereinzelt, den Erlebnischarakter dieser Orte zu steigern, indem sie auch bei Dunkelheit oder bei starkem Regen dort herumbolzen. Da die Bolzplätze abgelegen sind – das Fußballspiel soll andere nicht stören – bieten sie keine Gelegenheit, sportliches Können auch Anderen zu präsentieren. Überwiegend sind es die männlichen Jugendlichen, die einen großen Teil der Freizeit hier verbringen. Für weibliche Jugendliche gibt es so gut wie keine attraktiven Sportangebote im Stadtteil. Damit bestätigt sich der in früheren Studien festgestellte Befund, dass Großwohnsiedlungen zu wenig Aktionsmöglichkeiten in Freiräumen bieten (s. Abschnitt 3.3).

Den Fußballvereinen im Stadtteil gelingt es nicht, benachteiligte Jugendliche dauerhaft, d.h. auch wenn sie älter werden, einzubinden. Hier geht eine Chance verloren, denn immerhin gehören viele der jüngeren benachteiligten Jugendlichen Fußballvereinen an. Somit entgeht diesen Jugendlichen auch die Möglichkeit, ihre Kenntnisse zum Beispiel als Übungsleiter/in weiterzugeben und davon finanziell wie persönlich zu profitieren.

Nachlassendes Interesse an Vereinssport ist allgemein bei älteren Jugendlichen zu beobachten (vgl. ipos 2003: 71). Doch das Interesse an sportlicher Betätigung bleibt bestehen, es werden nun stärker kommerzielle Angebote genutzt als Vereine. Diese Verlagerung wird damit in Verbindung gebracht, dass Sportvereine weniger flexibel auf die Vervielfältigung der Freizeitinteressen Jugendlicher reagieren als kommerzielle Anbieter. Als Freizeitinteressen werden u.a. „Bedürfnisse nach dem ultimativen Kick in Risikosportarten, (...), nach körperlichen Wohlbefinden und body styling (mit Musik)“ (Cornelißen u.a. 2002: 179) genannt. Auch für benachteiligte Jugendliche ist körperorientierter Sport in Fitnessstudios oder Bodybuildingcentern attraktiv, doch kommerzielle Sportangebote hält die Großwohnsiedlung nicht vor. Dass sich hier jugendkulturelle Trendsportarten oder Risikosportarten wenig finden, steht wiederum mit den sozialen Milieus im Stadtteil sowie den eingeschränkten materiellen Möglichkeiten in Verbindung.[113] Durch das eingeschränkte Angebot reduzieren sich sowohl die Erlebnismöglichkeiten für benachteiligte Jugendliche als auch die Gelegenheiten, sich über attraktive Körperlichkeit und sportliche Leistung darstellen und erfahren zu können. Entsprechende Bedürfnisse bleiben also bei ihnen weitgehend unerfüllt. Teilweise werden sie statt dessen in Form von körperlichen Auseinandersetzungen oder devianten Verhaltensweisen ausgelebt.

Die Sportart, die nicht nur benachteiligte Jugendliche besonders anzieht, das Schwimmen, kann in Hannover-Vahrenheide nur in den Sommermonaten und dann auch nur an relativ abgelegenen Orten ausgeübt werden (Freibad, Badeteich). Trotz der vielen Grünanlagen befindet sich nicht einmal ein Wasserlauf innerhalb des Stadtteils.

[113] Skateboard fahren ist eine ausgesprochen teure Angelegenheit, wenn sich dieser intensiv gewidmet wird (vgl. Hitzler/ Bucher/ Niederbacher 2001: 89). In der Sportkletter-Szene wird eine Mehrheit an Abiturient/innen und Student/innen festgestellt (vgl. ebd.: 193).

Grünbetonte Freiräume sind gesellschaftlich hauptsächlich für Erholung und Regeneration vorgesehen. Dies ist vorrangig ein Interesse der erwachsenen Bevölkerung, während Jugendliche grundsätzlich ein stärkeres Bedürfnis nach Erlebnis und Aktion aufweisen. Doch im Vergleich zu anderen städtischen Grünräumen nutzen die Jugendlichen in der Großwohnsiedlung diese Orte noch seltener. Obwohl das viele ‚Grün' im Stadtteil von Bewohner/innen als besonderer Vorteil hervorgehoben wird, werden weder der zentrale Grünzug noch die wohnungsnahen Grünflächen in besonderem Maße genutzt. Die eingeschränkte Inanspruchnahme der Erholungsfunktion bei benachteiligten Jugendlichen kann im Wesentlichen auf die mangelnde Qualität der Grünanlagen zurückgeführt werden. Wenn Jugendliche sich in Parkanlagen oder an Flussufern sonnen, dort sitzen oder liegen, dann tun sie dies an den Orten, wo andere Jugendliche zu sehen sind. Erholung wird von Jugendlichen gern mit der Möglichkeit verbunden, andere zu beobachten und sich selbst zu zeigen (vgl. Herlyn/ von Seggern/ Heinzelmann/ Karow 2003: 81 ff). Dies ist in der langgezogenen, gleichförmigen und an vielen Stellen zugewachsenen Grünanlage in Hannover-Vahrenheide nicht einmal an Wochenenden gegeben.

Die Grünanlagen selbst werden somit noch weniger genutzt und damit zu ‚gefährlichen', sozial kaum kontrollierten Orten (vgl. auch Jacobs 1976: 65 ff), wo den dort angetroffenen Personen schnell kriminelle Absichten unterstellt werden. Sich dort aufzuhalten ist somit nicht nur langweilig, sondern auch angstbesetzt. Daher ‚chillen' die Jugendlichen der Großwohnsiedlung an den Randbereichen und Übergängen zu belebteren Orten, z.B. an Wegekreuzungen oder Stadtbahnhaltestellen, oder sie nutzen Spielplätze als Alternative zur Grünanlage. Doch in diesen Aufenthalten sehen viele Erwachsene etwas anderes, als dass sich hier junge Menschen entspannen und für den nächsten Schultag regenerieren. Gefordert wäre, dass die Anwesenden einer „sozial legitimierten Erholungsbeschäftigung" (Tessin 2004: 35) nachgehen.

Einige heruntergekommene Spiel- und Bolzplätze werden in der Großwohnsiedlung in der für Brachen typischen Gebrauchsweise als kontrollarme Rückzugsorte genutzt. Hierhin ziehen sich die benachteiligten Jugendlichen zeitlich befristet – oder auch längerfristig, wie die noch innerhalb der benachteiligten Jugendlichen marginalisierte Gruppe einiger deutscher Jugendlicher – zurück. Tatsächlich brach liegende Räume gibt es innerhalb des Wohngebietes von Hannover-Vahrenheide jedoch nicht. Diese hätten den Vorteil, dass sie Möglichkeiten für kreative Aktivitäten und für leichte, nicht sogleich negativ sanktionierte Normübertritte böten. Vergleichbare nutzungsoffene Verhaltensspielräume sind in Hannover-Vahrenheide nicht vorhanden. Selbst die verfallenen Anlagen unterliegen den Verhaltenserwartungen an Grünanlagen oder Spielplätze, so dass auch hier nichts verändert oder gar zerstört werden darf. Die nördliche Freifläche ist relativ belanglos, trist und abgelegen und kann diese Gelegenheit daher ebenfalls nicht bieten.

Die Darstellungs- und Präsentationsmöglichkeiten für Jugendliche sind in der Großwohnsiedlung stark beschränkt. Sie beziehen sich im Wesentlichen auf Bereiche geringen Öffentlichkeitsgrades, wo sich die Beteiligten gut kennen. Wohnumfelder, Spiel- und Bolzplätze bieten Gelegenheit, sich zu treffen und zu zeigen – allerdings eben nur diesem begrenzten Personenkreis. Ein größeres Publikum hält der Vahrenheider Markt bereit, hier sind regelmäßig viele Personen anzutreffen. Doch dieser Platz wurde durch eine jugendliche Teilgruppe erschlossen und quasi reserviert, da sich die anderen davon abgrenzen und fernhalten wollen bzw. müssen.

Zum zentralen Ort für benachteiligte Jugendliche im Stadtteil hat sich daher die in der Nähe des Marktes und des Jugendzentrums Camp gelegene Stadtbahnhaltestelle Papenwinkel entwickelt. Hier treffen unterschiedliche Jugendgruppen relativ konfliktfrei in Interaktion. Mit einem feinen Gespür für Raumqualitäten haben die Jugendlichen für sich einen Ort auserkoren, der typisch urbane Eigenschaften aufweist: hier ist ein Wechsel zwischen Stadtteilöffentlichkeit und fast privater Jugendlichenöffentlichkeit (Jugendzentrum) möglich, es ist Bewegung und hohe Fluktuation gegeben. Die weiteren räumlichen Vorzüge dieses Ortes wurden bereits ausgeführt (s. Abschnitt 7.2.2). Doch da eine Stadtbahnhaltestelle nicht für längeren Aufenthalt vorgesehen ist, sondern reibungslosen Zugang zu den Stadtbahnen gewährleisten soll, sind jugendliche ‚Dauernutzer/innen' hier nicht erwünscht. Somit gibt es in der Großwohnsiedlung für den überwiegenden Teil der benachteiligten Jugendlichen gar keinen Ort, an dem sie sich in sozial akzeptierter und positiv gefärbter Weise vor einem größeren Publikum darstellen und selbst erleben könnten.

Auch für die Haupt-Freizeitaktivität der benachteiligten Jugendlichen, das gesellige Beisammensein, sind abgesehen von den Jugendeinrichtungen keinerlei Orte vorgesehen. So fehlen immer noch witterungsgeschützte Orte in den wohnungsnahen Freiräumen, die schon in früheren Studien gefordert wurden. Um die im Stadtteil fehlenden räumlichen Angebote auszugleichen, werden nur in eingeschränkter Weise andere städtische Räume aufgesucht. In dieser geringeren räumlichen Flexibilität der Jugendlichen liegt ein Unterschied zu der Situation in den Anfangsjahren der Großwohnsiedlungen. Die benachteiligten Jugendlichen sind noch stärker darauf angewiesen, mit dem Angebot vor Ort zurecht zu kommen.

8.2.2 Gleichförmige Orte

Als jugendtypisch gilt räumlich unstetes Verhalten mit häufigen Ortswechseln (s. Kap. 3.2). Die demgegenüber auffallende Immobilität und räumliche Gebundenheit benachteiligter Jugendlicher an bestimmte Orte in Wohnungsnähe ist – neben den o.g. Aspekten der sozialen Lage – auch in Zusammenhang mit dem baulichen Arrangement im Stadtteil zu

sehen. Die Räume der Großwohnsiedlung sind gleichförmig und bieten keine Anreize, sich andere Orte zu erschließen und dafür die gewohnten Orte zu verlassen.

Wie eben ausgeführt, ist das Spektrum unterschiedlicher Raumtypen in der Großwohnsiedlung reduziert und monofunktional auf wohnungsnahe Nutzungsformen ausgerichtet. In die Wohnumfelder sind relativ gleichmäßig verteilt Spiel- und Bolzplätze eingestreut. Diese Orte weisen eine einheitliche Ausstattung auf. Die Bolzplätze unterscheiden sich allein durch die jeweilige Bodenbeschaffenheit und den Pflegezustand. Lediglich der im Grüngürtel gelegene Bolzplatz weist eine Besonderheit auf: Zwei Doppeltore. Es ist der einzige Bolzplatz, der unter den Jugendlichen eine eigene Bezeichnung hat, sie nennen ihn ‚Vier Tore'. Nicht wohnungsnah gelegen zieht dieser Ort Jugendliche aus unterschiedlichen Wohnquartieren an. Die übrigen Bolzplätze werden von den jeweils anwohnenden Jugendlichen genutzt, ein besonderer Name dafür erübrigt sich. Gleiches gilt in etwa für die Spielplätze. Warum sollten die Jugendlichen sich zu weiter entfernt liegenden Orten auf den Weg machen und mit den Jugendlichen dort um die Raumnutzung konkurrieren, wenn sie fast genau den gleichen Ort vor der Haustür haben?

Sobald ein Ort durch besondere Gestaltung und Angebote herausragt, wird er zum Anziehungspunkt. Erst kürzlich wurde ein Spielplatz neu gestaltet und mit attraktiven Geräten ausgestattet. Zu diesem Spielplatz gehen nun Kinder und Jugendliche fast aller Altersstufen, die Geräte sind ständig belagert. Es ist noch offen, ob sich eine bestimmte Gruppe hier ein Vorrecht verschaffen kann, doch die hohe Anzahl anwesender Kinder und Eltern steht dem erst einmal entgegen.

Ähnliches gilt für die Jugendeinrichtungen. Das Angebot der beiden Einrichtungen im Stadtteil und das des Jugendzentrums im angrenzenden Stadtteil Sahlkamp ähnelt sich. Die Nutzungsweisen durch die benachteiligten Jugendlichen unterscheiden sich kaum. Von ihrer Seite werden auch weniger die Unterschiede im Angebot genannt, sondern mehr die atmosphärischen Differenzen und im Wesentlichen die Unterschiede des jeweiligen Stammpublikums. So versorgen die Jugendeinrichtungen ihre jeweilige Klientel mit einem breiten Angebot, das weitgehend für diese Nutzergruppe exklusiv bleibt.

Die Räume der Großwohnsiedlung sind also gestalterisch nicht ausreichend definiert, bzw. inhaltlich nicht deutlich geprägt, und motivieren daher kaum dazu, sie für besondere Nutzungen aufzusuchen.[114] In Kombination mit dem hohen Nutzungsdruck durch die große Anzahl von Jugendlichen im Stadtteil bedingt diese Konstellation, dass die Jugendlichen sich relativ ‚statisch' verhalten. Sie begeben sich nicht für die Ausübung unterschiedlicher

[114] In einer Untersuchung zu Mobilität und Raumaneignung von Kindern wurde ebenfalls die hohe Relevanz der Gestaltung der Orte hervorgehoben, die auch bei Kindern die Bereitschaft hervorruft, längere Wege zurückzulegen. „Die Untersuchung zeigt, dass die Attraktivität der Spielorte von exzeptioneller Bedeutung für die Lebensraumqualität ist, nicht jedoch deren Anzahl. Um diese Orte zu erreichen, sind die Kinder auch bereit, relativ große Entfernungen zurückzulegen" (Krause/ Schömann 1999: 133).

Aktivitäten oder Interessen an unterschiedliche Orte, sondern haben die gleichförmigen Orte des Stadtteils quasi ‚territorial' (vgl. Obermaier 1980: 104) unter sich aufgeteilt. Das hinsichtlich räumlich differenzierter Gestaltung und Ausstattung unzureichende Raumangebot bedingt, dass die Jugendlichen die vorhandenen Räume nach ihren sozialen Differenzierungslinien aufteilen.

Die Beschränkung auf das, was vor der Haustür liegt, lässt sich bei entsprechendem Anreiz durchaus durchbrechen. Bei einem Ereignis, wie dem feierlich begangenen 35jährigen Jubiläum des Jugendzentrums Camp, war es für viele der benachteiligten Jugendlichen selbstverständlich dort hinzugehen, auch wenn sie den Bereich sonst meiden. Bei einem vielfältigen materiell-baulichen Arrangement würden die Bewegungen und Begegnungen der benachteiligten Jugendlichen anders aussehen. Wenn es viele unterschiedliche Räume mit jeweils eigenen Qualitäten gäbe, würde es sich nicht nur lohnen, sondern teilweise auch nötig sein, die Orte zu wechseln. In einem solchen Spektrum dürfen Orte hohen Öffentlichkeitsgrades nicht fehlen, an denen sich eine große Anzahl Jugendlicher (und Erwachsener) begegnen kann. Wenn zudem räumlichen Ab- und Ausgrenzungen entgegen gesteuert wird, eröffnet sich benachteiligten Jugendlichen die Möglichkeit, sich in unterschiedlichen Situationen und unterschiedlichen sozialen Einbindungen zu erleben und auszuprobieren, also bisher verstellte positive Lernqualitäten der ‚Straße' wirklich zu erfahren.

8.3 Normative Aspekte

Normative Wirkungen sind eine weitere Ebene des multidimensionalen Raumbegriffs. Mit der baulichen Gestaltung als auch der jeweiligen Nutzung wird eine Vorstellung geprägt, um was für eine Art von Raum es sich handelt, was dort genehm und möglich, und was dort unerwünscht ist. Raum wirkt „immer zugleich auch als sozial konventionalisierter Raum, als kulturelle Institution" (Tessin 2004: 33). Entlang der Besitzverhältnisse können entsprechende Vorgaben, z.B. Hausordnungen, juristisch festgeschrieben und durchgesetzt werden. Für die Einhaltung sozialer Normen ist im Alltag insbesondere die soziale Kontrolle relevant. Diese kann sowohl repressiv als Instrument zur Verhaltensbeschränkung eingesetzt werden, als auch positiv wirkend zur sozialen Integration beitragen (vgl. Seyfang 1980: 267). Für diesen Wirkungsmechanismus ist zumindest die potenzielle Anwesenheit anderer im Sinne von aufmerksamen Beobachter/innen notwendig. Daher spielt die jeweilige Ausprägung der Öffentlichkeit von Räumen eine Rolle, ebenso wie die klare Erkennbarkeit der dortigen Verhaltenserwartungen.

8.3.1 Diffuse Verhaltenserwartungen

Bei Räumen im Wohnumfeld – dem in der Großwohnsiedlung dominanten Raumtypus – wird davon ausgegangen, dass eine relativ starke soziale Kontrolle herrscht, weil sich die

Anwesenden „situativ kennen“ (Herlyn/ von Seggern/ Heinzelmann/ Karow 2003: 33). Gemeint sind die sozialen Kontakte und Vergemeinschaftungen von Nachbarschaften, über die Verhalten kontrolliert und ein Gefühl der Sicherheit vermittelt wird. Bei größerer räumlicher Verdichtung, insbesondere bei Hochhäusern, wird hingegen eine spezifische Normierung festgestellt, die nicht auf Integration der jeweiligen Hausbewohnerschaft abzielt, sondern darauf, die vorgegebene, weitgehend anonyme Wohnsituation zu erhalten und die Privatheit der einzelnen Wohnparteien zu akzentuieren (vgl. Herlyn 1970: 167).

Durch die heterogen zusammengesetzte Bewohnerschaft der Großwohnsiedlungen bestehen kulturelle und milieubedingte Fremdheiten, die Kontakte erschweren und Distanz schaffen. Daher ist in Vahrenheide nicht nur im Hochhauskomplex, sondern auch im Bereich der Zeilenbauten wenig Interaktion zwischen den Bewohner/innen feststellbar. Die für Wohnumfelder als typisch angenommene Situation hoher sozialer Kontrolle findet sich hauptsächlich in den Bereichen der Einfamilienreihenhäuser oder in den Quartieren, wo kleinräumig Vergemeinschaftungen von Bewohner/innen gleicher sozialer Milieus stattfinden (z.B. beim Begleiteten Wohnen in den Sahlkamphäusern). In den meisten Bereichen besteht eine teilweise mit Misstrauen durchsetzte Distanz bis hin zur Gleichgültigkeit.

Diese Situation hat sich im Laufe des sozialräumlichen Segregationsprozesses erst entwickelt. Laut Auskunft von Stadtteilkundigen gab es zu Beginn in Vahrenheide in den meisten Häusern Hausmeister, die rigide die Vorschriften durchgesetzt haben, insbesondere die Regeln zur Hausreinigung und das Verbot, die Rasenflächen an den Häusern zu betreten. Heute sind die von der Wohnungsbaugesellschaft eingesetzten Hausmeister für große Bereiche zuständig (z.B. nur ein Hausmeister für den gesamten Hochhauskomplex und die umliegenden Zeilenbauten in Vahrenheide Südost) und sie halten in einem Büro Sprechstunden ab. Aufgrund der veränderten sozialräumlichen Situation besteht die in früheren Studien zu Großwohnsiedlungen herausgestellte verhaltenseinschränkende Kontrolle heute nicht mehr. Hierin liegt ein deutlicher Unterschied zur Situation in der 1960/70er Jahren.

Für die benachteiligten Jugendlichen bedeutet dies, dass sie bei ihren Aufenthalten in den Wohnumfeldern relativ ungestört sind und sich gar nicht weiter zurückziehen müssen. Fehlende soziale Kontrolle durch Erwachsene und hohe Anonymität erhöhen die Freiheitsgrade in den wohnungsnahen Räumen. Die benachteiligten Jugendlichen haben hier Orte gefunden, die sie aufgrund der sich damit eröffnenden Möglichkeiten schätzen und an denen sie niemanden zu stören glauben. Sie werden dort toleriert, jedoch eher aus Gründen der Gleichgültigkeit als aufgrund von Akzeptanz. Die restriktiven Wirkungen sozialer Kontrolle sind nicht mehr vorhanden, es sind aber auch nicht deren integrativ wirkende Kräfte an diese Stelle getreten.

Die Botschaften, die diese Räume vermitteln, werden damit uneindeutiger. Wohnungsnahe Freiräume werden grundsätzlich als „unklar definierte Freiräume“ (Tessin 2004: 36) einge-

stuft, weil zwar nahe gelegt wird, was dort erwünscht ist, Abweichungen davon aber nicht verboten sind.[115] Diese Räume sind in der Großwohnsiedlung noch nutzungsoffener, weil sie weniger kontrolliert werden. Sowohl festgelegte als auch ungeschriebene Regeln werden nicht durch entsprechendes Handeln seitens der Erwachsenen bekräftigt und erscheinen somit beliebig. Somit entsprechen die Wohnumfelder zwischen den Zeilenbauten und den Hochhäusern der Großwohnsiedlung fast dem sozialräumlichen Setting von Brachen. Benachteiligte Jugendliche nutzen diese Orte zum Übertreten elterlicher Verbote (insbesondere des Rauchverbotes), stützen damit aber auch ein negatives Bild bei den gelegentlich vorbeigehenden Anwohner/innen. Durch Anonymität und Fremdheitsgefühle haben kleinere Konflikte und Normübertretungen seitens der benachteiligten Jugendlichen lediglich – wenn überhaupt – nur ein Kopfschütteln zur Folge. Die Jugendlichen werden kaum zurechtgewiesen, sie erfahren keine Reaktionen, Grenzsetzungen oder Verhaltenskorrekturen.

Weil nicht im Vorfeld von besorgten Eltern oder Nachbarn eingegriffen wird, Konflikte vorausschauend beigelegt oder Lösungen gefunden werden (s. im Vergleich die Situation im Stadtteil Bothfeld, Abschnitt 7.2.1) können manche Situationen eskalieren. Aufgrund der Wahrnehmung als ‚gefährliche' Gruppe wird dann unvermittelt mit großer Härte über unpersönliche staatliche Organe reagiert. Für die beteiligten Jugendlichen kommt diese Reaktion zu plötzlich und massiv, um als Verhaltenskorrektur integriert werden zu können. Sie provoziert einerseits Widerstand und andererseits erhalten die Jugendlichen durch die hohe Aufmerksamkeit, die ein Polizeieinsatz oder Presseartikel erregen, einen Aufwertungsprofit. In der sonst ereignisarmen Großwohnsiedlung ist endlich mal etwas los.

Die Reaktion über professionelle Ordnungsinstanzen und nicht über relativ vertraute Personen der Nachbarschaft entspricht dem normativen Setting von Orten hoher Öffentlichkeit, z.B. von Stadtplätzen oder Bahnhöfen. Im vertrauten und von den Jugendlichen wie ein Privatraum genutzten Wohnumfeld ist dies ein deutlicher Bruch der alltäglichen sozialräumlichen Situation. Da die Jugendlichen sonst mehr oder weniger sich selbst überlassen bleiben, kann der unvermittelte massive Eingriff nur als illegitim erfahren werden. Angemessener ist der mittlerweile erfolgte Einsatz der Kontaktbereichsbeamten. Sie bauen Beziehungen zu den Jugendlichen auf, sind häufig vor Ort und ansprechbar. Als vertraute und respektierte Personen passen Kontaktbereichsbeamte ebenso wie die Streetworker/innen in diesen Raum, den die benachteiligten Jugendlichen als privat nutzbaren wahrnehmen.

Die wohnungsnahen Freiräume der Großwohnsiedlung enthalten für benachteiligte Jugendliche also ein besonderes Potenzial, nämlich die Gelegenheit zu weitgehend ungestörtem

[115] Für die Verhaltensweisen Erwachsener in wohnungsnahen Freiräumen wurde festgestellt, dass Nutzungsformen, die quasi als Arbeit gesellschaftlich anerkannt werden (z.B. Kinder beaufsichtigen), dominieren und als diesem Raumsetting adäquat gelten (vgl. Seyfang 1980: 182). Sich dagegen dort in ‚nichtstuender Weise' aufzuhalten, wird als problematisch gewertet (vgl. Tessin 2004: 36).

Aufenthalt und gewisse Freiheiten. Dass es hier solche Orte gibt, wird von den benachteiligten Jugendlichen geschätzt. Doch im Zusammenspiel mit den negativen Effekten kann diesen Räumen kein entwicklungsförderndes Potenzial zugemessen werden. Es fehlt die gesellschaftliche Verbindung zu diesen ‚Öffentlichkeitsnischen'. Insbesondere fehlt das Signal, dass die Jugendlichen an diesen Orten willkommen sind und auch von anderen Altersgruppen anerkannt werden.

8.3.2 Herabgesetzte Öffentlichkeitsausprägungen

In Verbindung mit den diffusen Verhaltenserwartungen an den überwiegend gleichförmigen Orten der Großwohnsiedlung zeigt sich außerdem, dass diese Räume hinsichtlich ihres Öffentlichkeitsgrades nicht ‚raumspezifisch' ausgeprägt sind. Der Öffentlichkeitscharakter – hier bezogen auf die Möglichkeit zur Interaktion mit anderen Anwesenden – ist größtenteils herabgesetzt.

Räume niedriger Öffentlichkeitsgrade sind Wohnumfelder oder Jugendeinrichtungen. Die Ergebnisse zu den Raumhandlungspraktiken an diesen Orten machen deutlich, dass diese Räume fast wie private Räume, bzw. als Ersatz für diese, genutzt werden. Die benachteiligten Jugendlichen bleiben dort weitgehend unter ihresgleichen, auch zwischen ihren Gruppen ergeben sich hier keine Kontakte. Dennoch sind es keine privaten Räume und dessen Spezifikum, die Verfügungsgewalt, ist den Nutzer/innen nicht gegeben. Es handelt sich nur vordergründig um ‚eigene Orte'. Gerade an hausnahen Spielflächen sind die benachteiligten Jugendlichen nur geduldet und können jederzeit unter Verweis auf Nutzungsvorbehalte für Kinder weggeschickt werden. Damit ist der Aufenthalt dort prekär und von Unsicherheit begleitet. Die Jugendeinrichtungen sind für die Nutzung als Familienersatz eigentlich nicht vorgesehen, die ‚private' Nutzung wird seitens der Mitarbeiter/innen als Defizit der Jugendlichen wahrgenommen. Die Gestaltungsmöglichkeiten an diesen Räumen sind begrenzt.

Die von benachteiligten Jugendlichen bevorzugt genutzten Räume in den Wohnumfeldern und den Jugendeinrichtungen der Großwohnsiedlung bieten ihnen somit weder authentische Vorteile der privaten Sphäre, wie gesicherte Rückzugsmöglichkeiten und Gestaltungsfreiräume, noch wirkliche Vorteile der öffentlichen Sphäre, wie die Möglichkeit zu Interaktion und Repräsentation – aber von beiden Sphären einen kleinen Ausschnitt, einen insgesamt minderwertigen Ersatz.[116]

[116] Die Öffentlichkeit in Institutionen wird daher auch als „Scheinöffentlichkeit" kritisiert: „Indem in den Vereinen, (Jugend-)Verbänden und Kirchengemeinden (..) nur bestimmte Erfahrungen zugelassen und andere ausgegrenzt werden, stellen diese für die sich mit zunehmendem Alter ausdifferenzierenden Bedürfnisse und Interessen von Jugendlichen jedoch nur eine „Scheinöffentlichkeit" dar" (May 2006: 80).

Räume, die von ihrer Gestalt, Nutzung und Nutzungsvorgabe Orten hoher Öffentlichkeitsgrade entsprechen, stehen benachteiligten Jugendlichen in der Großwohnsiedlung generell kaum zur Verfügung. Die wenigen in Vahrenheide vorhandenen Räume dieser Kategorie erfüllen ihre ‚Öffentlichkeitsfunktionen' nur eingeschränkt, gewährleisten z.B. keineswegs Freiheit von familiären Bindungen. Auf dem Vahrenheider Markt ist es fast noch wahrscheinlicher, Verwandten oder Bekannten zu begegnen, als in den Wohnumfeldern, wo sich kaum andere Personen aufhalten.

Übergeordnet bleibt dennoch besonders in diesen Räumen die Erwartung ‚urbanen Verhaltens' bestehen. Passant/innen sollen sich in öffentlichen Räumen begegnen können, ohne in Kontakt treten zu müssen. Verhaltensstilisierungen, höfliches und distanziertes Auftreten signalisieren diese Absicht und stellen sie sicher. Dieser Erwartung läuft das Verhalten benachteiligter Jugendlicher teilweise deutlich entgegen, insbesondere dann, wenn sie Passant/innen mit Worten, Gesten oder anderen Verhaltensweisen gezielt provozieren. Wie kann diese Raumhandlungspraxis im Rahmen der hier geführten Diskussion erklärt werden?

Vordergründig könnte vermutet werden, dass ‚urbane Tugenden' ein Selbstbewusstsein erfordern, das benachteiligte Jugendliche aufgrund der psychischen Verunsicherung (noch) nicht ausprägen konnten. Untereinander sind ihnen jedoch vergleichbare Verhaltensweisen vertraut. Durch beiläufiges Grüßen erweisen sie sich gegenseitigen Respekt und wahren dabei die Distanzen der unterschiedlichen Fraktionen. Dieses respektvolle Verhalten lassen sie jedoch nicht allen und vor allem nicht Erwachsenen zuteil werden.

Gegenüber Jugendlichen anderer Stadtteile bzw. anderer sozialer Milieus versuchen benachteiligte Jugendliche ihre Refugien zu verteidigen. Sie verweisen in ihrer Art der Repräsentation nicht auf Gemeinsamkeit, womit es sich nach Bahrdt um „Imponiergehabe" (1998 [1961]: 92) handelt. Doch haben sie nicht die gleichen Chancen auf Teilhabe wie diese, was ihnen auch mehr oder minder bewusst sein wird. Damit fehlt im Kontakt der Jugendlichen unterschiedlicher sozialer Milieus eine Grundvoraussetzung für urbane Repräsentation.

In der Interaktion mit Erwachsenen erscheint ein weiterer Aspekt bedeutsam. Wenn die theoretischen Erörterungen zu öffentlichen Räumen einbezogen werden, kann dieses Verhalten so interpretiert werden, dass die benachteiligten Jugendlichen kein vorrangiges Interesse an der befreienden Wirkung von Räumen hohen Öffentlichkeitsgrades haben. Sie haben den Schritt aus den familiären Bindungen in die Gleichaltrigengruppe vollzogen, mit der sie sich überwiegend in Wohnumfeldern und Jugendeinrichtungen bewegen, wo sie ‚kleine Freiheiten' erleben. In Räumen hohen Öffentlichkeitsgrades zielen die auffälligen Raumhandlungspraktiken auf den Herrschaftsaspekt. Was benachteiligte Jugendliche an

öffentlichen Plätzen, Straßen und Grünanlagen anzieht, ist die Möglichkeit, sich mit der Welt der Erwachsenen direkt und konfrontativ auseinander zu setzen.

Indem sie sich in einer Gruppe versammeln und sich nicht höflich und distanziert, sondern unhöflich und provokant verhalten, können sie kurzfristig ein Gefühl der Stärke und Überlegenheit genießen. Da sie kaum Gelegenheiten haben, sich über positiv bewertete Leistungen zu präsentieren, zeigen sie sich in negativer Weise. Durch ihr unkalkulierbares Verhalten sind sie in der Lage, Passant/innen stark zu verunsichern.[117] Gleichwohl sie sich in einer marginalisierten sozialen Position befinden, gelingt es somit einigen von ihnen, in öffentlichen Räumen ‚den Spieß umzudrehen'.

Zusätzliche Brisanz entsteht dadurch, dass in den Raumhandlungspraktiken die Perspektivlosigkeit der benachteiligten Jugendlichen sichtbar wird. Die scheinbar untätige Anwesenheit in öffentlichen Freiräumen zeigt auch an, dass diese Jugendlichen (noch) nicht in Erwerbsarbeitsverhältnisse eingebunden sind. Dies kann als eine gesellschaftliche Anklage wahrgenommen werden, die seitens Erwachsener häufig aggressiv, jugendfeindlich und bestrafend zurückgewiesen wird (vgl. Hafeneger 1995: 116). Die benachteiligten Jugendlichen verstoßen gegen die übergreifende implizite Handlungsvorgabe öffentlicher Räume, sich dort zu bestimmten Zwecken aufzuhalten und keinesfalls Müßiggang zu betreiben. Sie verhalten sich nicht normkonform oder ‚raumgemäß'. Dennoch entspricht es dem theoretischen Verständnis zu öffentlichen Räumen, sich dort zu präsentieren und Machtverhältnisse aushandeln zu wollen. So gesehen stellt sich die Frage nach einer adäquaten Reaktion auf eine den öffentlichen Räumen im Prinzip angemessene Offerte.

8.4 Effekte der administrativen Steuerung

Abschließend ist die administrative Dimension zu betrachten. Sozialpolitische Steuerungen wirken auf Stadtteilebene. Insbesondere die Wohnungspolitik und die Jugend- bzw. Sozialpolitik sind im Rahmen dieser Abhandlung relevant.

Durch die gezielte Belegung der Großwohnsiedlungen mit Personen in sozial schwierigen Lebenssituationen und durch nachfolgende Segregationsprozesse ist es zu den hohen Anteilen von Bewohner/innen prekärer Milieus im Stadtteil gekommen. Die Auswirkungen der Lebenslage auf die Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher sind bereits diskutiert worden. Grundsätzlich bleibt hier festzuhalten, dass mit einer solchen Form der Belegungspolitik hohe Anforderungen an die Integrationskraft des Stadtteils gestellt wer-

[117] Die Ebene der direkten Interaktion ist die einzige den Jugendlichen zur Verfügung stehende Möglichkeit, sich mit Erwachsenen auseinander zu setzen. Auf diese Bedeutung weist Baacke hin: „Jugendliche haben eben nur geringe Chancen, die leicht verletzbare und verletzliche Würde ihrer Person gegenüber herablassendem, besserwisserischem oder auftrumpfendem Verhalten von Erwachsenen zu bewahren. Außerhalb der konkreten Interaktion haben sie überhaupt keine Möglichkeiten (Beleidigungsprozess o.ä.), so dass sie in ihr selbst ihre Souveränität behaupten müssen" (Baacke 2003: 69 f.).

den. Mit dieser Aufgabe ist die Bevölkerung allein überfordert. Durch die heterogene Zusammensetzung hinsichtlich sozialer Milieus und Herkunftskulturen bestehen im Alltag Distanzen, die erst überbrückt werden müssen. Mentalitätsunterschiede der verschiedenen sozialen Gruppen, insbesondere zwischen den ‚Alteingesessenen' und den neu hinzugezogenen Bewohner/innen, bringen Konfliktpotenzial mit sich. Wenn die Großwohnsiedlung nicht als ‚Abschiebequartier' bestimmter sozialer Gruppen fungieren sondern Integration leisten soll, sind begleitende Unterstützungen im sozialen Beratungs- und Betreuungsbereich notwendig (vgl. dazu die noch immer gültigen Hinweise von Herlyn/ Naroska/ Tessin 1986: 75 ff. sowie die Befunde der Programmbegleitung der ‚Sozialen Stadt' in Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2002 a: 165 f.).

Die derzeit bestehenden Angebote für Jugendliche sind bereits vorgestellt und in Bezug auf die dort stattfindenden Raumhandlungspraktiken betrachtet worden. Diese Ergebnisse werden nun auf die darin erkennbaren politischen Zielsetzungen bezogen und diskutiert.

8.4.1 Hoher Nutzungsdruck und einseitige Konfliktvermeidungsstrategien

Neben den Einflüssen auf die soziale Milieukonstellation im Stadtteil hat die Belegungspolitik zur Folge, dass in der Bevölkerungsstruktur von Großwohnsiedlungen der Anteil junger Menschen deutlich erhöht ist. Die benachteiligten Jugendlichen selbst schätzen die damit gegebene Möglichkeit zu Kontakten mit Gleichaltrigen als Erlebnismöglichkeit. In den Gesprächen mit ihnen wurde die große Anzahl Jugendlicher vor Ort im Vergleich mit anderen Stadtteilen als besondere Qualität hervorgehoben. Doch diese Qualität nimmt in der derzeitigen Konstellation eine fast gegenteilige Wirkung an. Die positiven Eigenschaften des ‚jungen Stadtteils' können sich nicht entfalten, weil sie nicht mit entsprechender Ausstattung flankiert werden. Die hohe Anzahl Jugendlicher führt statt dessen zu einem hohen Nutzungsdruck an den wenigen vorhandenen attraktiven Orten und zu Verteilungskämpfen und Verdrängungsprozessen unter den Jugendlichen. Außerdem erfährt der Generationenkonflikt durch die hohe Präsenz und das nicht ‚raumgemäße' Verhalten der benachteiligten Jugendlichen eine Zuspitzung.

Die Strategie der lokalen Politik richtet sich im Wesentlichen darauf, die benachteiligten Jugendlichen durch verschiedene Maßnahmen im Stadtteil weniger auffallen zu lassen, sie quasi zu verstecken, um damit Konflikte zu vermeiden. Es werden betreuende Institutionen installiert, in denen sich professionelle Akteure um die benachteiligten Jugendlichen kümmern. Auf die problematischen Aspekte dieser Einrichtungen wird im anschließenden Abschnitt noch detailliert eingegangen. Die von Jugendlichen genutzten Orte in Freiräumen werden nach Möglichkeit dezentral über den Stadtteil verteilt. Die mit dieser Gestaltung verbundenen Nachteile für die Nutzergruppe – verminderte Mobilität und geringere Aktionsmöglichkeiten – wurden bereits diskutiert. Hier sollen die Hintergründe dafür, dass für

Jugendliche keine zentral gelegenen Orte gestaltet und vorgesehen werden, hervorgehoben werden.

Generell werden Jugendliche in der Planung zu wenig berücksichtigt, ihre Interessen werden vernachlässigt (vgl. Herlyn/ von Seggern/ Heinzelmann/ Karow 2003: 268 f.; Freudenau/ Rabe/ Reutter 2004: 8). Möglicherweise liegt dies an dem eher kurzen Altersabschnitt, der ‚Flüchtigkeit' der Jugendphase. Besondere Gestaltungen erscheinen dafür nicht notwendig. Für Jugendliche zu planen und zu bauen gilt zudem als schwierig, weil deren Raumnutzung als unbeständig und rasch wechselnd wahrgenommen wird. Außerdem werden Konflikte mit anderen Altersgruppen befürchtet. Wenn die Raumhandlungspraktiken von Jugendlichen überhaupt mit bedacht werden, dann geht es eher darum, größere Ansammlungen gestalterisch zu vermeiden, als diese besonders anzubieten. Die deutliche Präsenz benachteiligter Jugendlicher in öffentlichen Freiräumen wird von Erwachsenen als störend empfunden (vgl. Seyfang 1980: 291; Sessar 2003: 207) und ist daher unerwünscht. Vereinzelt stattfindende engagierte Beteiligungsprojekte haben mit massiven Widerständen von Bewohner/innen zu kämpfen, die für Jugendliche gedachte Aufenthaltsorte nicht in ihrer Nähe dulden wollen.[118]

Die für (benachteiligte) Jugendliche in öffentlichen Räumen offiziell eingerichteten Orte sind in der Regel abgelegen, klein, karg und schnell wieder zerstört. Dies betraf in der Großwohnsiedlung Vahrenheide die am Hochhauskomplex aufgestellten Container, die nach kurzer Zeit einem Feuer zum Opfer fielen. Außerdem ist im Rahmen eines gesamtstädtischen ‚Schutzhüttenprojektes' auf einem an die nördliche Freifläche angrenzenden Modellfluggelände im Nachbarstadtteil Sahlkamp ein sogenannter ‚Mini-Treff' errichtet worden. Auf diesem, dem räumlichen Charakter der Freifläche entsprechenden, unattraktiven und unbelebten Gelände wurde unter Beteiligung von Jugendlichen eine achteckige, überdachte, offene Holzhütte mit drei Sitzbänken und einem Tisch gebaut. Ein Jahr später war eine Renovierung notwendig, fehlende Bretter wurden in einem benachbarten Baumhaus wiedergefunden (vgl. HAZ 25.4.2000; 17.5.2001). Von den befragten Jugendlichen wurde diese Hütte nicht erwähnt, sie ist in ihren Raumhandlungspraktiken von keinerlei Bedeutung.

Meist an einem abseitigen Randbereich gelegen, bekommen die Jugendlichen ein Refugium, wo sie niemanden stören (sollen). Dass diese Hütten nicht lange genutzt und teilweise wieder zerstört werden, wird wiederum dem negativen Verhalten der Jugendlichen zugeschrieben. Doch angesichts der vielen Jugendlichen bei insgesamt bescheidener Stadtteil-

[118] Ein Beispiel ist das Projekt ‚Betreten erlaubt! Projekt zur Gestaltung von Treffpunkten für Jugendliche im öffentlichen Raum' der Landesarbeitsgemeinschaft Streetwork/ Mobile Jugendarbeit NRW e.V., gefördert vom Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen. Im Rahmen dieses Projektes wurden in den Jahren 2006 und 2007 an zehn Orten unter Mitwirkung von Jugendlichen Treffpunkte gestaltet, dies waren fast immer kleine Überdachungen oder Häuschen an häufig eher abgelegenen Orten (vgl. Deinet u.a. (Hg.) 2009).

ausstattung ist nachvollziehbar, dass eine Hütte oder ein Container die Rivalitäten unter den Jugendlichen nur verstärken anstatt abschwächen kann. Letztendlich handelt es sich um Notlösungen, die keinen adäquaten Ersatz für fehlende Privaträume bieten, denn es fehlt sowohl die reale Verfügungshoheit (sie dürfen und können kaum verändert werden) als auch die mediale Ausstattung, die der zentralen Aktivität im Privaten entspräche. Daher können Schutzhütten, Container oder Unterstände für Jugendliche allein kein nachhaltig erfolgversprechendes Lösungsmodell sein.

Die lokale Politik und die städtischen Planungsämter reagieren mit einem solchen Angebot einerseits auf das Bedürfnis Erwachsener nach möglichst reibungsloser Unterbringung der Jugendlichen. Andererseits wird der Wunsch nach einem eigenen Raum von benachteiligten Jugendlichen auch selbst geäußert. Dieses Anliegen erscheint legitim, weil das Muster alterssegregierter Räume bekannt ist. Die Anziehungskraft eines eigenen ‚Häuschens' lässt sich aber nicht nur als Wunsch der Jugendlichen nach Rückzug und Abgrenzung interpretieren, sondern auch ganz im Gegenteil als Anspruch, innerhalb von öffentlichen Räumen einen eigenen Ort zugewiesen zu bekommen und dort anerkannt und akzeptiert zu werden. Dies wäre nur dann eingelöst, wenn der besondere Ort für Jugendliche in einen allgemeinen Ort für alle Bevölkerungsgruppen eingebettet wird. Außerdem müsste bei der Auswahl der Lage von Angeboten für Jugendliche sensibel beachtet werden, wie diese zu der jugendinternen Stadtteilaufteilung passt.

Die hohe Anzahl an Bewohner/innen im Jugendalter wird bisher lediglich als Problem behandelt. Dieses wird jedoch nicht offensiv angegangen, sondern mit geringen Mitteln zu befrieden versucht. Das ‚Problem' könnte aber auch als ein aus der Segregation resultierendes Potenzial und als Chance genutzt werden. Maßnahmen und Projekte, die positive Aspekte der Jugendphase akzentuieren (z.B. Kreativität, Vitalität, Neugier, Risikobereitschaft), würden in der Großwohnsiedlung eine große Zielgruppe finden.

8.3.3 Fürsorge statt Förderung von Autonomie

In Reaktion auf sich zuspitzende Konflikte um Jugendliche wurde seitens der Lokalpolitik mit (sozial)pädagogischen Maßnahmen reagiert. Das Angebot an Betreuungseinrichtungen mit berufsvorbereitender oder freizeitpädagogischer Ausrichtung wurde erweitert. Darunter erreichen die Jugendfreizeiteinrichtungen den größten Nutzerkreis.

Die Jugendfreizeiteinrichtungen zielen darauf, Jugendliche zu stärken und zu fördern. Die Mitarbeiter/innen unterstützen den Prozess der Identitätsfindung der Jugendlichen, indem sie sich als kompetente Ansprechpartner/innen und teilweise auch als Bezugspersonen anbieten. Für benachteiligte Jugendliche sind sie wichtige Personen, mit denen im Rahmen ihrer professionellen Rolle und im institutionellen Kontext Kontakt und Auseinandersetzung möglich sind. Damit sind sie auf der Ebene beispielhaften Lernens verfügbar. Diese

Einrichtungen erfüllen eine wichtige Funktion, indem sie die sozialisationsspezifische Rolle der Familie ergänzen bis ersetzen.[119] Dies gelingt allerdings dadurch, dass sie kaum noch die Qualitäten eines (teil)öffentlichen Raumes ausprägen. In Reaktion auf die entsprechenden Raumhandlungspraktiken leisten sie primär Familienersatz. Da die personellen und räumlichen Kapazitäten begrenzt sind, können in diesen Einrichtungen die Autonomiebestrebungen der benachteiligten Jugendlichen nicht ausreichend gefördert und gestützt werden. Die Ablösung von diesen Institutionen scheint daher nicht einfach und vollzieht sich erst spät, durch quasi kollektive Umbrüche der Nutzerzusammensetzung, die als ‚Generationswechsel' beschrieben werden.

Ähnlich gelagert ist die Situation an der Integrierten Gesamtschule des Stadtteils. Diese ist konzeptionell auf die soziale Situation benachteiligter Jugendlicher ausgerichtet und setzt gezielt an den Stärken der Jugendlichen an. Dass eine solche Schule in der Großwohnsiedlung eingerichtet und durch Erweiterungen und Umbauten mittlerweile recht gut ausgestattet wurde, ist eine positive schulpolitische Schwerpunktsetzung. Doch die Schulen und Freizeiteinrichtungen allein sind mit der komplexen Problemkonstellation – so wie sie im Rahmen der vorliegenden Arbeit ausdifferenziert wurde – überfordert.

Möglicherweise können die Bemühungen der Sozialpädagog/innen um die Entwicklung eigenständiger Potenziale und autonomer Handlungsweisen nicht ausreichend greifen, weil sie nicht genügend durch weitere Maßnahmen dieser Zielsetzung gestützt werden. Schließlich ist der Umgangsstil in der Großwohnsiedlung weitgehend von bevormundenden Tendenzen geprägt (vgl. Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001: 57 f.). Eine annähernd gleichberechtigte Umgangsweise zwischen den einzelnen Bewohnergruppen, sowie zwischen Bewohner/innen auf der einen und Politik und Verwaltung auf der anderen Seite, hat sich bisher noch nicht entwickeln können. Besonders in den traditionellen Vereinen ist diese bevormundende Haltung benachteiligten Jugendlichen gegenüber spürbar.

Institutionelle öffentliche Räume mit einem geringen Grad an pädagogischer Betreuung, die schrittweise eine Erprobung eigenverantwortlichen Verhaltens im Kontakt mit Erwachsenen erlauben würden, fehlen weitgehend. Nur in den Jugendeinrichtungen können benachteiligte Jugendliche sich akzeptiert fühlen, entsprechend eng werden die Bindungen. Wie bereits zum Thema reduzierter Mobilität ausgeführt, bleiben sie jeweils in ‚ihrer' Einrichtung und gehen dort unterschiedlichen Aktivitäten nach. Dies mag durchaus notwendig

[119] Dieser Umstand wird als „möglicherweise (..) neues Kapitel sozialpolitischer Indienstnahme von Jugendarbeit" (Schumann 1995: 211) kritisiert. Durch den gesellschaftlichen Wandel seien Anforderungssituationen entstanden, für die das Handlungsrepertoire freizeitpädagogischer Arbeit nicht angemessen ist. Jugendhäuser fungieren als erweiterter Familienraum, wenn nicht gar Familienersatz (vgl. ebd.: 211).
Die Rolle der Jugendeinrichtungen hat sich insgesamt in ihrer recht kurzen Geschichte mehrfach gewandelt. Zunächst waren sie als fürsorgende Einrichtungen gedacht, die Jugendliche vor den negativen Einflüssen der Erwachsenenwelt bewahren sollten. Gegen Ende der 1950er Jahre kam die Absicht dazu, vor der Konsum- und Warenwelt zu schützen. Im Verlauf der 1960er Jahre wurde die fürsorgliche Intention durch bildungspolitische Absichten ergänzt. Gegen diese Pädagogisierung der Freizeit richtete sich dann die in den 1970er Jahren entstandene autonome Jugendzentrumsbewegung (vgl. Göschel 1992: 39).

sein, um die Jugendlichen an neue Freizeitbeschäftigungen heranzuführen und Interessen in geschütztem Rahmen zu wecken. Doch mit der überwiegenden Inanspruchnahme des Vor-Ort-Angebots[120] bleibt die positive Erfahrung der eigenen Person in wechselnden Kontexten und unterschiedlichen Rollen aus. Damit fehlt ein wichtiger Entwicklungsimpuls der Jugendphase. In dieser Hinsicht erfahren benachteiligte Jugendliche bisher wenig Unterstützung, weder als Anreiz durch die vorhandene Infrastruktur noch durch gezielte Begleitung. Und nicht vergessen werden darf, dass nur ein Teil der benachteiligten Jugendlichen überhaupt von den Jugendeinrichtungen im Stadtteil profitieren kann.

8.5 Abschließende Einschätzung

Zur Veranschaulichung der dargelegten und diskutierten Ergebnisse dient die nachfolgende Darstellung 12. Sie zeigt abstrakt den Raum der Großwohnsiedlung mit den vier Raumdimensionen. Farbig markiert sind die vorab diskutierten Bezüge und Verschränkungen mit den lokalen Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher. Die Handlungen sind ebenfalls als ein Aspekt des öffentlichen Raums zu verstehen, es handelt sich um eine rein analytische Gegenüberstellung. Mit der isolierten Betrachtung der Raumdimensionen werden Verknüpfungen vielschichtig erkennbar. Damit können Schlussfolgerungen gezogen werden, die alle diese Dimensionen einbeziehen.

○ Auf der sozialstrukturellen Ebene sind vielschichtige Unterstützungen der Familien notwendig. Außerdem ist Zugang zu tatsächlich privaten, unpädagogisierten, Freiraum und Eigenverantwortlichkeit bietenden Räumen herzustellen. Bildungsangebote müssen niedrigschwellig an den vorhandenen Stärken anknüpfen.

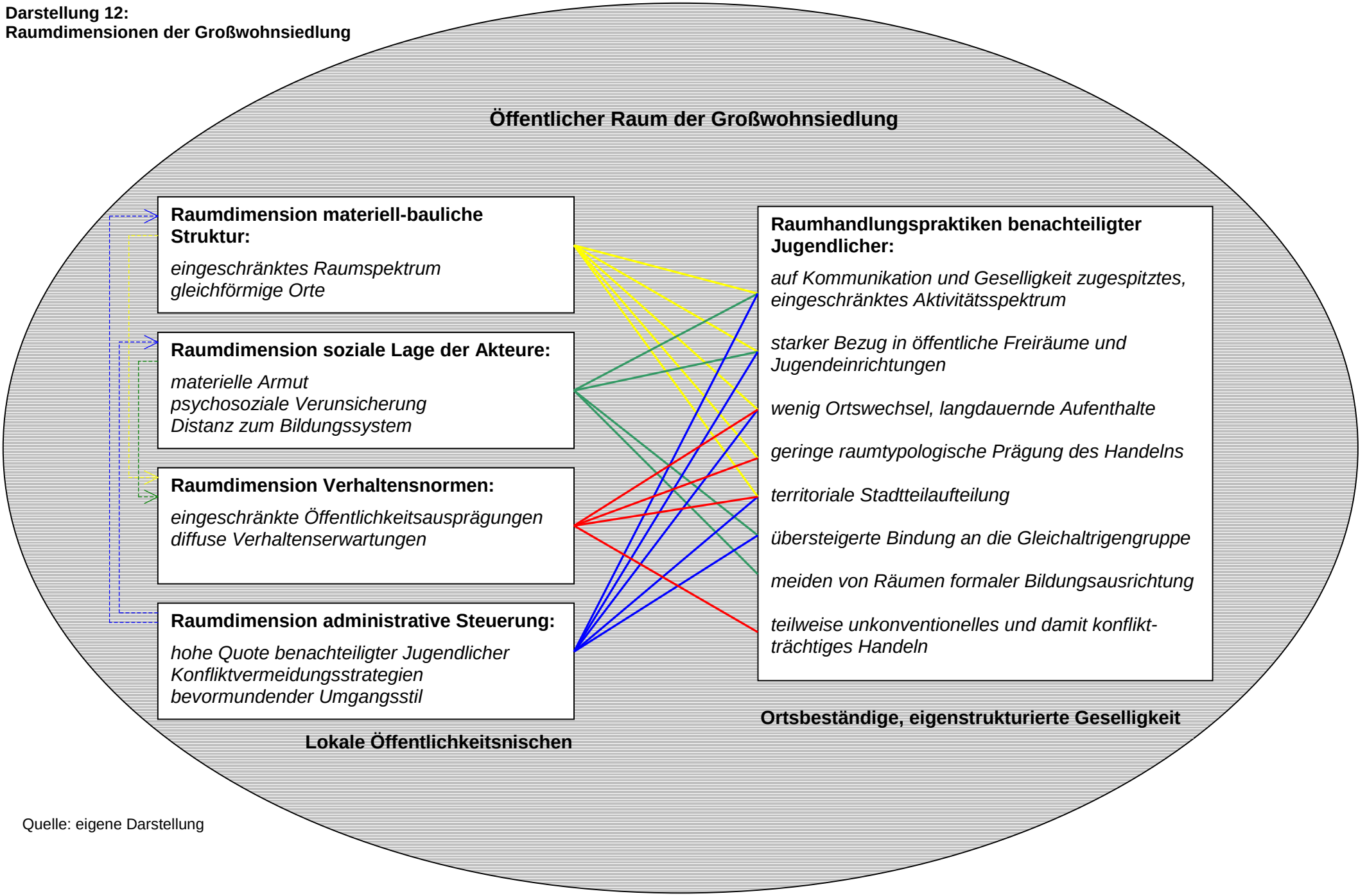
○ Baulich-räumlich ginge es darum, mehr Vielfalt und damit mehr Möglichkeiten für unterschiedliche Aktivitäten und Begegnungen zu schaffen.

○ In der normativen Dimension wäre insbesondere darauf zu achten, dass Räume entstehen, wo der Aufenthalt benachteiligter Jugendlicher deutlich erwünscht ist und es ihnen ermöglicht wird, Anerkennung auch über die Gleichaltrigengruppe hinaus zu erlangen.

○ Auf der Ebene der Lokalpolitik ist die Abkehr von der Konfliktvermeidungsstrategie zu einer konsequenten integrativen Politik auch für Jugendliche angezeigt. Neben altersspezifische Einrichtungen, mit eindeutigen inhaltlichen Schwerpunkten, müssen altersübergreifende Angebote gestellt werden. Dort sollte zwangloser Kontakt bei Wahrung der beiderseits notwendigen Distanz möglich sein.

[120] Die Jugendfreizeiteinrichtungen bieten durchaus auch Außenaktivitäten an, wie Kinobesuche oder Ausflüge.

Darstellung 12:
Raumdimensionen der Großwohnsiedlung



Quelle: eigene Darstellung

Zum Abschluss dieser Diskussion erfolgt eine Einschätzung in Bezug auf theoretische Konzepte, die versuchen, die Besonderheiten der Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher begrifflich zu kennzeichnen. Ausgehend von Mentalitätsunterschieden zwischen Arbeiterjugendlichen und Jugendlichen bürgerlicher Herkunft werden die Begriffspaare: Straßensozialisation vs. institutionelle Sozialisation (vgl. Zinnecker 1979: 732), ‚Draußen'- vs. ‚Drinnen'-Jugendliche (vgl. Müller 1983: 84) und raumstrukturiertes vs. zeitstrukturiertes Aufwachsen (vgl. Zeiher/ Zeiher 1994: 157 ff.; May 2006: 81 ff.) benannt. Außerdem wird der Begriff der Gegenkultur herangezogen, indem z.B. die Nutzung von Bushaltestellen als Treff- und Aufenthaltsräume durch Gruppen Jugendlicher als widerständiges Handeln interpretiert wird, aus dem gegenkulturelle Räume im Sinne von Löw (2001: 185) hervorgehen würden (vgl. Manderscheid 2004: 291 ff.).

Der Topos der ‚Straßensozialisation' ist trotz der vermehrten Bezüge in informelle Freiräume für die sozialräumliche Situation benachteiligter Jugendlicher nicht mehr zutreffend. Es ist eher der besondere Habitus, der mit dem Aufenthalt auf der ‚Straße' verbunden wird, den benachteiligte Jugendliche genauso in verhäuslichte und institutionelle Räume tragen. Im Jugendzentrum verhalten sie sich nicht wesentlich anders als in den wohnungsnahen Freiräumen. Ihnen geht es um Geselligkeit, und dies in der alltagskulturellen Form der Nähebeziehungen, nicht in hochkultureller Distanz. Sie wollen am Alltagsleben teilhaben, ohne sich den Zwängen unterwerfen zu müssen, die mit der Wahrnehmung bestimmter Angebote verbunden sind. Da die öffentlichen Freiräume in der monofunktionalen Großwohnsiedlung kaum die Qualitäten eines ‚Lernortes Straße' besitzen, nutzen sie auf der Suche danach alle ihnen zugänglichen Orte. Dies können genauso gut Gebäude-Räume sein, solange sie dort nicht mit besonderen Verhaltenserwartungen konfrontiert werden. Da diese Orte in der Großwohnsiedlung in ihren Öffentlichkeitspotenzialen reduziert sind, werden sie hier als ‚Öffentlichkeitsnischen' bezeichnet.

Mit ‚Straße' sind zwar laut Zinnecker alle öffentlichen Freiräume und sogar angrenzende Gebäude gemeint (vgl. Zinnecker 1979: 727 f., s.a. S. 31 f., Fußnote 8), doch bleibt dies begrifflich unklar. Die Bezeichnung ‚Straße' hat diese umfassende Bedeutung verloren und wird zumeist instrumentell als Verkehrsverbindung verstanden. Auch die Assoziation mit bestimmten Lerninhalten ist nicht mehr gegeben. Die Konnotation als ein minderwertiger Raum, an dem sich lediglich gesellschaftlich ausgegrenzte Personen länger aufhalten (vgl. Herlyn 1997: 236), besteht allerdings noch immer. Der Begriff der ‚Straße' ist nicht geeignet, die heute für benachteiligte Jugendliche bedeutsamen Räume zu kennzeichnen, weil er sie nicht präzise umfasst und weil er eine Abwertung der Nutzergruppe nahe legt.

Der etwas lapidare Begriff der ‚Draußen-Jugendlichen' weist auf den verstärkten Bezug benachteiligter Jugendlicher aus den privaten Räumen hin und erweitert den Begriff der ‚Straße' deutlicher auf alle Freiräume. Doch die Gegenüberstellung von Freiräumen und Gebäude-Räumen trifft nicht den Kern der Verhaltensunterschiede. Benachteiligte Jugend-

liche wünschen sich die Ausweitung der Öffnungszeiten der Jugendeinrichtungen, sie würden dort auch die Wochenenden verbringen wollen. Im Hinblick auf Einrichtungen mit einem niedrigschwelligen, akzeptierenden Ansatz erweisen sich männliche benachteiligte Jugendliche als noch ‚verhäuslichter' als die Mädchen dieser sozialen Gruppe. Die Differenz der Verhaltensweisen kennzeichnet eher der von Jugendzentrumsmitarbeiter/innen geprägte Begriff der ‚Abhänge-Jugendlichen' (s. S. 212), der auch den Aufenthalt in Jugendeinrichtungen umfasst. Diese Etikettierung ist jedoch problematisch, weil darin der komplexe Zusammenhang der Raumhandlungspraktiken vernachlässigt und individuelles Fehlverhalten nahe gelegt wird.

Auf sozialräumliche Zusammenhänge verweist dagegen der Begriff des ‚raumstrukturierten Aufwachsens'. In der Gegenüberstellung zu ‚zeitstrukturiertem Aufwachsen' ist ein wesentlicher Aspekt der Differenz der Raumhandlungspraktiken enthalten, ohne dass sogleich eine Wertsetzung mit transportiert wird. Allerdings sind diese Begriffe sehr offen gehalten. Nur in der Gegenüberstellung wird klar, dass terminlich strukturierte Ortswechsel gegenüber ortsgebundener Raumnutzung hervorgehoben werden sollen. Eine ‚raumstrukturierte' Komponente zeigen nach dem hier vertretenen Raumverständnis jedoch prinzipiell alle Handlungsweisen.

Von der Konstitution tatsächlich gegenkultureller Räume kann nach der hier erfolgten Analyse nicht ausgegangen werden. Die Abweichung von der Norm gehört zur Jugendphase gleichsam dazu und nicht alles unkonventionelle bzw. nicht ‚raumgemäße' Handeln ist gleichzeitig schon gegenkulturell. Es fehlt der Bezug auf alternative Werte und zumindest ein Ansatz bewusster Opposition (s.a. S. 36, Fußnote 13). Allein aus der trotzigen Verteidigung der kritisierten Raumhandlungspraktiken kann noch nicht auf eine gegenkulturelle Haltung geschlossen werden. Da die impliziten Nutzungsvorgaben der baulich-materiellen Strukturen über soziale Hierarchien hergestellt und abgesichert werden, kann eine abweichende Nutzung allein keine neuen Räume konstituieren, dieser Aspekt wird von Löw überschätzt. Es besteht keine Handhabe zu realen räumlichen Veränderungen, die dominanten Raumkonstitutionen werden durchgesetzt. Die Verwendung des Gegenkulturbegriffs verstärkt die dieser Gruppe bereits zugeschriebene Bedrohung und kann sich damit im Effekt gegen sie richten. Überwiegend bleiben benachteiligte Jugendliche auf die Integration in die Gesellschaft hin orientiert. Ihre Raumhandlungspraktiken können und sollten als Ersuchen gesellschaftlicher Teilhabe verstanden werden.

Auch wenn sich die benachteiligten Jugendlichen teilweise nicht ‚raumgemäß' verhalten, so ist doch ein Bezug auf die übergeordneten Qualitäten und Potenziale öffentlicher urbaner Räume erkennbar. Mit ihrer Nutzungsweise wird auch eine Stadtbahnhaltestelle oder ein ansonsten verwaister Vorplatz Teil eines vielfältiger genutzten Straßenraumes. Obwohl dies zunächst nicht so erscheint, so könnten mit Recht auch die benachteiligten Jugendlichen mit ihren abgelehnten und missbilligten Raumhandlungspraktiken genauso als „Pio-

niere der Wiederaneignung“ (Fester/ Kraft/ Metzner 1983: 31) bzw. der „Rückeroberung“ (Selle 2002: 58) des öffentlichen Raumes angesehen werden, wie die jugendkulturelle Avantgarde, die von den genannten Autoren in dieser Hinsicht als Trendsetter herausgestellt wird.

9. Theoretischer Rückbezug und Ausblick

In der vorliegenden Arbeit sind Verhaltensweisen von benachteiligten Jugendlichen im Rahmen der lokalen Konfliktkonstellationen in einer Großwohnsiedlung dargestellt und in ihren Bezügen zu verschiedenen Aspekten von Raum analysiert worden. Das Handeln selbst wurde als Komponente einbezogen, welches die Räume prägt und auf die Handlungsmöglichkeiten zurückwirkt. Insbesondere den sozialen Positionen im gesellschaftlichen Raum, so wie er von Bourdieu entworfen wurde, galt die besondere Beachtung.

Die eingangs dargelegten Überlegungen zu den Begriffen ‚Raum' und ‚Öffentlichkeit' strukturieren den Aufbau dieser Arbeit. Nun erfolgt der Rückblick, wie die ermittelten Raumhandlungspraktiken von (öffentlichen sichtbaren) benachteiligten Jugendlichen im Hinblick auf die hervorgehobenen theoretischen Ansprüche an öffentliche urbane Räume zu beurteilen sind. Und umgekehrt wird gefragt, welche Rückschlüsse sich aus diesen Ergebnissen für die Theoriediskussion ziehen lassen. Den Abschluss bilden Überlegungen zu den praktischen Konsequenzen der hier erarbeiteten Ergebnisse.

9.1 Zu den Bedeutungsaspekten öffentlicher urbaner Räume

Die Diskussion des Öffentlichkeitsbegriffs (s. Kap. 2.2) verdeutlichte die Ansprüche, die an öffentliche Räume herangetragen werden, ebenso wie die Problematik, die damit in Zusammenhang steht. Als wesentliches Potenzial öffentlicher Räume kristallisierte sich heraus, dass sie Integration, Emanzipation und Lernmöglichkeiten bieten sollen bzw. können. Die Altersgruppe der Jugendlichen ist aufgrund ihrer Entwicklungsphase in besonderem Maße auf diese Räume angewiesen, die benachteiligten Jugendlichen darunter noch stärker. Die Ansprüche an öffentliche Räume seien einleitend noch einmal knapp verdeutlicht.

Städtischen Räumen wird ein Potenzial zur sozialen *Integration* von Fremden zugeschrieben. Kritisch und einschränkend ist dazu u.a. angemerkt worden, dass öffentliche Räume Machtverhältnisse spiegeln und dass diese Integrationsform von gleichzeitiger Einbindung in den Arbeitsmarkt und in persönliche Beziehungsnetze sowie von politischer Teilhabe abhängig ist (vgl. Häußermann/ Siebel 2001: 69; Geiling 2003: 94). Jugendliche sind aufgrund ihrer Altersphase gewissermaßen Fremde in der Erwachsenengesellschaft. Bei ihnen ist nicht die Rede von Integration, sondern von Sozialisation. Einbindung in den Arbeitsmarkt sowie politische Teilhabe sind in dieser Entwicklungsstufe überwiegend noch Ziele, die erst erreicht werden sollen. Die Sozialisation soll Zugang zu diesen zentralen gesellschaftlichen Bereichen eröffnen. Als eine Sozialisationsinstanz unter anderen werden die öffentlichen Räume diskutiert.

Als ein weiterer Bedeutungsaspekt wird die *befreiende Wirkung* öffentlicher urbaner Räume hervorgehoben. Sie bieten die Loslösung von sozialen Bindungen, denn hier ist Begeg-

nung möglich, ohne umfassend Auskunft über die eigene Person geben zu müssen. Die Stellung im sozialen Gefüge z.B. von Verwandtschaftsbindungen spielt im urbanen Kontext keine die sozialen Beziehungen determinierende Rolle. Jugendliche suchen ohne Zweifel diesen Aspekt. Sie wollen sich lösen aus den Bindungen der Primärfamilie, sich in wechselnden gesellschaftlichen Kontexten erfahren und ausprobieren. Bei benachteiligten Jugendlichen tritt als ganz wesentlicher Aspekt das Bestreben nach Emanzipation von dieser sozialen Lage hinzu. Für diese Gruppe ist somit eindeutig, wovon sie sich in den öffentlichen Räumen befreien will, nämlich aus der Unmündigkeit der Kindheitsphase sowie aus der marginalisierten gesellschaftlichen Position. Damit weist dieser Aspekt ebenfalls in Richtung der bereits genannten Integration. Es geht sowohl um soziale Integration in erweiterte Beziehungsnetze als auch um Systemintegration durch Zugang zum Arbeitsmarkt und zu gesellschaftlichen Machtpositionen.

Die *Bildungspotenziale* öffentlicher Räume beziehen sich sowohl auf den Bereich der formellen als auch der informellen Bildung. Formelle Bildung wird im Wesentlichen in institutionalisierten Gebäude-Räumen vermittelt. Der Ort der informellen Bildung oder auch Persönlichkeitsbildung ist dagegen die sogenannte Straße. Während die institutionellen Bildungsräume eindeutig auf gesellschaftliche Integration ausgerichtet sind, ist dies für die öffentlichen Freiräume uneindeutig. Die theoretischen Positionen in der Debatte um die Lernpotenziale der ‚Straße' gehen entweder vom Erlernen abweichenden Verhaltens und der resultierenden Verfestigung der prekären Lage aus (bürgerliche ‚Bewahrpädagogik') oder setzen auf das Einüben urbaner Tugenden (progressiv-liberale Pädagogik) beziehungsweise auf ein Entfalten revolutionärer Kräfte (sozialistischer Entwurf) (vgl. Zinnecker 1979: 730 ff., s. S. 32).

Im Anschluss an die in der vorliegenden Arbeit erfolgte Analyse kann nun die Bedeutung der urbanen öffentlichen Räume der Großwohnsiedlung genauer gefasst werden. Die Bedeutung wird im Hinblick darauf bestimmt, was diese Räume den dort lebenden benachteiligten Jugendlichen an Integrationsmöglichkeit bieten, hier verstanden als Eröffnung umfassender Teilhabechancen an der Erwachsenengesellschaft. Ein Potenzial der öffentlichen Räume der Großwohnsiedlung ist demnach darin zu sehen, dass sie gewissermaßen ‚Spielwiesen' darstellen. Die damit verbundenen positiven Aspekte werden in Abschnitt 9.1.1 ausgeführt. Dieses Potenzial ist jedoch nicht weiterführend, sondern stellt sich für den überwiegenden Teil der Betroffenen als eine ‚Sackgasse' dar. Die Faktoren, die das genannte Öffentlichkeitspotenzial einschränken, werden in Abschnitt 9.1.2 hervorgehoben.

9.1.1 Öffentlichkeitsnischen als Spielwiesen der Großwohnsiedlung

In einem Teil der Räume der Großwohnsiedlung entwickeln benachteiligte Jugendliche unkonventionelle Raumhandlungspraktiken. Dies ist zunächst einmal als ein besonderes

Potenzial der Großwohnsiedlung zu werten und hervorzuheben: hier können jugendliche Umdefinitionen überhaupt stattfinden, können Raumkonstruktionen längeren Bestand haben, die in anderen Quartieren sogleich unterbunden würden.

Die Darstellung der Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher hat die positiven Seiten gezeigt, die diese den Gegebenheiten abgewinnen. In der Großwohnsiedlung finden benachteiligte Jugendliche viele Freund/innen in gleicher sozialer Lage, die ihre Probleme verstehen und Anerkennung geben. Dies werten sie als besonderen Vorzug des Stadtteils. Eben weil die Wohnumfelder kaum sozial kontrolliert werden, weil sich niemand so richtig dafür verantwortlich fühlt und es andere Bewohner/innen kaum dort hin zieht, können sie hier ein bisschen Freiheit genießen. Dies wäre in Wohnumfeldern anderer städtischer Räume so nicht möglich. In ihrem Haltestellen-Jugendzentrums-Raum ‚Papenwinkel' konstruieren sie kleinräumig annähernd urbane Spannungsfelder. Erst die Raumhandlungspraktiken der benachteiligten Jugendlichen machen einige dieser Orte zu öffentlich genutzten Räumen. Sie schaffen Orte der Geselligkeit in den Räumen der Großwohnsiedlung, wo nur Ruhe bzw. ‚Licht, Luft und Sonne' (Charta von Athen) geplant und vorgesehen worden sind.

Trotz der verdichteten Bauweise finden benachteiligte Jugendliche in der Großwohnsiedlung Orte, an denen sie niemanden zu stören scheinen. Dass ihnen diese Räume als eine Art ‚Spielwiese' für ihre Raumdefinitionen überlassen bleiben, erklärt sich einerseits aus der Bevölkerungsstruktur und den mangelnden sozialen Beziehungen vor Ort. Andererseits besteht ein Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Bewertung dieser Räume. In der Großwohnsiedlung verfügen nur wenige Bewohner/innen über politische Durchsetzungskraft. Über Jahre hinweg wurde zu wenig in den Stadtteil investiert, die bauliche Substanz verfiel, Infrastrukturen wurden vernachlässigt. Die Siedlungen sind verrufen und für viele unattraktiv. Im gesamtstädtischen Gefüge nimmt die Großwohnsiedlung eine geringwertige Stellung ein. Um den Zustand der öffentlichen Räume wurde sich bis zum lange hinausgeschobenen Beginn der Sanierung nicht in gleicher Weise gekümmert wie z.B. in innerstädtischen Einkaufsbereichen oder in gehobenen Einfamilienhausgebieten.

Somit finden benachteiligte Jugendliche hier Öffentlichkeitsnischen, von denen sie nicht sogleich vertrieben werden. Hier können sie sich bis zu einem gewissen Grade mächtig fühlen und darin liegt ein besonderer Profit des Aufenthaltes dort begründet. Bei den meisten beschränkt sich dieses Gefühl darauf, über einen eigenen, d.h. ihrer Gruppe zugestandenen Raumbereich zu verfügen. Ein kleiner Teil demonstriert darüber hinausgehend Herrschaftsansprüche mittels provokativen Auftretens und körperlicher Stärke. Im Kontakt mit anderen Altersgruppen erleben sich diese Jugendlichen dann zwar als abgelehnt, werden aber immerhin wahrgenommen und teilweise gefürchtet. Die daraus resultierende negative Bestätigung ersetzt kurzfristig die allseits fehlende Anerkennung. Weil es sich um Räume gesellschaftlich geringer Wertigkeit handelt, können einige Jugendliche Dominanz

erringen, die allerdings trügerisch bleibt. Die Schwelle zu offener Rebellion darf auch hier nicht überschritten werden.

Festzuhalten ist, dass der Reiz des Hinaustretens in die öffentlichen Räume der Großwohnsiedlung für benachteiligte Jugendliche darin liegt, im Schutz der Freundesgruppe Ansätze von Freiheit und Mächtigkeit zu verspüren. Diese Aspekte öffentlicher Räume sind hier zumindest vordergründig erfahrbar. Dass ihnen dies in der Großwohnsiedlung zugestanden wird, resultiert im Wesentlichen aus dem mangelnden Interesse und Nutzungsanspruch anderer. Dieses Prinzip setzt sich innerhalb der jugendlichen Stadtteilbevölkerung fort, denn sie haben die Binnenräume der Großwohnsiedlung ihrer internen Hierarchie folgend weiter aufgeteilt. Auch hier finden sich diejenigen, die innerhalb dieser sozialen Gruppe über die geringste Durchsetzungskraft und die wenigsten Ressourcen verfügen, an den Orten, die aufgrund von Unattraktivität für sie übrig geblieben sind.

Hinsichtlich des Bildungspotenzials öffentlicher Räume beschränken sich die positiven Ansätze auf die für Jugendliche vorgesehenen Institutionen, insbesondere die Integrierte Gesamtschule. Doch trotz der pädagogischen Bemühungen lässt sich die grundsätzliche Distanz zum Bildungssystem kaum überbrücken. Nur wenige der benachteiligten Jugendlichen erreichen erfolgversprechende Bildungszertifikate. Für einen über institutionelle Bildungsangebote hinausgehenden und integrativ wirkenden „gesellschaftlichen Anschauungsunterricht“ (Zinnecker 1979: 730) fehlen in den monofunktionalen Strukturen der Großwohnsiedlung die Voraussetzungen.

Aspekte der Öffentlichkeitsideale sind in den Räumen der Großwohnsiedlung also durchaus vorhanden. Sie dürfen jedoch in ihrer Wirkmächtigkeit im Gefüge gesamtgesellschaftlicher Machtverhältnisse insbesondere im Hinblick auf gesellschaftliche Integration nicht überbewertet werden.

9.1.2 Sackgassen ohne Verbindungen zur Erwachsenengesellschaft

Die benachteiligten Jugendlichen in der Großwohnsiedlung zur Verfügung stehenden bzw. von diesen dort genutzten Räume bieten eine reduzierte Form von Öffentlichkeit, was mit dem Begriff der ‚Öffentlichkeitsnische’ zum Ausdruck gebracht werden soll. Den benachteiligten Jugendlichen stehen weder tatsächlich private, noch eindeutig öffentliche Räume offen. Die positiven Eigenschaften und Potenziale von Orten hohen wie niedrigen Öffentlichkeitsgrades kommen daher für sie nicht substantiell zum Tragen.

Hinsichtlich des befreienden Potenzials ist festzuhalten, dass sich benachteiligte Jugendliche in den Wohnumfeldern der Großwohnsiedlung zwar über einige Zwänge und Gebote der Familie hinwegsetzen, aber keineswegs unbeschwert neue Bindungen eingehen können. Es gelingt eine gewisse Freisetzung, die in der Regel in Begleitung der Freundesgruppe erfolgt und darin auch endet. Begegnungen mit Jugendlichen oder Erwachsenen

anderer sozialer Lagen kommen im Stadtteil nicht zustande. Die meisten benachteiligten Jugendlichen suchen diesen Kontakt auch nicht in anderen Räumen, sondern vermeiden ihn, indem sie die Stadtteilgrenzen nur selten überschreiten und sich mit den Stadtteilgegebenheiten bescheiden. Ein- und Ausgrenzungsprozesse durch unterschiedliche soziokulturelle Zugangsschwellen zeigen beschränkende Wirkung, so dass von benachteiligten Jugendlichen nur ein Ausschnitt der öffentlichen Räume in Anspruch genommen wird.

In den öffentlichen Räumen der Großwohnsiedlung können sich die benachteiligten Jugendlichen nicht von ihrem marginalisierten sozialen Status befreien. Diese Räume vermitteln nicht einmal der Altersphase angemessene Impulse zur Weiterentwicklung. An den Orten mit hohen Öffentlichkeitsgraden werden ihnen besonders wenig Freiheiten zugestanden, weil ihnen kaum Positives zugetraut wird. Anreize oder Gelegenheiten, sich in gesellschaftlich akzeptierter Weise zu präsentieren, fehlen. Es besteht eine Grundhaltung des Misstrauens und der Distanz zu den benachteiligten Jugendlichen, die subtil Freiheiten beschneidet. Auch wenn in der Großwohnsiedlung von der Norm abweichende, unkonventionelle Raumnutzungen möglich sind, werden letztendlich die dominanten Raumdefinitionen durchgesetzt. Wenn es darauf ankommt, d.h. wenn die Situation außer Kontrolle zu geraten droht, werden die Jugendlichen vertrieben. Indem sie ansonsten weitgehend sich selbst überlassen bleiben, bekommen sie kein Integrationsangebot, sondern werden gesellschaftlich ausgegrenzt.

Auch hinsichtlich des Aushandelns von Machtverhältnissen laufen benachteiligte Jugendliche ins Leere, denn es ist nur ein Scheinkampf in gesellschaftlich unbedeutenden Räumen. Wirkmächtige Öffentlichkeit entsteht in der Großwohnsiedlung erst dann, wenn mediale Öffentlichkeit hinzutritt. Die medial erzeugte Aufmerksamkeit bleibt in die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen eingebettet und wendet sich daher im Endeffekt gegen diese soziale Gruppe, deren Verhalten einseitig kritisiert und nach Möglichkeit unterbunden wird.

Das Lernpotenzial öffentlicher Räume ist in der Großwohnsiedlung eingeschränkt. Der Zugang zu formeller Bildung ist für benachteiligte Jugendliche trotz pädagogisch engagierter Konzepte begrenzt. Die informellen Bildungspotenziale im Stadtteil sind aufgrund der Monofunktionalität, der gestalterischen Mängel und fehlender Infrastrukturen deutlich herabgesetzt. Kontakt zur Arbeits- und Lebenswelt Erwachsener lässt sich kaum herstellen, da diese hier nicht angesiedelt ist. Da benachteiligte Jugendliche aus den genannten Gründen überwiegend auf die Angebote im Stadtteil angewiesen bleiben, erleben sie auch im sportlich-spielerischen Bereich keine Herausforderungen. Möglichkeit zu diesbezüglichem ‚vortrefflichen' Handeln im Sinne Hannah Arendts bietet allein der Zehn-Meter-Sprungturm des Freibades an Sommertagen.

Auf der Ebene der alltäglichen Interaktionen im Stadtteil lernen benachteiligte Jugendliche, dass es räumliche Begrenzungen für sie gibt. Sie lernen Räume zu verteidigen und sich gegen andere Jugendliche auch unter Einsatz von Körpergewalt durchzusetzen. Hier weichen die Inhalte des Lernens deutlich vom bildungsorientierten Lernen ab. Diese Art und Weise der Vertretung eigener Interessen ist im Stadtteil innerhalb der Jugendgruppen wirksam, führt jedoch in anderen sozialen Settings ins Abseits. Auch wenn die Sozialpädagog/innen und der Kontaktbereichsbeamte deutliche Kontrapunkte setzen, treten nur wenige andere Erwachsene in vergleichbarer Weise für die benachteiligten Jugendlichen in Erscheinung. Das von Jacobs hervorgehobene „bißchen öffentliche Verantwortung“ (Jacobs 1979 [1961]: 62, s. S. 32) können sie in der Großwohnsiedlung nicht lernen.

Benachteiligte Jugendliche sammeln Erfahrungen über gesellschaftliche Positionen und Rollen in den öffentlichen Räumen. Dabei erleben sie sich selbst weitgehend als abgelehnt und unerwünscht. Gleichzeitig können sie dies hier temporär kompensieren, indem sie sich der Gesellschaft als anwesende Personen präsentieren und sie damit provozieren.[121] Hier greift der Effekt, dass in öffentlichen Räumen von geringer Wertigkeit die Illusion von Macht und Bedeutung verfügbar ist. Nicht übersehen werden darf allerdings, dass selbst dieses kurzfristige, scheinbare Erleben von Macht wiederum nur einer Teilgruppe der benachteiligten Jugendlichen zugänglich ist. Andere sind auch hiervon abgeschnitten und halten sich fast nur an abgelegenen Orten auf. Diese Jugendlichen bekommen in öffentlichen Räumen allein ihre randständige soziale Lage und ihre verstellten Teilhabechancen zurückgespiegelt. Die damit verbundenen Frustrationen müssen sie individuell bewältigen.

Festzustellen bleibt, dass benachteiligte Jugendliche in den öffentlichen Räumen der Großwohnsiedlung hauptsächlich lernen, sich in ihrer benachteiligten Lage zurechtzufinden und diese Situation auszuhalten. Ihre Raumhandlungspraktiken beinhalten den Ausgleich fehlender Möglichkeiten und die Kompensation gesellschaftlicher Abwertung. Damit muss den öffentlichen Räumen nicht grundsätzlich ihre Eignung als integrativ wirkende Lern- und Erfahrungsräume abgesprochen werden. Die ‚Straße’ bietet den benachteiligten Jugendlichen nur darum kaum weiterführende Lerninhalte, weil sie sich in der Großwohnsiedlung – bildlich gesprochen – als Sackgasse darstellt.

Die Analyse zeigt, dass die Raumhandlungspraktiken benachteiligter Jugendlicher zwar eigensinnige Anteile aufweisen, aber keine Wege zu gesamtgesellschaftlicher Integration eröffnen. Genauso wenig schaffen diese Jugendlichen in ihren Räumen eigene Gegen- oder Armutskulturen, die zu den etablierten Vorstellungen eine tragfähige Alternative eröffnen könnten. Gewisserweise bleiben diese Jugendlichen tatsächlich in diesen Räumen und in

[121] Richard Sennett stellt für Graffiti als provokative Kraft heraus, dass sie als schriftliche Äußerung der ‚Unterklasse’ deren Anwesenheit bezeugen: „Wir sind da, und wir sind überall. Mehr noch: Ihr anderen seid nichts – wir schreiben über euch hinweg“ (Sennett 1991: 263). Die Verknüpfung von Graffiti mit ‚Unterklasse’ ist allerdings für deutsche Verhältnisse in Frage zu stellen.

ihrer sozialen Position ‚hängen', wie es der Begriff des ‚Abhängens' als Bedeutungsgehalt auch beinhaltet. Nur kann die Schuld daran nicht bei den betroffenen Jugendlichen selbst gesucht werden.

9.1.3 Fazit

Es bestätigt sich die zu Beginn der empirischen Untersuchung formulierte Annahme, dass sich die abstrakten Versprechen des öffentlichen Raums für benachteiligte Jugendliche in der Großwohnsiedlung nicht einlösen. Dem Anliegen nach Kontakt und Akzeptanz jenseits des familiären Rahmens stehen latente Bestrebungen der Erwachsenengesellschaft entgegen, diese Jugendlichen in abseitigen oder pädagogisierten Räumen untergebracht zu wissen und sich dem Problem der mangelnden Teilhabechancen dieser sozialen Gruppe nicht offen stellen zu müssen. Öffentliche Räume sind daher nicht direkt gleichsetzbar mit demokratischer Öffentlichkeit. Sie spiegeln Machtverhältnisse, konstituieren nicht gleichsam egalitäre Bedingungen. Öffentlichkeit in diesem Sinn ist kein Kennzeichen öffentlicher Räume, sondern ein Anspruch an diese.

Vor dem Bedeutungshorizont des Begriffs der Öffentlichkeit wird das Verhalten benachteiligter Jugendlicher als Ausdruck eines strukturellen Problems plausibel. Es wird deutlich, was sie dort hinzieht, ebenso wie verständlich wird, dass sie letztendlich enttäuscht werden müssen. Sie selber erfassen diesen Zusammenhang nicht, zumal ihnen nur zurück gespiegelt wird, etwas falsch gemacht und sich damit Perspektiven verstellt zu haben. Sie bedauern rückblickend, in den Zeiten jugendlichen ‚Abhängens' nichts für sich erreicht zu haben. Sie beklagen den Einfluss von ‚falschen Freunden' und sehen hierin die Ursache ihres Scheiterns. Der Wirkungszusammenhang umfasst jedoch nicht nur das individuelle Verhalten der direkt Beteiligten, sondern auch die Einflüsse weiterer räumlicher Faktoren. Die komplexe sozialräumliche Konstellation in der Großwohnsiedlung führt im Resultat dazu, dass die Jugendlichen im Abseits bleiben. Um diesen Zusammenhang differenziert erfassen zu können, war der Bezug auf theoretische Konzepte zu Raum und Öffentlichkeit entscheidend.

Die öffentlichen Räume können den daran geknüpften Ansprüchen im Untersuchungsraum und bezogen auf die Untersuchungsgruppe nicht gerecht werden. Dennoch wird aufgrund dieser Diagnose hier nicht die Schlussfolgerung gezogen, dass das theoretische Konzept als unzutreffend und damit unbrauchbar zu verwerfen sei. Als Ideal und Anspruch auf demokratische Werte bleibt der Begriff der Öffentlichkeit sehr bedeutsam. Es bestätigt sich, dass dieser als theoretischer Analysehintergrund im Sinne einer kritischen Kategorie (s. S. 26) die Möglichkeit bietet, soziale Ungleichheitsverhältnisse als solche herausarbeiten und auf Veränderungspotenziale hinweisen zu können. Notwendig ist dazu die Koppelung mit einem multidimensionalen Verständnis von Raum, innerhalb dessen die sozialen Positio-

nen der Akteure mitreflektiert werden. Damit wird es möglich, nicht einzelne Handlungen oder Verhaltensweisen bestimmter Gruppen an einer absolut gesetzten Erwartung zu messen, sondern die Komplexität der Gesamtsituation von baulicher Gestalt, sozialstrukturellen Einflüssen, Norm und Steuerung zu erfassen.

Der an den Öffentlichkeitsbegriff gebundene Topos der Urbanität erwies sich im Rahmen vorliegender Arbeit insofern als wichtig, als damit die Qualitäten bestimmter räumlicher Settings erkennbar wurden. Urbanität, verstanden als Spannungsfeld zwischen privaten und öffentlichen Räumen, kennzeichnet eine spezifische sozialräumliche Konstellation von besonderem Reiz. Der Begriff weist auf die Besonderheiten der Räume ausgeprägter Öffentlichkeitsgrade hin, sowie auf die Beziehungen zwischen den Räumen im Spektrum von Privatheit und Öffentlichkeit. Da sich die europäischen Städte stark ausdifferenziert und vergrößert haben, lassen sich nicht alle städtischen Räume mit dieser Begrifflichkeit treffend erfassen. Urbane ‚Sphären' finden sich nur an einigen Orten und sorgen dort für eine besondere Qualität. So verstanden hat sich ‚Urbanität' kleinräumig konzentriert. Sie findet sich insbesondere an Orten, die belebt sind und unverbindliche räumliche Wechsel ermöglichen, wobei letzteres auch der Einstieg in die Stadtbahn sein kann. Es sind Orte mit marktähnlichen Merkmalen, von denen der Urbanitätsbegriff auch seinen Ausgang genommen hat.

Eine Spezifizierung öffentlicher Räume ist für empirische Untersuchungen unabdingbar, denn *den* öffentlichen Raum gibt es nur als Abstraktion. Der Öffentlichkeitsbegriff kennzeichnet zentrale normative Erwartungen an diese Räume. Sie werden an konkreten öffentlichen Orten nie ganz erfüllt werden, sind aber grundsätzlich anzustreben. In der vorliegenden Arbeit ist ein theoriegeleitetes Raster erarbeitet worden, mit dem sich die jeweilige sozialräumliche Situation vor Ort einordnen und kennzeichnen ließ. Die unterschiedlichen Grade an Öffentlichkeit sind im Zusammenspiel der multidimensionalen Raumkomponenten ermittelt worden. Die Art des jeweiligen Öffentlichkeitscharakters eines Ortes wurde dabei insbesondere aus Faktoren der Gestaltung, der Zugänglichkeit und des Ausmaßes an Belebtheit abgeleitet. Auf der konkreten Ebene erfährt der Begriff der Öffentlichkeit somit eine andere Zuspitzung. Dieser wichtige Unterschied ist bisher terminologisch unzureichend abgrenzbar. Hierzu wären weitere Überlegungen notwendig, damit die Vermischung von Anspruch und Wirklichkeit leichter vermieden werden kann.

Die Bedeutung der in der schematischen Darstellung 10 vorgefundenen Anordnung konnte insgesamt eingeschätzt werden, indem sie an der übergeordneten Vorstellung gemessen wurde. Für die Interpretation der Raumhandlungspraktiken an einzelnen Orten waren hingegen Vorstellungen zu differenzierten Raumtypen und entsprechende Vergleichsräume hilfreich. Als methodisches Fazit ergibt sich hieraus, dass sowohl offen gehaltene raumstrukturelle Modelle notwendig sind, um die konkrete Ausformung vor Ort differenziert

erfassen zu können, als auch sozialräumliche Idealtypen, anhand derer die lokalen Besonderheiten erkennbar werden können.

9.2 Weiterführende Folgerungen

Den Untersuchungsergebnissen lassen sich Hinweise auf Entwicklungspotenziale entnehmen. Die Situation benachteiligter Jugendlicher in der Großwohnsiedlung wird sich zwar innerhalb des beschriebenen sozialräumlichen Settings nicht wesentlich ändern können. Doch ein Wandel scheint möglich, wenn nicht allein die Verhaltensweisen der benachteiligten Jugendlichen, sondern die gesamte Situation betrachtet und gezielt verändert wird.

Ob eine entsprechende Veränderung politisch gewollt ist, bleibt offen. Angesichts des demografischen Wandels zeichnet sich allerdings eine verstärkte Aufmerksamkeit für diese Altersgruppe ab. Beispielsweise hebt die niedersächsische Ministerin für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit in einer Broschüre zum strukturellen Jugendschutz hervor, es habe sich bei den meisten Verantwortlichen inzwischen die Einsicht durchgesetzt, dass die Attraktivität von Kommunen steige, wenn sie auch auf kinder- und jugendfreundliche Strukturen setzten (vgl. MS (Hg.) 2008: 3). Es werden in dieser Schrift modellhafte Beispiele von räumlichen Gestaltungen für Jugendliche präsentiert.

Wenn benachteiligte Jugendliche als ‚gesellschaftliche Ressource' wieder ‚nachgefragt' sind, wird nicht mehr nur von den Betroffenen und deren professionellen Fürsprecher/innen nach Integration verlangt werden. Nur unter dieser Bedingung, dass die Eröffnung von Teilhabechancen grundsätzlich zugelassen wird, können öffentliche Räume in der Großwohnsiedlung ihr Potenzial als integrative, emanzipatorische und persönlichkeitsbildende Räume entfalten. Da festgestellt wurde, dass die sozialräumlichen Gegebenheiten der Großwohnsiedlung soziale Positionen verfestigen, ist zu erwarten, dass sie diese bei entsprechender Veränderung auch lockern können oder einen solchen Prozess zumindest unterstützen werden. Hierzu sollen als Ausblick wichtig erscheinende Zielrichtungen formuliert werden, ohne dass es sich dabei um konkrete Handlungsvorschläge handeln kann oder soll.

Die Basis einer essentiellen Veränderung ist die grundsätzliche Anerkennung und Akzeptanz der benachteiligten Jugendlichen in ihrem Bestreben nach gesellschaftlicher Teilhabe. Dies erfordert und beinhaltet eine Abkehr von der pauschalen Wahrnehmung als ‚gefährliche' Gruppe. Skandalisierungen der Situation und der Raumhandlungspraktiken sind dazu kontraproduktiv.[122] Ziel sollte statt dessen sein, zu einer Abschwächung der alters- und milieubedingten Distanzen beizutragen und Misstrauen durch positiv besetzte Kontakte abzubauen. Um den integrativen Ansprüchen öffentlicher Räume in Bezug auf benachtei-

[122] In diese Richtung weist gerade einmal wieder ein auf der Frankfurter Buchmesse vorgestelltes Buch mit dem Titel „Aufstand der Unterschicht. Was auf uns zukommt" (Kloepfer 2008).

ligte Jugendliche zu mehr Geltung zu verhelfen, sind Veränderungen erforderlich, die alle Raumdimensionen einbeziehen (s. S. 239).

Als grundsätzliches Ziel ist nach der hier erfolgten Analyse zu formulieren, dass den Öffentlichkeitsnischen der benachteiligten Jugendlichen eindeutige Ausprägungen im Spektrum von Privatheit und Öffentlichkeit verliehen werden müssen.

◦ Notwendig sind private Räume, die den benachteiligten Jugendlichen eindeutig und legitim zur Verfügung stehen und in denen sie ohne äußere Kontrolle unter sich sein können.

◦ Ebenso benötigen sie Gelegenheiten, um stärker am Leben der Erwachsenen teilnehmen zu können. Kontakt sollte nicht nur zu pädagogischem Personal, sondern zu Erwachsenen in ganz unterschiedlichen Rollen herstellbar sein.

◦ Statt gleichförmiger Orte ist eine Vielfalt unterschiedlich akzentuierter Räume erforderlich, die zu mannigfachen Aktivitäten herausfordern.

◦ Schulen sind als Orte der Jugendlichen und in ihrer Qualität als öffentliche Räume hoher gesellschaftlicher Bedeutung zu profilieren und zu qualifizieren.[123]

◦ Orte hohen Öffentlichkeitsgrades müssen auch benachteiligten Jugendlichen zur Verfügung stehen und ihnen als Plattform oder Bühne Gelegenheit bieten, sich mit ihren Stärken und positiven Fähigkeiten einem allgemeinen Publikum öffentlich präsentieren zu können.

◦ Außerdem sind die Verbindungen zwischen den einzelnen für benachteiligte Jugendliche relevanten Orten zu beachten. Es sollte leichter räumlicher Wechsel zwischen mehr privaten und stärker öffentlichen Orten möglich sein.

Dabei wird davon ausgegangen, dass ein für Jugendliche attraktiver Stadtteil auf andere Altersgruppen nicht abschreckend wirken muss. Konkrete Maßnahmen zur Umsetzung der genannten Ziele sollten auch für Erwachsene, Senior/innen und Kinder eine positive Veränderung bewirken. Und dies nicht nur, weil sie einige Alltagskonflikte entschärfen, sondern weil sie allen Bewohner/innen die Vorteile vielfältiger Stadtteilstrukturen und belebter öffentlicher Räume bieten würden. Anzustreben ist der Einbezug benachteiligter Jugendlicher, ohne dabei wiederum den Ausschluss anderer zu betreiben. Die Erfahrung von Akzeptanz statt von Ausgrenzung wird es, den hier angestellten Überlegungen zufolge, benachteiligten Jugendlichen erleichtern, weitere städtische Räume in ihre Aktionsräume einzubeziehen.

[123] Angeknüpft wird damit an die Überlegung von Jürgen Zinnecker, dass der ‚Jugendort' Schule ein stückweit verlorenes Straßenterrain zurückgeben könne (vgl. Zinnecker 2001: 100, s. S. 34, Fußnote 10).

9.3 Schlussbetrachtung

In Diskussionen über den Zustand öffentlicher Räume oder um den Sanierungsbedarf in Großwohnsiedlungen werden Jugendliche kaum als eine eigene Gruppe mit besonderen Ansprüchen beachtet. Wenn diese Altersgruppe eigens betrachtet wird, geschieht dies per se unter dem Fokus als Problemgruppe. Als Problem wird dann entweder provokantes Verhalten von Jugendgruppen in Freiräumen behandelt – womit sich das Augenmerk allein auf eine kleine Teilgruppe der in diesen Siedlungen lebenden jungen Menschen richtet – oder es wird der prekäre Berufszugang hervorgehoben, dem zumeist mit weiteren institutionalisierten Bildungsangeboten entgegenzuwirken versucht wird. Die vorliegende Arbeit unternahm hingegen den Versuch, die Situation Jugendlicher in Großwohnsiedlungen – anhand ihrer sozialen Position als benachteiligte Jugendliche spezifiziert – umfassend zu untersuchen, indem die Raumhandlungspraktiken im Zusammenhang mit den lokalen Machtverhältnissen und Raumstrukturen beschrieben und in Bezug auf die unterschiedlichen Ebenen des multidimensionalen Raums analysiert wurden.

In dieser Arbeit konnten komplexe Verbindungen zwischen Verhaltensweisen und räumlichen Strukturen aufgezeigt werden. Wesentlich war dazu die Anwendung eines theoretisch geleiteten Differenzierungsmodells, mit dem die konkreten Orte der Großwohnsiedlung nach Öffentlichkeitsgrad einerseits und nach dem Grad der Formalisierung und ‚Verhäuslichung' andererseits spezifiziert werden konnten. Daraus ergab sich insbesondere der Befund, dass benachteiligte Jugendliche bevorzugt geringer institutionalisierte Räume mit ganz unterschiedlichen Öffentlichkeitsgraden aufsuchen. Es sind sozial kaum kontrollierte Räume, bei gleichzeitig stets herabgesetzter gesellschaftlicher Wertigkeit. Benachteiligte Jugendliche können dort aus ihren privaten Bezügen hinaustreten, bekommen aber letztendlich kein tragfähiges gesellschaftliches Integrationsangebot, sondern verbleiben in diesen, als Öffentlichkeitsnischen bezeichneten Räumen im Abseits. Die gesellschaftliche Einschätzung als ‚gefährliche Gruppe' bestätigt sich als Hintergrund eines distanzierten und restriktiven Umgangs insbesondere mit den männlichen Jugendlichen, womit Entwicklungspotenziale zusätzlich verstellt werden.

Vorliegende Befunde zur Situation von Jugendlichen in Großwohnsiedlungen, die hauptsächlich aus den 1970/80er Jahren stammen, sind teilweise als noch immer gültig bestätigt worden. Dazu gehören insbesondere fehlende Aufenthaltsgelegenheiten für Jugendliche, ihr geringes Aktivitätsspektrum und Mängel der Infrastruktur. Nicht mehr festzustellen war hingegen eine Kompensation mangelnder lokaler Angebote durch stärkere innerstädtische Mobilität, was im Zusammenhang der gegenüber den Aufbaujahren veränderten sozialen Milieuzusammensetzung in den Großwohnsiedlungen zu sehen ist (damals handelte es sich nicht in gleicher Weise um überwiegend benachteiligte Jugendliche). Einige Mängel in der Versorgung mit Infrastruktureinrichtungen wurden mittlerweile behoben, doch die Aus-

richtung der Angebote weist nach wie vor spezifische Lücken und Einseitigkeiten auf. Somit besteht noch immer Handlungsbedarf.

Die hier erarbeiteten Ergebnisse stehen für die Raumhandlungspraktiken der öffentlich sichtbaren benachteiligten Jugendlichen des beispielhaft untersuchten Raums. Es ist davon auszugehen, dass sie sich – zwar nicht im Detail einzelner Orte, aber in der Gesamtaussage – auf die Situation in anderen unsanierten westdeutschen Großwohnsiedlungen übertragen lassen. Dafür sprechen u.a. die parallelen Entwicklungslinien, die ähnlichen baulichen und sozialen Strukturen und die vergleichbaren Konfliktkonstellationen insbesondere in Bezug auf dort ebenfalls ‚abhängende' Jugendliche.

In der untersuchten Großwohnsiedlung Hannover-Vahrenheide sind inzwischen im Rahmen des Sanierungsprogramms vielfältige Veränderungen vorgenommen worden (vgl. LHH 2005: 33 ff.). Einige dieser Maßnahmen stehen in Einklang mit den vorab formulierten Zielrichtungen, die sich aus der Analyse ergaben. So wurden die Wegeverbindungen im Grünzug umgestaltet und ein kleiner neuer Stadtteilplatz angelegt. Der Spielpark Holzwiesen bietet jetzt u.a. verschiedene Sportmöglichkeiten auf einem neu angelegten und frei zugänglichen Außenbereich an. In einem großen Gebäude ist eine Wohnung den Mieter/innen als Gemeinschaftsraum zur Verfügung gestellt worden. Jährlich findet ein interkulturelles Stadtteilfest statt. Doch von den 65 im Sanierungskonzept ausgewiesenen Projekten und Maßnahmen ist fast keines direkt auf Jugendliche ausgerichtet.[124] Lediglich bei einer geplanten, aber aus finanziellen Gründen dann doch nicht durchgeführten Maßnahme sind neben Kindern auch deutlich Jugendliche angesprochen. Es handelt sich um die Einrichtung einer Betreuung für unorganisierte ‚Sport- und Fun- Aktivitäten' auf den Schulsportflächen außerhalb der Schulzeiten. Dieses Projekt war u.a. als Ausgleich für weggefallene Möglichkeiten gedacht, denn seitens der Wohnungsbaugesellschaft sind einige der bisher zum Fußballspielen genutzten Abstandsgrünflächen durch Geländemodellierungen umgestaltet worden (vgl. ebd.: 92). Dieser Ausgleich unterblieb somit, was de facto eine Angebotsreduzierung bedeutet.

Eine Maßnahme von großer Signalwirkung war der Teilabriss des Hochhauskomplexes Klingenthal. Ob sich die insgesamt bezweckte Veränderung der Bevölkerungsstruktur inzwischen ergeben hat und welche Auswirkungen die Sanierungsmaßnahmen auf die lokalen Milieukonstellationen und sozialen Nähebeziehungen haben, wäre notwendig neu zu untersuchen. Dann ließe sich die Frage klären, ob die Sanierung auch für die soziale Gruppe der benachteiligten Jugendlichen zu einer positiven Veränderung beigetragen hat oder ob sich für diese im Rahmen der Umgestaltungen und Aufwertungsversuche allein ihre ‚Spielwiesen' verkleinert haben.

[124] Ein Projekt mit dem Titel ‚Sport- und Bewegungsangebot für Kinder und Jugendliche' ist gewissermaßen Etikettenschwindel, denn es handelt sich um ein Angebot für Kinder im Grundschulalter (vgl. LHH 2005: 91).

Im Rahmen des hier angestellten Vergleichs klang zudem an, dass die Raumhandlungspraktiken von Jugendlichen in anderen städtischen Quartieren keineswegs einfach als positives und anzustrebendes Gegenmuster einzuschätzen sind. Auch für diese Jugendlichen wäre noch einmal gezielt zu fragen, welche Möglichkeiten die öffentlichen Räume in Bezug auf gelingende Sozialisationsprozesse eröffnen und wo sie dies derzeit nicht tun. Denn alle Jugendlichen unterliegen mehr oder weniger der kritischen Einschätzung der Jugendphase als solcher. Die Überlagerung der Anforderungen und Effekte dieser besonderen Entwicklungsphase durch die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen sozialen Milieus sowie durch die Strukturen der jeweiligen öffentlichen Räume näher zu untersuchen, steht noch aus. Hierzu wurde für den räumlichen Ausschnitt einer westdeutschen Großwohnsiedlung ein Beitrag geleistet.

10. Literaturverzeichnis

Ahrend, Christine (1997): Lehren der Straße. Über Kinderöffentlichkeiten und Zwischenräume, in: Ecarius, Jutta/ Löw, Martina (Hg.): Raumbildung – Bildungsräume. Über die Verräumlichung sozialer Prozesse, Opladen: Leske+Budrich, S. 197-212

Alheit, Peter (1992): Auf der Suche nach Identität. Die Pluralisierung der Lebensstile als Ausdruck einer Individualisierung Jugendlicher?, in: Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen (ILS) (Hg.): Jugend-Zeit. Stadtentwicklungspolitische Aspekte veränderter Lebenslagen von Jugendlichen, ILS-Schriften 61, Duisburg: Waz-Druck, S. 6-12

Arendt, Hannah (1992): Vita activa oder Vom tätigen Leben, 7. Aufl., München: Pieper (zuerst 1958)

argeplan (1990): Stadt Hannover Vahrenheide-Ost. Bericht über das Ergebnis der vorbereitenden Untersuchungen, Hannover (unveröffentlichtes Gutachten)

awos GmbH (1987): Wohnungswirtschaftliche Expertise, Bochum (unveröffentlichtes Gutachten)

Baacke, Dieter (1993): Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung, 2., überarbeitete Aufl., Weinheim und München: Juventa

Baacke, Dieter (2003): Die 13- bis 18-Jährigen. Einführung in die Probleme des Jugendalters, 8., überarbeitete Aufl., Weinheim und Basel: Beltz

Bahrdt, Hans Paul (1973): Humaner Städtebau. Überlegungen zur Wohnungspolitik und Stadtplanung für eine nahe Zukunft, 6. Aufl., München: Nymphenburger Verlagshandlung GmbH

Bahrdt, Hans-Paul (1998): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, hg. von Ulfert Herlyn, Opladen: Leske+Budrich (zuerst 1961)

Baisch-Weber, Annja V. (2002): Die Bedeutung des Sozialraums für Lebensbewältigungsprozesse Jugendlicher. Eine vergleichende Untersuchung zweier Sozialräume einer norddeutschen Großstadt, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang

Barker, R.G. (1968): Ecological Psychology: Concepts and Methods for Studying the Environment of Human Behavior, Stanford

Bartelheimer, Peter (2007): Politik der Teilhabe. Ein soziologischer Beipackzettel, in: Fachforum Analysen und Kommentare, herausgegeben von der Friedrich-Ebert-Stiftung Forum Berlin, Heft 1 2007, S. 3-31

Becker, Heidede (1977): Großsiedlungen am Stadtrand als sozial-räumlicher Siedlungstyp, in: dies./ Keim, K. Dieter (Hg.): Gropiusstadt: Soziale Verhältnisse am Stadtrand. Soziologische Untersuchung einer Berliner Großsiedlung, Stuttgart/ Berlin/ Köln/ Mainz: Kohlhammer, S. 19-50

Becker, Heidede (2000): Das Bund-Länder-Programm ‚Soziale Stadt'. Raumbezüge und Handlungsfelder, in: Die Alte Stadt, Heft 2, S. 139-149

Becker, Heidede/ Franke, Thomas/ Löhr, Rolf-Peter/ Rösner, Verena (2002): Drei Jahre Programm Soziale Stadt – eine ermutigende Zwischenbilanz, in: Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.): Die Soziale Stadt. Eine erste Bilanz des Bund-Länder-Programms ‚Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt', Berlin: Difu

Becker, Heidede/ Keim, K. Dieter (Hg.) (1977): Gropiusstadt: Soziale Verhältnisse am Stadtrand. Soziologische Untersuchung einer Berliner Großsiedlung, Stuttgart/ Berlin/ Köln/ Mainz: Kohlhammer

Becker, Ruth mit Beiträgen von Aylâ Neusel (1997): Ausgangspunkt und Zielsetzung der Forschungsperspektive, in: Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur (Hg.):

Berichte aus der Frauenforschung: Perspektiven für Naturwissenschaften, Technik und Medizin, Hannover: o.V., S. 455-494

Becker-Schmidt, Regina (1989): Frauen und Deklassierung – Geschlecht und Klasse, in: Beer, Ursula (Hg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik, 2. durchges. Aufl., Bielefeld: AJZ-Verlag, S. 213-266

Becker-Schmidt, Regina (1996): Einheit-Zweiheit-Vielheit – Identitätslogische Implikationen in feministischen Emanzipationskonzepten, in: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1+2/1996, S. 5-18

Becker-Schmidt, Regina/ Gudrun-Axeli Knapp (1995): Einleitung, in: dies. (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Frankfurt a.M./ New York: Campus, S. 7-18

Behrendt, Günter Max (1997): Die türkischen *communities* von Hannover, in: Waldhoff, Hans-Peter/ Tan, Dursun/ Kürsat, Elcin (Hg.): Brücken zwischen Zivilisationen: Zur Zivilisierung ethnisch-kultureller Differenzen und Machtungleichheiten; das türkisch-deutsche Beispiel, Frankfurt a.M.: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation, S. 213-234

Behrendt, Günter Max (1999): Gemeindestrukturbildung und ethnisch-religiöses Protestpotential bei türkischstämmigen Migrantinnen und Migranten in Niedersachsen. Abschlußbericht (unveröffentlicht)

Bernart, Yvonne (1998): Jugend, in: Schäfers, Bernhard/ Zapf, Wolfgang (Hg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands, Opladen: Leske+Budrich, S. 352-361

Berndt, Heide (1967): Der Verlust von Urbanität im Städtebau, in: Das Argument, 9. Jg., Heft 4, S. 263-286

Bien, Walter/ Rathgeber, Richard (2004): Familien in prekären Lebenslagen – zur politischen Relevanz der Untersuchungsergebnisse, in: Bien, Walter/ Weidacher, Alois (Hg.): Leben neben der Wohlstandsgesellschaft. Familien in prekären Lebenslagen, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 229-242

Blasius, Jörg/ Friedrichs, Jürgen/ Klöckner, Jennifer (2008): Doppelt benachteiligt? Leben in einem deutsch-türkischen Stadtteil, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Böhme, Christa/ Becker, Heidede/ Meyer, Ulrike/ Schuleri-Hartje, Ulla-Christina/ Strauss, Wolf-Christian (2003): Handlungsfelder integrierter Stadtteilentwicklung, in: Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.): Strategien für die Soziale Stadt. Erfahrungen und Perspektiven – Umsetzung des Bund-Länder-Programms „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt“. Bericht der Programmbegleitung, Berlin

Böhning, Björn (Hg.) (2006): Unterschichten? Prekariat? Klassen?: moderne Politik gegen soziale Ausgrenzung, Dortmund: SPW-Verlag

Böhnisch, Lothar (2002): Räume, Zeiten, Beziehungen und der Ort der Jugendarbeit, in: Deutsche Jugend, 50. Jg., Heft 2, S. 70-77

Böhnisch, Lothar/ Münchmeier, Richard (1990): Pädagogik des Jugendraums. Zur Begründung und Praxis einer sozialräumlichen Jugendpädagogik, Weinheim und München: Juventa

Böllert, Karin (2001): Lebensbedingungen von Jugendlichen in problematischen Stadtquartieren, in: Bruhns, Kirsten/ Mack, Wolfgang (Hg.): Aufwachsen und Lernen in der Sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen, Opladen: Leske+Budrich, S. 169-184

Bogner, Alexander/ Menz, Wolfgang (2002): Das theoriegenerierende Experteninterview. Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion, in: Bogner, Alexander/ Littig, Beate/ Menz, Wolfgang (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung, Opladen: Leske+Budrich, S. 33-70

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und ‚Klassen', Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Bourdieu, Pierre (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter Raum, in: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume, Frankfurt a.M./ New York: Campus, S. 25-34

Bourdieu, Pierre (1993). Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Breithecker, Renate/ Freesemann, Oliver (2002): „Wir telefonieren dann noch mal." Wie Handys die Verabredungskultur (nicht nur) von Jugendlichen verändern, in: Deutsche Jugend, 50. Jg., Heft 5, S. 205-214

Bremer, Peter/ Gestring, Norbert (1997): Urban Underclass – neue Formen der Ausgrenzung auch in deutschen Städten?, in: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 27. Jg., Heft 106, Nr. 1, S. 55-76

Breuer, Bernd (2003): Öffentlicher Raum – ein multidimensionales Thema, in: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 1/2.2003, S. 5-13

Bruhns, Kirsten/ Wittmann, Svendy (2002): „Ich meine, mit Gewalt kannst du dir Respekt verschaffen". Mädchen und junge Frauen in gewaltbereiten Jugendgruppen, DJI-Reihe Gender, Band 9, Opladen: Leske+Budrich

Bude, Heinz/ Willisch, Andreas (Hg.) (2006): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige, Hamburg: Hamburger Edition

Buitkamp, Martin (2001): Sozialräumliche Segregation in Hannover. Armutslagen und soziodemographische Strukturen in den Quartieren der Stadt, agis-texte Band 23, Hannover

Bundeskriminalamt (Hg.) (2007): Polizeiliche Kriminalstatistik Bundesrepublik Deutschland. Berichtsjahr 2006, Bundeskriminalamt Wiesbaden

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) – Abteilung Kinder und Jugend (2001): Entwicklung und Chancen junger Menschen in sozialen Brennpunkten (E&C), Internetveröffentlichung unter URL: http://www.2000-2006.eundc.de/seiten/info/programm.html (Zugriff 5.6.2008)

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2004): Berlin-Prozess startet Austausch von Expertenwissen, Internetveröffentlichung unter URL: http://www.bmfsfj/generator/Kategorien/Presse/pressemitteilungen,did=21964.html (Zugriff 5.6.2008)

Bundesregierung (1994): Großsiedlungsbericht 1994, Bundestags-Drucksache 12/8406

Bundesregierung (Hg.) (2001): Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung, Berichtsband, Berlin

Bundesregierung (Hg.) (2005): Lebenslagen in Deutschland. Der 2. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung, Berichtsband, Berlin

Bundesregierung (Hg.) (2008): Lebenslagen in Deutschland. Der 3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung, Entwurf des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales vom 19. Mai 2008

BURANO-Gruppe: Christof Dellemann u.a. (2002): BURANO – Eine Stadtbeobachtungsmethode zur Beurteilung der Lebensqualität, in: Riege, Marlo/ Schubert, Herbert (Hg.): Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis, Opladen: Leske+Budrich, S. 85-101

Camp (2003): Jugendzentrum Camp Vahrenheide. Dokumentation 1968 – 2003. o.V.

Chevalier, Louis (2002): Classes laborieuses et classes dangereuses à Paris pendant la première moitié du XIX siècle, Paris : Perrin (zuerst 1958)

Chombart de Lauwe, Paul-Henry (1977): Aneignung, Eigentum, Enteignung. Sozialpsychologie der Raumaneignung und Prozesse gesellschaftlicher Veränderung, in: arch+, Heft 34, Juni 1977, S. 2-6

Christiane F. (1979): Wir Kinder vom Bahnhof Zoo, aufgezeichnet von Kai Hermann und Horst Rieck, Hamburg: Gruner + Jahr

Clarke, John/ Cohen, Phil/ Corrigan, Paul/ Garber, Jenny/ Hall, Stuart/ Hebdige, Dick/ Jefferson, Tony/ McCron. Robin/ McRobbie, Angela/ Murdock, Graham/ Parker, Howard/ Roberts, Brian (1979): Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen, Frankfurt a.M.: Syndikat

Cornelißen, Waltraud/ Gille, Martina/ Knothe, Holger/ Meier, Petra/ Queisser, Hannelore/ Stürzer, Monika (2002): Junge Frauen – junge Männer. Daten zu Lebensführung und Chancengleichheit. Eine sekundärstatistische Auswertung, Opladen: Leske+Budrich

Cornelißen, Waltraud/ Blanke, Karin (2004): Zeitverwendung von Mädchen und Jungen, in: Statistisches Bundesamt (Hg.): Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung, Forum der Bundesstatistik, Band 43, S. 160-174

Dangschat, Jens S. (1998 a): Segregation, in: Häußermann, Hartmut (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen: Leske+Budrich, S. 207-220

Dangschat, Jens S. (1998 b): Sozialräumliche Aspekte der Armut im Jugendalter, in: Klocke, Andreas/ Hurrelmann, Klaus (Hg.): Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 112-135

Dangschat, Jens S./ Droth, Wolfram/ Friedrichs, Jürgen/ Kiehl, Klaus (1982): Aktionsräume von Stadtbewohnern. Eine empirische Untersuchung in der Region Hamburg, Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung Band 36, Opladen: Westdeutscher Verlag

Dannenberg, Clemens/ Lösch, Hans (2001): Reflexionen urbanen Zusammenlebens Jugendlicher in einem Münchener Stadtteil, in: Bukow, Wolf-Dietrich/ Nikodem, Claudia/ Schulze, Erika/ Yildiz, Erol (Hg.): Auf dem Weg zur Stadtgesellschaft. Die multikulturelle Stadt zwischen globaler Neuorientierung und Restauration, Opladen: Leske+Budrich, S. 59-72

Deinet, Ulrich (2002 a): Die Sozialraumdebatte in der Jugendhilfe, in: Deinet, Ulrich/ Krisch, Richard: Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung, Opladen: Leske+Budrich, S. 13-29

Deinet, Ulrich (2002 b): Der qualitative Blick auf Sozialräume als Lebenswelten, in: Deinet, Ulrich/ Krisch, Richard: Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung, Opladen: Leske+Budrich, S. 31-44

Deinet, Ulrich/ Okroy, Heike/ Dodt, Georg/ Wüsthof, Angela (Hg.) (2009): Betreten erlaubt! Projekte gegen die Verdrängung Jugendlicher aus dem öffentlichen Raum, Opladen & Farmington Hills, MI: Barbara Budrich

Deinet, Ulrich/ Reutlinger, Christian (2004): Einführung, in: Deinet, Ulrich/ Reutlinger, Christian (Hg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik de Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 7-15

Deutsche Shell (Hg.) (2000): Jugend 2000, 13. Shell Jugendstudie, Band 1, Opladen: Leske+Budrich

Deutsche Shell (Hg.) (2002): Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus, 14. Shell Jugendstudie, Frankfurt a.M.: Fischer

Deutscher Bundestag (1994): Großsiedlungsbericht 1994, Drucksache 12/8406

Deutscher Städtetag (1979): Hinweise zur Arbeit in sozialen Brennpunkten, Reihe D, DST-Beiträge zur Sozialpolitik, Heft 10, Köln

Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.) (2003): Strategien für die Soziale Stadt. Erfahrungen und Perspektiven – Umsetzung des Bund-Länder-Programms „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt". Bericht der Programmbegleitung, Berlin

Döring, Jörg/ Thielmann, Tristan (Hg.) (2008): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld: transcript

Döscher, Susanne/ Urban, Elke (1983): Der Stadtteil Vahrenheide - ein soziales Spannungsfeld. Möglichkeiten und Grenzen einer Stadtteilidentität in einem nicht gewachsenen Stadtteil durch Aktionen von Bürgern, o.O.

Dubet, François (2002): Jugendgewalt und Stadt, in: Heitmeyer, Wilhelm/ Hagan, John (Hg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 1171-1192

Dubet, François/ Lapeyronnie, Didier (1994): Im Aus der Vorstädte. Der Zerfall der demokratischen Gesellschaft, Stuttgart: Klett-Cotta

Dünne, Jörg (2006): Einleitung Teil IV Soziale Räume, in: ders./ Günzel, Stephan (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 289-303

Durkheim, Emile (1994): Die elementaren Formen des religiösen Lebens, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (zuerst 1912)

Durth, Werner/ Hamacher, Gerd (1978): Neubausiedlungen: Stadtentwicklung als Problemverschiebung, in: arch+, Heft 40/41, S. 22-29

Eckert, Roland/ Reis, Christa/ Wetzstein, Thomas A. (2000): „Ich will halt anders sein wie die anderen!" Abgrenzung, Gewalt und Kreativität bei Gruppen Jugendlicher, Unter Mitarbeit von Peter Bangert und mit einem Beitrag von Linda Steinmetz, Opladen: Leske+Budrich

Eichstädt, Sigrid (1998): 30 Jahre Mühlenberg – Ein Berg. Eine Mühle. Ein Name – Entstehung und Entwicklung einer Neubausiedlung in Hannover, 1967 bis 1997, Hannover

Elwert, Georg (1982): Probleme der Ausländerintegration. Gesellschaftliche Integration durch Binnenintegration?, in: Kölner Zeitschrift für Sozialwissenschaft und Sozialpsychologie, Köln, Jahrgang 34, Heft 4, S. 717-731

Engel, Uwe/ Hurrelmann, Klaus (1994): Was Jugendliche wagen. Eine Längsschnittstudie über Drogenkonsum, Stressreaktionen und Delinquenz im Jugendalter, Weinheim/ München: Juventa

Erikson, Erik H. (1974): Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel, 2. Aufl., Stuttgart: Ernst Klett Verlag (zuerst 1968)

Esser, Hartmut (1986): Ethnische Kolonien: ‚Binnenintegration' oder gesellschaftliche Isolation?, in: Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H.P. (Hg.): Segregation und Integration. Die Situation von Arbeitsmigranten im Aufnahmeland, Mannheim: Forschung Raum und Gesellschaft e.V., S. 106-117

Feldtkeller, Andreas (1994): Die zweckentfremdete Stadt. Wider die Zerstörung des öffentlichen Raums, Frankfurt a.M./ New York: Campus

Fester, Marc F./ Kraft, Sabine/ Metzner, Elke (1983): Raum für soziales Leben. Eine Arbeitshilfe für die Planungs- und Entwurfspraxis, Karlsruhe: C.F. Müller

Flade, Antje (1993): Kann der Rückzug der Mädchen aus dem öffentlichen Raum verhindert werden?, in: dies./ Kustor-Hüttl, Beatrice (Hg.): Mädchen in der Stadtplanung. Bolzplätze – und was sonst?, Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 23-40

Flohe, Alexander/ Knopp, Reinhold (2009): Umkämpfte Räume. Städtische Entwicklungen, öffentliche Räume und die Perspektive Jugendlicher, in: Deinet, Ulrich/ Okroy, Heike/ Dodt, Georg/ Wüsthof, Angela (Hg.): Betreten Erlaubt! Projekte gegen die Verdrängung Jugendlicher aus dem öffentlichen Raum, Opladen & Farmington Hills, MI: Barbara Budrich, S. 29-40

Foucault, Michel (1991): Andere Räume, in: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume, Frankfurt a.M./ New York: Campus, S. 65-72 (zuerst 1984)

Freudenau, Henrik/ Rabe, Sebastian/ Reutter, Ulrike (2004): Kids im Quartier. Altersbedingte Ansprüche von Kindern und Jugendlichen an ihre Stadt- und Wohnquartiere, herausgegeben vom Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung und Bauwesen des Landes Nordrhein-Westfalen (ILS NRW), ILS NRW Schriften 197, Dortmund: ILS NRW

Friedrich, Malte (1999): Die räumliche Dimension städtischer Armut, in: Dangschat, Jens S. (Hg.): Modernisierte Stadt – gespaltene Gesellschaft. Ursachen von Armut und sozialer Ausgrenzung, Opladen: Leske+Budrich, S. 262-287

Friedrichs, Jürgen (1977): Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt

Friedrichs, Jürgen (1990): Aktionsräume von Stadtbewohnern verschiedener Lebensphasen, in: Bertels, Lothar/ Herlyn, Ulfert (Hg.): Lebenslauf und Raumerfahrung, Opladen: Leske+ Budrich, S. 161-178

Friedrichs, Jürgen/ Blasius, Jörg (2000): Leben in benachteiligten Wohngebieten, Opladen: Leske+ Budrich

Froessler, Rolf/ Herlyn, Ulfert/ Hoffschmidt-Raupach, Astrid/ Lang, Markus/ Selle, Klaus (1996): Soziale Brennpunkte. Handlungsbedarf und gebietsbezogene Politik, hrsg. von der LAG Soziale Brennpunkte Niedersachsen e.V., Hannover

Frohnhofen, Achim (2003): Jugendliche im Raum ohne Eigenschaften, Opladen: Leske+Budrich

Fuhrich, Manfred/ Mannert Harald (1994): Großwohnsiedlungen – Gestern, Heute, Morgen, in: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 9.1994, S. 567-585

Gans, Herbert J. (1962): The Urban Villagers. Group and Class in the Life of Italian-Americans, New York: The Free Press of Glencoe

Gardemin, Daniel (2000): Jugendphase im Umbruch, Hannover, Internetveröffentlichung unter URL: http://www.agis.uni-hannover.de/veroeffentlichungen/dg000828.PDF (Zugriff 29.12. 2008)

Geiling, Heiko (1996): Das andere Hannover. Jugendkultur zwischen Rebellion und Integration in der Großstadt, Hannover: Offizin

Geiling, Heiko (2002): Integrations- und Ausgrenzungsprobleme in einer städtischen Großsiedlung – Zur Theorie und Methode der Stadtteilanalyse, in: Riege, Marlo/ Schubert, Herbert (Hg.): Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis, Opladen: Leske+Budrich, S. 207-223

Geiling, Heiko (2003): Über soziale Integration in der Stadt, in: ders. (Hg.): Probleme sozialer Integration. agis-Forschungen zum gesellschaftlichen Strukturwandel, Münster/ Hamburg/ London: LIT-Verlag, S. 91-103

Geiling, Heiko (2004): Stadtteil als sozialer Raum – sozialer Zusammenhalt und Beteiligung in einer Großwohnsiedlung, in: Scholich, Dietmar (Hg.): Integrative und sektorale Aspekte der Stadtregion als System, Frankfurt a.M.: Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften, S. 97-113

Geiling, Heiko (2005): Stadtteil als sozialer Raum: Soziale und politische Distanzen in einem Stadtteil mit sozialem Erneuerungsbedarf, in: Greiffenhagen, Sylvia/ Neller, Katja (Hg.):

Praxis ohne Theorie? Wissenschaftliche Diskurse zum Bund-Länder-Programm ‚Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt', Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 271-288

Geiling, Heiko (2006 a): Zur politischen Soziologie der Stadt. Stadt- und Stadtteilanalysen in Hannover, Hamburg: LIT-Verlag

Geiling, Heiko (2006 b): Milieu und Stadt. Zur Theorie und Methode einer politischen Soziologie der Stadt, in: Bremer, Helmut/ Lange-Vester, Andrea (Hg.): Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur. Die gesellschaftlichen Herausforderungen und die Strategien der sozialen Gruppen, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 335-359

Geiling, Heiko (2007): Probleme sozialer Integration, Identität und Machtverhältnisse in einer Großwohnsiedlung, in: Dangschat, Jens S./ Hamedinger, Alexander (Hg.): Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen, Forschungs- und Sitzungsberichte der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Band 230, Hannover: Verlag der ARL, S. 91-110

Geiling, Heiko/ Schwarzer, Thomas/ Heinzelmann, Claudia/ Bartnick, Esther (2001): Stadtteilanalyse Hannover-Vahrenheide. Sozialräumliche Strukturen, Lebenswelten und Milieus, agis-texte Band 24, Hannover

Geiling, Heiko/ Schwarzer, Thomas/ Heinzelmann, Claudia/ Bartnick, Esther (2002 a): Begleitende Dokumentation der PvO im Modellstadtteil Hannover-Vahrenheide – Endbericht, Internetveröffentlichung unter URL: http://www.sozialestadt.de/gebiete/dokumente/DF7344.pdf

Geiling, Heiko/ Schwarzer, Thomas/ Heinzelmann, Claudia/ Bartnick, Esther (2002 b): Hannover – Vahrenheide-Ost, in: Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.): Die soziale Stadt, Eine erste Bilanz des Bund-Länder-Programms ‚Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt' Berlin, S. 152-167

Gestring, Norbert/ Janßen, Andrea/ Polat, Ayça (2006): Prozesse der Integration und Ausgrenzung. Türkische Migranten der zweiten Generation, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt a.M./ New York: Campus

Gille, Martina/ Sardei-Biermann, Sabine/ Gaiser, Wolfgang/ de Rijke, Johann (2006): Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Lebensverhältnisse, Werte und gesellschaftliche Beteiligung 12- bis 29-Jähriger, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Gleichmann, Peter Reinhart (1976): Wandel der Wohnverhältnisse, Verhäuslichung der Vitalfunktionen, Verstädterung und siedlungsräumliche Gestaltungsmacht, in: Zeitschrift für Soziologie, 1976, Band 5, Heft 4, S. 319-329

Göschel, Albrecht (1992): Kommerzialisierung als Chance? Öffentliche und privat-kommerzielle Jugendeinrichtungen, in: Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen (ILS) (Hg.): Jugend-Zeit. Stadtentwicklungspolitische Aspekte veränderter Lebenslagen von Jugendlichen, ILS-Schriften 61, Duisburg: Waz-Druck, S. 39-42

Göschel, Albrecht/ Herlyn, Ulfert/ Krämer, Jürgen/ Schardt, Thomas/ Wendt, Günter (1980): Verteilung von Infrastruktureinrichtungen auf verschiedene Bevölkerungsgruppen, in: Herlyn, Ulfert (Hg.): Großstadtstrukturen und ungleiche Lebensbedingungen in der Bundesrepublik. Verteilung und Nutzung sozialer Infrastruktur, Frankfurt/ New York: Campus, S. 24-92

Grunert, Cathleen (2002): Methoden und Ergebnisse der qualitativen Kindheits- und Jugendforschung, in: Krüger, Heinz-Hermann/ Grunert, Cathleen (Hg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung, Opladen: Leske+Budrich, S. 225-248

Gruppe Freiraumplanung (2000), Internetveröffentlichung unter URL: http://www.gruppefreiraumplanung.de/acs/acs.html (Zugriff 29.12.2008)

Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp (zuerst 1962)

Häußermann, Hartmut (1994): Urbanität, in: Brandner, Birgit/ Luger, Kurt/ Mörth, Ingo (Hg.): Kulturerlebnis Stadt. Theoretische und praktische Aspekte der Stadtkultur, Wien: Picus, S. 67-80

Häußermann, Hartmut (1996): Soziale Formationen in der Stadt, in: Demokratische Gemeinde (Hg.): Die Stadt. Ort der Gegensätze: Eine Dokumentation der Bundes-SGK, Sondernummer der ‚Demokratische Gemeinde'. Die Monatszeitschrift für Kommunalpolitik, Bonn, März 1996, S. 41-48

Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (1987): Neue Urbanität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (1992): Urbanität, Beiträge zur Stadtforschung, Stadtentwicklung, Stadtgestaltung, Band 37, Wien

Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (2000): Wohnverhältnisse und Ungleichheit, in: Harth, Annette/ Scheller, Gitta/ Tessin, Wulf (Hg.): Stadt und soziale Ungleichheit, Opladen: Leske+Budrich, S. 120-140

Häußermann, Hartmut/ Siebel Walter (2001): Integration und Segregation – Überlegungen zu einer alten Debatte, in: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften, 40. Jg., 2001/I, S. 68-79

Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (2002): Die Mühen der Differenzierung, in: Löw, Martina (Hg.): Differenzierungen des Städtischen, Opladen: Leske+Budrich, S. 29-67

Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung, Frankfurt a.M./ New York: Campus

Hafeneger, Benno (1995): Jugendbilder. Zwischen Hoffnung, Kontrolle, Erziehung und Dialog, Opladen: Leske+Budrich

Hamm, Bernd (1982): Einführung in die Siedlungssoziologie, München: Beck

Hannemann, Christine (1998): Großsiedlungen – Ost, in: Häußermann, Hartmut (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen: Leske+Budrich, S. 91-102

Harms, Gerd/ Preissing, Christa/ Richtermeier, Adolf (1985): Kinder und Jugendliche in der Großstadt, Berlin: Fortbildungsinstitut für die pädagogische Praxis

Heckmann, Friedrich (1991): Ethnische Kolonien, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Wien, Jahrg. 16, Heft 3, S. 25-41

Heinzelmann, Claudia (2001): Sozialräumliche Strukturen, Lebenswelten und Milieus in Hannover-Vahrenheide, in: agis Info Nr. 12, Oktober 2001, S. 13-19

Heinzelmann, Claudia (2002): Armutslagen bei Kindern und Jugendlichen am Beispiel eines benachteiligten Stadtteils, in: Mägdefrau, Jutta/ Schumacher, Eva (Hg.): Pädagogik und soziale Ungleichheit. Aktuelle Beiträge – Neue Herausforderungen, Bad Heilbrunn/ Obb.: Klinkhardt, S. 149-164

Heinzelmann, Claudia (2003): Lokale Räume der sozialen Nähe und Distanz. Eine Kohäsionsanalyse im Stadtteil Hannover-Vahrenheide, in: Geiling, Heiko (Hg.): Probleme sozialer Integration. agis-Forschungen zum gesellschaftlichen Strukturwandel, Lit: Münster/ Hamburg/ London, S. 105-120

Heitmeyer, Wilhelm/ Collmann, Birgit/Conrads, Jutta/ Matuschek, Ingo/ Kraul, Dietmar/ Kühnel, Wolfgang/ Möller, Renate/ Ulbrich-Hermann, Matthias (1998): Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus, 3. Aufl., Weinheim und München: Juventa

Hengen, David (2002): Die Stadtbahnhaltestelle, Ausarbeitung am Institut für Freiraumentwicklung und Planungsbezogene Soziologie Hannover (unveröffentlicht)

Herberg, Dorothea (1977): Pilotstudie: Zur Situation der Jugendlichen, in: Becker, Heidede/ Keim, K. Dieter (Hg.): Gropiusstadt: Soziale Verhältnisse am Stadtrand. Soziologische Untersuchung einer Berliner Großsiedlung, Stuttgart/ Berlin/ Köln/ Mainz: Kohlhammer, S. 330-341

Herlyn, Ingrid/ Krüger, Dorothea (Hg.) (2003): Späte Mütter. Eine empirisch-biographische Untersuchung in West- und Ostdeutschland, Opladen: Leske+Budrich

Herlyn, Ulfert (1970): Wohnen im Hochhaus, Eine empirisch-soziologische Untersuchung in ausgewählten Hochhäusern der Städte München, Stuttgart, Hamburg und Wolfsburg, Stuttgart/ Bern: Karl Krämer

Herlyn, Ulfert (1974): Einleitung: Wohnquartier und soziale Schicht, in: ders. (Hg.): Stadt und Sozialstruktur. Arbeiten zur sozialen Segregation, Ghettobildung und Stadtplanung, München: Nymphenburger, S. 16-41

Herlyn, Ulfert (1987 a): Problemstellung und Anlage der Untersuchung, in: ders./ Saldern, Adelheid von/ Tessin, Wulf (Hg.): Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre. Ein historisch-soziologischer Vergleich, Frankfurt a.M./ New York: Campus, S. 13-27

Herlyn, Ulfert (1987 b): Lebensbedingungen und Lebenschancen in den Großsiedlungen der 60er und 70er Jahre, in: ders./ Saldern, Adelheid von/ Tessin, Wulf (Hg.): Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre. Ein historisch-soziologischer Vergleich, Frankfurt a.M./ New York: Campus, S. 102-126

Herlyn, Ulfert (1990): Zur Aneignung von Raum im Lebensverlauf, in: Bertels, Lothar/ Herlyn, Ulfert (Hg.): Lebenslauf und Raumerfahrung, Opladen: Leske+Budrich, S. 7-34

Herlyn, Ulfert (1997): Die Stadtstraße als Lernort für verschiedene soziale Gruppen, in: Hohm, Hans-Jürgen (Hg.): Straße und Straßenkultur. Interdisziplinäre Beobachtungen eines öffentlichen Sozialraumes in der fortgeschrittenen Moderne, Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, S. 233- 248

Herlyn, Ulfert (1998): Zur Neuauflage des Buches ‚Die moderne Großstadt", in: Bahrdt, Hans-Paul: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, hg. von Ulfert Herlyn, Opladen: Leske+Budrich (zuerst 1961), S. 7-26

Herlyn, Ulfert (2002): Öffentliche Räume in Wohnquartieren, in: Selle, Klaus (Hg.): Was ist los mit den öffentlichen Räumen?; Analysen, Positionen, Konzepte, Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur, S. 117-122

Herlyn, Ulfert (2003): Urbanes Leben unterschiedlicher Haushaltstypen, Studienbrief der FernUniversität Hagen

Herlyn, Ulfert (2004): Zum Bedeutungswandel der öffentlichen Sphäre – Anmerkungen zur Urbanitätstheorie von H.P. Bahrdt, in: Siebel, Walter (Hg.): Die europäische Stadt, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 121-130

Herlyn, Ulfert/ Lakemann, Ulrich/ Lettko, Barbara (1991): Armut und Milieu. Benachteiligte Bewohner in großstädtischen Quartieren, Basel/ Boston/ Berlin: Birkhäuser

Herlyn, Ulfert/ Naroska, Hans-Jürgen/ Tessin, Wulf (1986): Hannover Vahrenheide-Südost. Sozialwissenschaftliche Expertise (unveröffentlichtes Gutachten im Auftrag der Stadt Hannover)

Herlyn, Ulfert/ Poblotzki, Ursula (1992): Zur Nutzungsgeschichte von ausgewählten Grün- und Freiflächen Hannovers, in: dies. (Hg.): Von großen Plätzen und kleinen Gärten, München: Minerva-Publikation, S. 9-11

Herlyn, Ulfert/ Saldern, Adelheid von/ Tessin, Wulf (Hg.) (1987): Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre. Ein historisch-soziologischer Vergleich, Frankfurt a.M./ New York: Campus

Herlyn, Ulfert/ Seggern, Hille von/ Heinzelmann, Claudia/ Karow, Daniela (2003): Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der Raumaneignung, Ludwigsburg: Wüstenrot Stiftung und Opladen: Leske+Budrich

Herlyn, Ulfert/ Seyfang, Volkmar (1980): Gestaltung und Erschließung von Grün- und Freiflächen in der Stadt für Kinderspiele, in: Das Gartenamt, Heft 29, S. 615-625

Hess, Henner/ Mechler, Achim (1973): Ghetto ohne Mauern. Ein Bericht aus der Unterschicht, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Hilpert, Thilo (Hg.) (1984): Le Corbusiers „Charta von Athen", Texte und Dokumente. Kritische Neuausgabe, Braunschweig u.a.: Vieweg & Sohn

Hitzler, Ronald/ Bucher, Thomas/ Niederbacher, Arne (2001): Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute, Opladen: Leske+Budrich

Hock, Beate/ Holz, Gerda/ Simmedinger, Renate/ Wüstendörfer, Werner (2000): Gute Kindheit – Schlechte Kindheit? Armut und Zukunftschancen von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Abschlussbericht zur Studie im Auftrag des Bundesverbandes der Arbeiterwohlfahrt, Frankfurt a.M: ISS-Eigenverlag.

Hölscher, Lucian (1978): Öffentlichkeit, in: Brunner, Otto/ Conze, Werner/ Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 4, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 413-467

Holz, Erlend (2000): Zeitverwendung in Deutschland – Beruf, Familie, Freizeit – , Band 13 der Schriftenreihe Spektrum Bundesstatistik, Stuttgart: Metzler-Poeschel

Honey's (2003) o.V.: Dokumentation „Mädchen- und Junge Frauen-Treff Honey's" von Januar 1999 bis Dezember 2002.

Honneth, Axel (1998): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, 2. Aufl., Frankfurt a./M.: Suhrkamp

Hopf, Christel (1995): Qualitative Interviews in der Sozialforschung, in: Flick, Uwe/ Kardorff, Ernst von/ Keupp, Heiner/ Rosenstiel, Lutz von/ Wolff, Stephan (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, 2. Aufl., Weinheim: Beltz, Psychologie Verl.-Union, S. 177-182

Hopf, Christel (2000): Qualitative Interviews – ein Überblick, in: Flick, Uwe/ Kardorff, Ernst von/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 349-360

Howard, Ebenezer (1997): Garden cities of to-morrow, new rev. ed., repr., Eastbourne: Attic books (first published 1898 as: To-morrow: A peaceful path to real reform)

Hurrelmann, Klaus (1997): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, 5. Aufl., Weinheim und München: Juventa

ipos – institut für praxisorientierte sozialforschung (2003): Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage November/ Dezember 2002, Mannheim

Jacobs, Jane (1976): Tod und Leben großer amerikanischer Städte, Braunschweig: Vieweg (zuerst 1961)

Jessen, Johann (1998): Großsiedlungen – West, in: Häußermann, Hartmut (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen: Leske+Budrich, S. 104-114

Kaspereit, Vera (2000): 30 Jahre Tituskindergarten I, in: Ev.-Luth. Titusgemeinde Hannover-Vahrenheide: Nachrichten Mai-Juni 2000, S. 6

Kassner, Karsten/ Wassermann, Petra (2002): Nicht überall, wo Methode draufsteht, ist auch Methode drin. Zur Problematik der Fundierung von ExpertInneninterviews, in: Bogner, Alexander/ Littig, Beate/ Menz, Wolfgang (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung, Opladen: Leske+Budrich, S. 95-111

Kaufmann, Franz-Xaver (1995): Zukunft der Familie in Deutschland, München: C.H. Beck

Keim, Rolf/ Neef, Rainer (2000): Ausgrenzung und Milieu: Über die Lebensbewältigung von Bewohnerinnen und Bewohnern städtischer Problemgebiete, in: Harth, Annette/ Scheller, Gitta/ Tessin, Wulf (Hg.): Stadt und soziale Ungleichheit, Opladen: Leske+Budrich, S. 248-273

Kessl, Fabian/ Reutlinger, Christian (2007): Sozialraum. Eine Einführung, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Kloepfer, Inge (2008): Aufstand der Unterschicht. Was auf uns zukommt, Hamburg: Hoffmann und Campe

Köhler, Gabriele (1990): Städtische Öffentlichkeit und Stadtkultur, in: Dörhöfer, Kerstin (Hg.): Stadt-Land-Frau. Soziologische Analysen feministischer Planungsansätze, Freiburg i.Br.: Kore, S. 67-79

Krafeld, Franz Josef (1999): Cliquenorientierte Jugendarbeit mit zugewanderten Jugendlichen – unter besonderer Berücksichtigung von Aussiedlerjugendlichen, in: Deutsche Jugend, 47. Jg., Heft 1, S. 13-20

Krause, Juliane/ Schömann, Munira (1999): Mobilität und Raumaneignung von Kindern, Berichte der Bundesanstalt für Straßenwesen, Mensch und Sicherheit, Heft M 108

Kreibich, Volker/ Bernart, Sabine/ Körbel, Alfred/ Steinberg, Gernot (1997): Wohnungsversorgung sozial Benachteiligter in der Landeshauptstadt Hannover, Abschlußbericht, Internetveröffentlichung unter URL: http://www.hannover.de/data/download/umwelt_bauen/p/planlok1.pdf (Zugriff 29.12.2008)

Krings-Heckemeier, Marie-Therese/ Pfeiffer, Ulrich (1998): Überforderte Nachbarschaften. Soziale und ökonomische Erosion in Großsiedlungen, in: GdW Bundesverband deutscher Wohnungsunternehmen e.V. (Hg.): Überforderte Nachbarschaften. Zwei sozialwissenschaftliche Studien über Wohnquartiere in den alten und den neuen Bundesländern im Auftrag des GdW, GdW-Schriften 48, Köln/ Berlin, S. 19-162

Kronauer, Martin (1995): Massenarbeitslosigkeit in Westeuropa: Die Entstehung einer neuen ‚Underclass'?, in: Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen – SOFI (Hg.): Im Zeichen des Umbruchs. Beiträge zu einer anderen Standortdebatte, Opladen: Leske+Budrich, S. 197-214

Kronauer, Martin (1998): Armut, Ausgrenzung, Unterklasse, in: Häußermann, Hartmut (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen: Leske+Budrich, S. 13-27

Kronauer, Martin (2002): Exklusion: die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus, Frankfurt a.M.: Campus

Kronauer, Martin/ Vogel, Berthold (2001): Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartierseffekte, was Lageeffekte?, in: SOFI-Mitteilungen Nr. 29/2001, S. 45-58

Krüger, Heinz-Hermann (1992): Zwischen Verallgemeinerung und Zerfaserung. Zum Wandel der Lebensphase Jugend in der Bundesrepublik Deutschland nach 1945, in: Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen (ILS) (Hg.): Jugend-Zeit. Stadtentwicklungspolitische Aspekte veränderter Lebenslagen von Jugendlichen, ILS-Schriften 61, Duisburg: Waz-Druck, S. 13-20

Kühnel, Wolfgang/ Matuschek, Ingo (1995): Gruppenprozesse und Devianz. Risiken jugendlicher Lebensbewältigung in großstädtischen Monostrukturen, Weinheim/ München: Juventa

Kustor, Beatrice (1996): Das Verschwinden der Mädchen aus dem öffentlichen Raum, in: Flade, Antje/ Kustor, Beatrice (Hg.): Raus aus dem Haus. Mädchen erobern die Stadt, Frankfurt a.M./ New York: Campus, S. 28-44

Läpple, Dieter (1991): Gesellschaftszentriertes Raumkonzept. Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauffassungen in der Gesellschaftsanalyse, in: Wentz, Martin (Hg.): Stadt-Räume, Frankfurt a.M./ New York: Campus, S. 35-46

Läpple, Dieter (1992): Essay über den Raum, in: Häußermann, Hartmut/ Ipsen, Detlev/ Krämer-Badoni, Thomas/ Läpple, Dieter/ Rodenstein, Marianne/ Siebel, Walter: Stadt und Raum. Soziologische Analysen, 2. Aufl., Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft, S. 157-207

Lamnek, Siegfried (1989): Qualitative Sozialforschung. Band 2. Methoden und Techniken, München: Psychologie Verlags Union

Landeshauptstadt Hannover (Hg.) (1983): Repräsentativerhebung 1981. Soziale Bindungen und Nachbarschaft im Stadtteil, Schriften zur Stadtentwicklung, Band 29.05, Hannover

Landeshauptstadt Hannover (Hg.) (1989): Abschlussbericht über Gutachten zur Verbesserung der Wohngebiete der 60er und 70er Jahre, Hannover

Landeshauptstadt Hannover (Hg.) (2000): Repräsentativerhebung 1999. Gesamtergebnis und Vergleichsdaten aus früheren Erhebungen, Schriften zur Stadtentwicklung, Band 84, Hannover

Landeshauptstadt Hannover (Hg.) (2001): Strukturdaten der Stadtteile 2001, Internetveröffentlichung unter URL: www.hannover.de/deutsch/doku/vorwin_1.pdf (Zugriff 29.9.2004)

Landeshauptstadt Hannover (Hg.) (2003): Repräsentativerhebung 2002. Sonderauswertung zum Thema Lebensbedingungen in Hannover und persönliche Lebensqualität im Wohnquartier, Schriften zur Stadtentwicklung, Band 90.1, Hannover

Landeshauptstadt Hannover, Fachbereich Planen und Stadtentwicklung, Sachgebiet Stadterneuerung (2005): Integriertes Handlungskonzept Vahrenheide-Ost 2005, Hannover

Landeshauptstadt Hannover (Hg.) (2005): Strukturdaten der Stadtteile 2005, Internetveröffentlichung unter URL: www.hannover.de/data/download/buerger/strukturdaten/strukturdaten 2005.pdf (Zugriff 29.12.2008)

Landeshauptstadt Hannover (Hg.) (2007 a): Strukturdaten der Stadtteile und Stadtbezirke 2007, Internetveröffentlichung unter URL: www.hannover.de/data/download/s/statistik/Strukturdaten_2007/strukturdaten2007.pdf (Zugriff 29.12.2008)

Landeshauptstadt Hannover (Hg.) (2007 b): Das viele Grün in Vahrenheide ist eine Augenweide. Veranstaltungsprogramm Mai-September 2007, Infobroschüre

Landeshauptstadt Hannover und GBH Bauen+Wohnen (1997): Aktionsprogramm Integrierte Sanierung Vahrenheide-Ost. Ansätze für eine soziale Stadterneuerungspolitik, Hannover

Lang, Sabine (2003): Der geschlechterdemokratische Strukturwandel der Öffentlichkeit, in: Laberenz, Lennart (Hg.): Schöne neue Öffentlichkeit. Beiträge zu Jürgen Habermas' „Strukturwandel der Öffentlichkeit", Hamburg: VSA, S. 89-104

Lefebvre, Henri (1991): The Production of Space, Oxford/ Cambridge: Blackwell (zuerst 1974)

Lewis, Oscar (1966): The Culture of Powerty, in: Scientific American, Nr. 215, S. 19-25

Lindener Baukontor (1986): Gemeinschaftseinrichtungen im Wohngebiet, Hannover (unveröffentlichtes Gutachten)

Lindner, Rolf (1979): Editorial, in: Clarke, John u.a.: Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen, Frankfurt a.M.: Syndikat, S. 7-14

Lockwood, David (1979): Soziale Integration und Systemintegration, in: Zapf, Wolfgang (Hg.): Theorien des sozialen Wandels, Kiepenheuer & Witsch: Köln, Berlin, S. 124-137

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Manderscheid, Katharina (2004): Milieu, Urbanität und Raum. Soziale Prägung und Wirkung städtebaulicher Leitbilder und gebauter Räume, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Marinis, Pablo de (2000): Überwachen und Ausschließen. Machtinterventionen in urbanen Räumen der Kontrollgesellschaft, Pfaffenweiler: Centaurus

May, Michael (2006): Raumaneignung und -erfahrung von Jugendlichen in der Großstadt, in: RaumPlanung 125, April 2006, S. 79-84

Mayring, Philipp (1993 a): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken, 2., überarb. Aufl., Weinheim: Psychologie-Verlags-Union

Mayring, Philipp (1993 b): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, 4., erweiterte Aufl., Weinheim: Deutscher Studien Verlag

Meuser, Michael/ Nagel, Ulrike (1991): ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion, in: Garz, Detlev/ Kraimer, Klaus (Hg.): Qualitativ-Empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 441-471

Mitscherlich, Alexander (1980): Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, 15. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp (zuerst 1965)

mpfs – Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hg.) (2004): JIM 2004. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19jähriger in Deutschland, Stuttgart

mpfs – Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hg.) (2007): JIM 2007. Jugend, Information, (Multi-) Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19jähriger in Deutschland, Stuttgart

MS – Niedersächsisches Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit (Hg.) (2008): Konzepte für öffentliche Treffpunkte von Kindern und Jugendlichen. Beispiele gelungener Praxis aus Niedersachsen, Hannover

Muchow, Martha (1978): Der Lebensraum des Großstadtkindes, Bensheim: päd.-extra Buchverlag (zuerst 1935)

Müller, Hans-Ulrich (1983): Wo Jugendliche aufwachsen. Umweltaneignung in verschiedenen Lebensräumen: in der Neubausiedlung; im Altstadtviertel; in der Kleinstadt, München: Juventa

Nagel, Günter/ Benz-Rababah, Eva/ Gruber-Baumgarte, Rosemarie/ Robl, Klaus (1985): Konzeption zur Verbesserung des Wohnumfeldes einer typischen Siedlung der 70er Jahre, Pilotstudie: Sahlkamp/ Holzwiesen in Hannover-Vahrenheide, Hannover (unveröffentlichtes Gutachten)

Nagel, Günter/Mahabadi, M./ Scholz, G./ Gebhard, M. (1987): Kinderspiel in Hannover. Bestandsaufnahme und Bewertung von Spielmöglichkeiten dargestellt am Beispiel der Untersuchungsgebiete Linden Mitte, Vahrenheide Süd-Ost und Anderten, (unveröffentlichter Abschlussbericht)

Naumann, Detlef J. (1991): Problematische Wohnsiedlungen der Nachkriegszeit. Städtebauliche Kennzeichnung – Verbesserungsansätze – Überprüfung bisheriger Weiterentwicklungsmaßnahmen anhand ausgewählter Beispiele in Niedersachsen, Plan-Reihe Band 27 des Instituts für Städtebau, Wohnungswesen und Landesplanung, Universität Hannover

Neef, Rainer/ Keim, Rolf (2007): „Wir sind keine Sozialen“. Marginalisierung und Ressourcen in deutschen und französischen Problemvierteln, zusammen mit Alexandra Engel und Hervé Vieillard-Baron, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft

Negt, Oskar/ Kluge, Alexander (1977): Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit, Frankfurt am Main: Suhrkamp, (zuerst 1972)

Nissen, Ursula (1998): Kindheit, Geschlecht und Raum. Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumaneignung, Weinheim/ München: Juventa

Nissen, Ursula (1999): Kindheit, Geschlecht und Raum. Zum geschlechtsspezifischen Erwerb kulturellen Kapitals und den möglichen Folgen, in: infodienst Kulturpädagogische Nachrichten, Nr. 54, S. 24-28

Nolteernsting, Elke (1998): Jugend. Freizeit. Geschlecht. Der Einfluss gesellschaftlicher Modernisierung, Opladen: Leske+Budrich

Obermaier, Dorothee (1980): Möglichkeiten und Restriktionen der Aneignung städtischer Räume, Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, Band 14, Dortmund

Oberwittler, Dietrich (2004): Stadtstruktur, Freundeskreise und Delinquenz. Eine Mehrebenenanalyse zu sozialökologischen Kontexteffekten auf schwere Jugenddelinquenz, in: ders./ Karstedt, Susanne (Hg.): Soziologie der Kriminalität, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 135-170

Ostner, Ilona (1981): Frauen und Öffentlichkeit. Versuche einer Ortsbestimmung, in: arch+, Heft 60, Dezember 1981, S. 21-30

Ottersbach, Markus (2004): Jugendliche in marginalisierten Quartieren. Ein deutsch-französischer Vergleich, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Papilloud, Christian (2003): Bourdieu lesen. Einführung in eine Soziologie des Unterschieds, Bielefeld: transcript Verlag

Paravicini, Ursula/ Claus, Silke/ Münkel, Andreas/ von Oertzen, Susanne (2002): Neukonzeption städtischer öffentlicher Räume im europäischen Vergleich, Hannover

Park, Robert Ezra/ Burgess, Ernest Watson (Hg.) (1984): The City, Suggestions for Investigation of Human Behavior in the Urban Environment, Chicago, London: University of Chicago Press 1967, Midway reprint (zuerst 1925)

Pfeiffer, Christian/ Delzer, Ingo/ Enzmann, Dirk/ Wetzels, Peter (1998): Ausgrenzung, Gewalt und Kriminalität im Leben junger Menschen. Kinder und Jugendliche als Täter und Opfer, Sonderdruck zum 24. Deutschen Jugendgerichtstag vom 18.-22. September 1998 in Hamburg, 2. korrigierte Aufl., Hannover: Eigenverlag des DVJJ

Pfeil, Elisabeth (1965): Das Großstadtkind, München/ Basel: Ernst Reinhardt Verlag

PISA-Konsortium Deutschland (Hg.) (2004): PISA 2003. Der Bildungsstand der Jugendlichen in Deutschland – Ergebnisse des zweiten internationalen Vergleichs, Münster/ New York/ München/ Berlin: Waxmann

planbox Hannover (1986): Vorschläge zur Attraktivierung und Umnutzung der Großgarage Plauenerstraße 12 A, Hannover-Vahrenheide, Hannover (unveröffentlichtes Gutachten)

Reutlinger, Christian (2003): Jugend, Stadt und Raum. Sozialgeographische Grundlagen einer Sozialpädagogik des Jugendalters, Opladen: Leske+Budrich

Reutlinger, Christian/ Kessl, Fabian/ Maurer, Susanne (2005): Die Rede vom Sozialraum – eine Einleitung, in: Kessl, Fabian/ Reutlinger, Christian/ Maurer, Susanne/ Frey, Oliver (Hg.): Handbuch Sozialraum, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 11-27

Riege, Marlo/ Schubert, Herbert (2005): Zur Analyse sozialer Räume. Ein interdisziplinärer Integrationsversuch, in: dies. (Hg.): Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis, 2. Aufl., Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S.7-68

Ronneberger, Klaus (1997): Gefährliche Orte – unerwünschte Gruppen. Zur ordnungspolitischen Regulation städtischer Räume in den 90er Jahren, in: WeltTrends Nr. 17, S. 31-46

Roth, Roland/ Rucht, Dieter (2000): Jugendliche heute: Hoffnungsträger im Zukunftsloch?, in: dies. (Hg.): Jugendkulturen, Politik und Protest. Vom Widerstand zum Kommerz?, Opladen: Leske+Budrich, S. 9-34

Sachs-Pfeiffer, Toni (1983): Sozialräumliche Zonierung. Bemerkungen zu Nutzung und Raum, in: arch+, Heft 68, S. 31-35

Salin, Edgar (1960): Urbanität, in: Erneuerung unserer Städte: Vorträge, Aussprachen und Ergebnisse der 11. Hauptversammlung des Deutschen Städtetages, Augsburg, 1.-3. Juni 1960, Stuttgart/ Köln: Kohlhammer, S. 9-34

Sander, Uwe (2000): 100 Jahre Jugend in Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 19-20/2000, S. 3-11

Sardei-Biermann, Sabine (2006): Soziale Nahwelt und Lebensverhältnisse in subjektiver Einschätzung, in: Gille, Martina/ Sardei-Biermann, Sabine/ Gaiser, Wolfgang/ de Rijke, Johann: Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Lebensverhältnisse, Werte und gesellschaftliche Beteiligung 12- bis 29-Jähriger, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 87-130

Schäfers, Bernhard (1989): Soziologie des Jugendalters. Eine Einführung, 4. überarb. und aktualisierte Aufl., Opladen: Leske+Budrich

Schäfers, Bernhard (2001): Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien, 7. aktualisierte und überarbeitete Aufl., Opladen: Leske+Budrich

Schäfers, Bernhard (2003): Ansprüche der demokratisch verfassten Gesellschaft an den öffentlichen Raum, in: Informationen zur Raumentwicklung Heft 1/2.2003, S. 15-20

Scherr, Albert (2004): Rückzugsräume und Grenzüberschreitungen. Überlegungen zu subjekt- und bildungstheoretischen Perspektiven sozialräumlicher Jugendarbeit, in: Deinet, Ulrich/ Reutlinger, Christian (Hg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 161-174

Schiewe, Jürgen (2004): Öffentlichkeit. Entstehung und Wandel in Deutschland, Paderborn: Schöningh

Schmid, Christian (2005): Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes, Stuttgart: Franz Steiner Verlag

Schneider, Bernhard (2002): Die Stadt als System öffentlicher Räume, in: Selle, Klaus (Hg.): Was ist los mit den öffentlichen Räumen?; Analysen, Positionen, Konzepte, Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur, S. 246-256

Schön, Elke (1999): „da nehm‘ ich meine Rollschuh‘ und fahr hin ...“: Mädchen als Expertinnen ihrer sozialräumlichen Lebenswelt; zur Bedeutung der Sicht und Erfahrungsweisen 8- bis 15-jähriger Mädchen eines Stadtgebiets für die Mädchenforschung und die Mädchenpolitik, Bielefeld: Kleine

Schön. Elke (2002): Neue Befunde aus der Mädchenforschung für die Praxis einer sozialraumorientierten Kinder- und Jugendarbeit, in: Deutsche Jugend, 50. Jg., Heft 3, S. 120-127

Schroer, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Schubert, Herbert (2000 a): Grundlagen für die Erneuerung des öffentlichen Stadtraumes, in: Jahrbuch Stadterneuerung 2000. Beiträge aus Lehre und Forschung an deutschsprachigen Hochschulen, Berlin: Eigenvertrieb TU Berlin, S. 11-28

Schubert, Herbert (2000 b): Städtischer Raum und Verhalten. Zu einer integrierten Theorie des öffentlichen Raumes, Opladen: Leske+Budrich

Schumann, Michael (1995): Sozialraumanalyse und Ethnographie in Jugendhilfe und Jugendarbeit? in: Deutsche Jugend, 43. Jahrgang, 1995, Heft 5, S. 210-216

Schwarzer, Thomas (2005): Soziale Prekarität in der Stadt, in: Geiling, Heiko (Hg.): Soziale Integration als Herausforderung für kommunale und regionale Akteure, Frankfurt a.M: Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften, S. 135-158

Seggern, Hille von (1982): Alltägliche Benutzung wohnungsbezogener Freiräume in Wohnsiedlungen am Stadtrand, Darmstadt o.V.

Seggern, Hille von (2000): „Alles Kunst" – Soziale Differenzierung, Polarisierung und öffentlicher Raum – ein Plädoyer für komplexe Experimente, in: Harth, Annette/ Scheller, Gitta/ Tessin, Wulf (Hg.): Stadt und soziale Ungleichheit, Opladen: Leske+Budrich, S. 310-321

Seggern, Hille von/ Erler, Ursula (1988): Aufenthaltsmöglichkeiten für Jugendliche in Hannover Vahrenheide-Südost (unveröffentlichtes Gutachten im Auftrag der Stadt Hannover - Stadtplanungsamt)

Selle, Klaus (2002): Öffentliche Räume. Drei Annäherungen an ein Thema, in: ders. (Hg.): Was ist los mit den öffentlichen Räumen?; Analysen, Positionen, Konzepte, Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur, S. 13-90

Sennett, Richard (1983): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, aus dem Amerikanischen von R. Kaiser, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer (zuerst 1977)

Sennett, Richard (1991): Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds, aus dem Amerikanischen von R. Kaiser, Frankfurt a.M.: Fischer

Sessar, Klaus (2003): Kriminologie und urbane Unsicherheiten, in: Die alte Stadt, Heft 3, 30. Jg., S. 195-216

Seyfang, Volkmar (1980): Freiraumnutzung im Geschoßwohnungsbau. Theoretische Überlegungen und empirische Grundlagen zu einer nutzerorientierten Planung und Gestaltung der Freiräume im Geschoßwohnungsbau, München: Minerva-Publikation

Shell Deutschland Holding (Hg.) (2006): Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck, Frankfurt a.M.: Fischer

Siebel, Walter (1999): Die Wiederentdeckung der Stadt. Anmerkungen anlässlich der Neuauflage von Hans-Paul Bahrdts Klassiker ‚Die moderne Großstadt', in: Archiv für Kommunalwissenschaften, Jg. 38, Heft 1 1999, S. 104-108

Siebel, Walter (2003): Die überwachte Stadt – Ende des öffentlichen Raums?, in: Die alte Stadt, Heft 3, S. 247-257

Siebel, Walter (2004): Einleitung: Die europäische Stadt, in: ders. (Hg.): Die europäische Stadt, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S.11-50

Simmel, Georg (1984): Die Großstädte und das Geistesleben, in: ders.: Das Individuum und die Freiheit. Essais. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, S. 192-204 (zuerst 1903)

Simmel, Georg (1992): Soziologie des Raumes, in: ders.: Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl, hg. und eingeleitet von Heinz-Jürgen Dahme und Otthein Rammstedt, 4. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 221-242 (zuerst 1903)

Simmel, Georg (1995): Über räumliche Projektionen socialer Formen, in: ders.: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, Band 1, Gesamtausgabe Band 7, hg. von Ottheim Rammstedt, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 201-220 (zuerst 1903)

Spiegel, Erika (2001): Soziale Stabilisierung durch soziale Mischung?, in: vhw Forum Wohneigentum, Zeitschrift für Wohneigentum in der Stadtentwicklung und Immobilienwirtschaft, Heft 2, April 2001, S. 75-80

Siewert, Hans-Jörg (1992): Kreative Freiräume schaffen – Veränderte Ansprüche an jugendrelevante Infrastruktur, in: Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen (ILS) (Hg.): Jugend-Zeit. Stadtentwicklungspolitische Aspekte veränderter Lebenslagen von Jugendlichen, ILS-Schriften 61, Duisburg: Waz-Druck, S. 43-46

Soja, Edward W. (1996): Thirdspace. Journeys to Los Angeles and Other Real and Imagined Places, Oxford: Blackwell

Soziale Gruppeninitiative e.V. (o.J.): Aktivitäten der Sozialen Gruppeninitiative e.V. (Infoblatt)

Spitthöver, Maria (2000): Geschlecht und Freiraumverhalten – Geschlecht und Freiraumverfügbarkeit, in: Harth, Annette/ Scheller, Gitta/ Tessin, Wulf (Hg.): Stadt und soziale Ungleichheit, Oblaten: Leske+Budrich, S. 217-231

Stählin, Traugott (1984): Lieben Sie Vahrenheide!, in: Daten – Eindrücke – Erinnerungen zum 20-jährigen Bestehen der Tituskirche Hannover am 2. Advent 1984, S. 42-44

Statistisches Bundesamt (Hg.) (2004): Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung, Forum der Bundesstatistik, Band 43

Steffen, Gabriele/ Baumann, Dorothee/ Betz, Fabian (2004): Integration und Nutzungsvielfalt im Stadtquartier, Norderstedt: Books on Demand GmbH

Sturm, Gabriele (2000): Wege zum Raum: methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften, Opladen: Leske+Budrich

Tenbruck, Friedrich H. (1962): Jugend und Gesellschaft. Soziologische Perspektiven, Freiburg i. Br.: Rombach

Terlinden, Ulla (2002): Räumliche Definitionsmacht und weibliche Überschreitungen. Öffentlichkeit, Privatheit und Geschlechterdifferenzierung im städtischen Raum, in: Löw, Martina (Hg.): Differenzierungen des Städtischen, Opladen: Leske+Budrich, S. 141-156

Tessin, Wulf (2004): Freiraum und Verhalten. Soziologische Aspekte der Nutzung und Planung städtischer Freiräume. Eine Einführung, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Timm, Ulrike/ Körner, Thomas/ Meyer, Iris (2006): Armut und Lebensbedingungen – Ergebnisse aus LEBEN IN EUROPA für Deutschland 2005, herausgegeben vom Statistischen Bundesamt, Wiesbaden

Ulbrich-Herrmann, Matthias (1998): Die sozialen Milieus, in: Heitmeyer, Wilhelm/ Collmann, Birgit/Conrads, Jutta/ Matuschek, Ingo/ Kraul, Dietmar/ Kühnel, Wolfgang/ Möller, Renate/ Ulbrich-Hermann, Matthias (1998): Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus, 3. Aufl., Weinheim und München: Juventa, S. 187-265

üstra (2008): Einsteigen: Die Stadtbahn, Infobroschüre, Internetveröffentlichung unter URL: http://www.uestra.de/fileadmin/uestra/downloads/themenbroschueren/Stadtbahnbroschuere.pdf (Zugriff 3.12.2008)

Utz, Richard/ Miroschnik, Ralf (2000): Ehre, Stolz und Scham. Die Probleme benachteiligter Jugendlicher beim Übergang von der Schule in die Ausbildung, in: Deutsche Jugend, 48. Jg., Heft 4, S. 171-178

Vester, Michael/ Oertzen, Peter von/ Geiling, Heiko/ Hermann, Thomas/ Müller, Dagmar (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Vogelgesang, Waldemar (2001): „Meine Zukunft bin ich!“ Alltag und Lebensplanung Jugendlicher, Frankfurt a.M./ New York: Campus

Weber, Max (1999): Die Stadt. Gesamtausgabe Max Weber, Band 22 Wirtschaft und Gesellschaft, Teilband 5 (zuerst 1914)

Wehrheim, Jan (2002): Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung, Opladen: Leske+Budrich

Weinert, Corinna (2002): Aktivitätsmuster von Kindern und Jugendlichen in ihrer städtischen Wohnumwelt dargestellt anhand zweier Fallstudien im Stadtteil Hamburg-Jenfeld. Partizipatorische Planung als Grundlage zur Berücksichtigung wohnumweltbezogener Bedarfe, Hamburg: Kovaĉ

Werlen, Benno (1987): Gesellschaft, Handlung und Raum. Grundlagen handlungstheoretischer Sozialgeographie, Stuttgart: Steiner

Wetzstein, Thomas/ Erbeldinger, Patricia Isabella/ Hilgers, Judith/ Eckert, Roland (2005): Jugendliche Cliquen. Zur Bedeutung der Cliquen und ihrer Herkunfts- und Freizeitwelten, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften

Weymann, Ansgar (1994): Altersgruppensoziologie, in: Kerber, Harald/ Schmieder, Arnold (Hg.): Spezielle Soziologien. Problemfelder, Forschungsbereiche, Anwendungsorientierungen, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 344-362

Willis, Paul (1982): Spaß am Widerstand: Gegenkultur in der Arbeiterschule, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Syndikat (zuerst 1977)

Wilmers, Nicola/ Enzmann, Dirk/ Schaefer, Dagmar/ Herbers, Karin/ Greve, Werner/ Wetzels, Peter (2002): Jugendliche in Deutschland zur Jahrtausendwende: Gefährlich oder gefährdet? Ergebnisse wiederholter, repräsentativer Dunkelfelduntersuchungen zu Gewalt und Kriminalität im Leben junger Menschen 1998-2000, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft

Winkler, Michael (1988): Eine Theorie der Sozialpädagogik, Stuttgart: Klett-Cotta

Witzel, Andreas (1985): Das problemzentrierte Interview, in: Jüttemann, Gerd (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder, Weinheim/ Basel: Beltz, S. 227-255

Wolff, Stephan (2000): Dokumenten- und Aktenanalyse, in: Flick, Uwe/ Kardorff, Ernst von/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 502-513

Whyte, William Foote (1996): Die Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienerviertels, nach der 3., durchges. und erw. Aufl. aus dem Jahre 1981 übers. von Reinhard Blomert und Joachim Kalka, mit einer Einf. von Peter Atteslander, Berlin/ New York: de Gruyter (zuerst 1943)

Wüstenrot Stiftung (Hg.) (2009): Stadtsurfer, Quartierfans & Co. Stadtkonstruktionen Jugendlicher und das Netz urbaner öffentlicher Räume, bearbeitet am Studio Urbane Landschaften, Berlin: Jovis

Zapf, Katrin (1969): Die Ausstattung der Siedlung, in: dies./ Heil, Karolus/ Rudolph, Justus: Stadt am Stadtrand. Eine vergleichende Untersuchung in vier Münchner Neubausiedlungen, Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, S. 253-346

Zapf, Katrin (1991): Abbau sozialer Defizite, in: Arbeitsgruppe KOOPERATION GdW-BDA-DST (Hg.): Besser wohnen in großen Siedlungen, Bonn/ Köln, S. 18-21

Zeiher, Hartmut J./ Zeiher, Helga (1994): Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern, Weinheim/ München: Juventa

Zinnecker, Jürgen (1979): Straßensozialisation. Versuch, einen unterschätzten Lernort zu thematisieren, in: Zeitschrift für Pädagogik, 25. Jg. 1979, Heft Nr. 5, S. 727-746

Zinnecker, Jürgen (1987): Jugendkultur 1940-1985, herausgegeben vom Jugendwerk der Deutschen Shell, Opladen: Leske+Budrich

Zinnecker, Jürgen (1990): Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. Kindheitsgeschichte im Prozeß der Zivilisation, in: Behnken, Imbke (Hg.): Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozeß der Zivilisation. Konfigurationen städtischer Lebensweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Opladen: Leske+Budrich, S. 142-162

Zinnecker, Jürgen (1991): Jugend als Bildungsmoratorium. Zur Theorie des Wandels der Jugendphase in west- und osteuropäischen Gesellschaften, in: Melzer, Wolfgang / Heitmeyer, Wilhelm/ Liegle, Ludwig/ Zinnecker, Jürgen (Hg.): Osteuropäische Jugend im Wandel. Ergebnisse vergleichender Jugendforschung in der Sowjetunion, Polen, Ungarn und der ehemaligen DDR, Weinheim/ München: Juventa, S. 9-24

Zinnecker, Jürgen (2001): Stadtkids. Kinderleben zwischen Straße und Schule, Weinheim/ München: Juventa

Zinnecker, Jürgen/ Behnken, Imbke/ Maschke, Sabine/ Stecher, Ludwig (2002): null zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts. Ein Selbstbild, Opladen: Leske+Budrich

Benutzte Tageszeitungen:

Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 17.9.1959; 8.3.1961; 14.9.1968; 2.4.1971; 20.3.1973; 11.9.1980; 16.6.1982; 26.5.1983; 17.8.1983; 10.5.1984; 2.8.1984; 20.3.1986; 7.4.1986; 30.3.1995; 18.4.1996; 11.4.1997; 29.5.1998; 25.4.2000; 23.2.2001; 17.5.2001; 28.5.2002; 10.1.2003; 11.1.2003; 16.1.2003; 24.1.2003; 8.10.2007; 29.2.2008; 12.7.2008; 16.8.2008

Neue Presse vom 25.2.1997

Benutzte Internetseiten:

www.2000-2006.eundc.de
www.agis.uni-hannover.de
www.betreten-erlaubt.de
www.bmfsfj.de
www.gruppefreiraumplanung.de
www.hannover.de
www.sozialestadt.de
www.spiegel.de
www.uestra.de
www.uni-oldenburg.de
www.wikipedia.org
www.youtube.com

Anhang I: Übersicht über das Interviewsample Stadtteilkundige

Bereich	Anzahl der befragten Einrichtungen/ Organisationen	Anzahl der befragten Personen
Gesundheit (Allgemeinmediziner, Kinderärzte, Familienhebamme)	4	4
Kleinkinderbetreuung (Leiterinnen von Kindertagesstätten)	3	3
Schulen (Schulleiter, Lehrer/innen und Sozialpädagoginnen von Grundschule, Sonderschule, Orientierungsstufe, Integrierter Gesamtschule und Gymnasium)	5	10
Kinder- und Jugendarbeit (Mitarbeiter/innen von: Spielpark, Jugendzentrum, Straßensozialarbeit, Jugendgerichtshilfe, AG Kinder- und Jugendarbeit)	5	8
Kirche (katholische und evangelische Pfarrer, aktive Personen)	2	4
Vereine (Vereinsfunktionäre von Sport-, Garten- und Kulturvereinen)	5	10
Soziale Einrichtungen (Mitarbeiter/innen von: Kommunaler Sozialdienst, Gemeinwesenarbeit, Kulturtreff, Nachbarschaftsinitiative, LAG Soziale Brennpunkte)	5	13
Qualifizierung/ Beschäftigung (Mitarbeiter/innen von: Soziale Gruppeninitiative e.V., AWO-Projekt Lift, Drecksarbeit/Pro Sauber, GBH-Mieterservice, Bürger Service/ FLAIS)	5	9
Seniorenarbeit (Koordinatorin Altenbegegnungsstätte, Betreuerin Altenwohnungen)	2	2
Lokale Ökonomie (Geschäftsleute, Mitarbeiter des Stadtplanungsamtes und des Amtes für Wirtschaftsförderung)	4	4
Polizei (Kontaktbereichsbeamte)	1	2
Wohnen (GBH-Geschäftsführer und Geschäftsstellenleiterin, Vorsitzender der Wohnungsgenossenschaft VASA, Hausmeister)	2	4
Sanierung (Mitarbeiter/innen des Sanierungsbüros und des Stadtplanungsamtes, ehem. Stadtteilkoordinator, Anwaltsplanerin, Stellv. Amtsleiterin der Sozialverwaltung, Mitglieder des Bauausschusses, Quartiersmanagement Mittelfeld, Leiter des Lindener Baukontors, Referatsleiter Städtebaurecht und -förderung des Landes Niedersachsen)	8	19
Lokale Politik (Bürgermeister, Parteivorsitzende)	3	4
Aktive Bewohner/innen	-	7
Insgesamt:	**54**	**103**

Quelle: Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2002 a: 173 f.

Anhang II: Interviewleitfaden – Stadtteilkundige

Quartiersanalyse Vahrenheide	agis - Projekt 43

Interviewleitfaden

I. Einstieg

Welchen Eindruck hatten Sie von Vahrenheide, als Sie zum ersten Mal durch den Stadtteil gegangen sind?

Wie lange sind Sie schon hier, in Vahrenheide?

II. Fragen zur Institution

a) Organisationsstruktur

Wie lange sind Sie schon hier, in dieser Einrichtung?

Sind Sie von Anfang an dabei gewesen?

Was wissen Sie über die Entstehungsgründe und die weitere Entwicklung?

Wie sieht denn ein typischer Tagesablauf/Einrichtungsablauf bei Ihnen aus? Würden Sie uns das bitte einmal schildern?

Wenn Entscheidungen oder Veränderungen anstehen, wer ist dann dafür zuständig? Gibt es ein bestimmtes Entscheidungsgremium oder wird darüber mit allen diskutiert?

b) Mitglieder bzw. Nutzer/innen

Was sind denn das für Leute, die zu Ihnen kommen? Beschreiben Sie uns bitte zwei oder drei typische Mitglieder bzw. Teilnehmer/innen.

Gibt es eine Gruppe, oder auch einzelne Personen, die Sie quasi als ‚tragende Säule' oder als besonders aktiv oder engagiert erleben?

Bestehen Möglichkeiten, sich kurzfristig oder projektbezogen zu engagieren, oder setzen Sie dauerhafte Mitarbeit voraus?

Auf welche Weise sprechen Sie potentielle Mitglieder bzw. Nutzer/innen an und machen auf Ihr Angebot aufmerksam? (Flugblätter, Mund zu Mund-Propaganda o.ä.)

Gibt es Personengruppen, die Sie mit Ihrem Angebot bisher nicht erreicht haben, aber gerne einbeziehen möchten? (Welche konkreten Initiativen wurden dazu unternommen?)

In jeder Einrichtung gibt es schon mal Auseinandersetzungen - mit den Mitarbeiter/innen oder auch mit den Mitgliedern bzw. Teilnehmer/innen. Um was geht es dann in der Regel?

Schildern Sie doch einmal eine konkrete Konfliktsituation, die Ihnen noch im Gedächtnis ist.

c) Vernetzung im Stadtteil

Mit wem (Person/Einrichtung) arbeiten Sie hier im Stadtteil zusammen?

Wie sieht die Zusammenarbeit konkret aus?

Mit wem würden Sie sich eine Zusammenarbeit wünschen?
→ *Evtl. noch nach nicht genannten, aber in Frage kommenden Institutionen nachfragen!*

Was glauben Sie, welche Bedeutung Ihre Institution (Verein) für den Stadtteil hat? Wie wirkt sich Ihre Arbeit auf das Leben hier aus?
Evtl. als Anreiz: "Wenn Sie sich vorstellen, es würde Ihre Einrichtung (Ihren Verein) nicht geben, was wäre dann anders?"

d) Problematiken

Gibt es Bedingungen im Stadtteil, die Ihrer Arbeit hinderlich sind?

Wodurch würde sich Ihre Arbeit erheblich erleichtern?

III. Fragen zum Stadtteil

Wenn Sie im Stadtteil unterwegs sind, gibt es da Orte, an denen Sie sich besonders gerne aufhalten?

Gibt es Orte, die Sie meiden? Können Sie uns diese kurz beschreiben?

Kennen Sie im Stadtteil beliebte Treffpunkte?

Könnten Sie uns eine Begebenheit oder ein Alltagserlebnis schildern, in dem sich etwas für Vahrenheide Typisches zeigt?

Gibt es einen bestimmten Begriff, den Sie verwenden, wenn Sie Ihren Arbeits- (Wohn-) ort anderen Personen gegenüber benennen?

Wie hat sich aus Ihrer Sicht Vahrenheide gegenüber früher verändert?

Was schätzen Sie selber an Vahrenheide? Gibt es Facetten des Stadtteils, die sie gerne mögen?

IV. Fragen zu den Bewohner/innen

Welche Bewohnergruppe ist nach Ihrer Wahrnehmung prägend für Vahrenheide?

Wer oder welche Personengruppe hat in der vergangenen Zeit im Stadtteil für positive Veränderungen gesorgt?

Wie wurden diese Veränderungen erreicht?

An wen wenden Sie sich, wenn Sie ein wichtiges Anliegen durchsetzen wollen?

Haben die Ansprechpartner/innen gewechselt oder sind andere in letzter Zeit hinzugekommen?

Wenn es unter den Bewohner/innen Konflikte gibt, um was geht es dann vornehmlich - was sind die häufigsten Streitpunkte?

In welcher Form unterstützen sich die Bewohner/innen gegenseitig?

Was sind für Sie Beispiele gelungener Bewohnerbeteiligung? Beschreiben Sie uns bitte, welche konkreten Beteiligungsformen es hier gibt (selbstorganisiert etc.).

Was glauben Sie, warum einige Bewohner/innen zum Teil schon dreißig Jahre in Vahrenheide wohnen, obwohl der Stadtteil als Problemstadtteil gilt?

V. Fragen zur Sanierung

Vahrenheide ist ja nun Sanierungsgebiet. Was halten Sie davon?

Haben Sie schon einmal mit jemanden von der Sanierungskommission oder aus dem Sanierungsbüro persönlich Kontakt gehabt?

Sind Sie selber oder Ihre Einrichtung (Ihr Verein) mit der Sanierung befasst oder daran in irgendeiner Form beteiligt?

Wie könnte Ihre Einrichtung von der Sanierung profitieren?

Nennen Sie uns drei konkrete Aufgaben oder Projekte, die Ihrer Meinung nach in Vahrenheide durchgeführt werden sollten.

Wie schätzen Sie die Rolle der GBH im Rahmen der Sanierung ein?

VI. Abschluss

Gibt es noch weitere Punkte, die Ihnen in Bezug auf Vahrenheide bzw. ihre Arbeit im Stadtteil wichtig sind, die Sie ergänzen möchten?

Haben Sie sonst noch Anmerkungen, Anregungen oder Fragen zu den Interviews oder unserer Untersuchung?

Quelle: Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001: 235 ff.

Anhang III: Beobachtungsbogen zu den Interviews mit Stadtteilkundigen

Quartiersanalyse Vahrenheide agis - Projekt 43

Beobachtungsbogen

Institution: Datum:

Name:

I. Gebäude

Lage: Zentral ☐ Abgelegen ☐.

Architektur: Modern ☐ Offen ☐ Abweisend ☐ Verwinkelt ☐ Trutzig ☐.

Weitere Eindrücke: .....

.....

II. Eingangssituation

Beschreibung der Empfangssituation (Begrüßung, Vorgespräch): .....

.....

III. Räumlichkeiten

Raumbesichtigung: Ja, wird angeboten ☐ Ja, auf Nachfrage ☐ Nein ☐ Grund: .....

Anzahl der Räume: ☐.

Separates Büro: Ja ☐ Nein ☐.

Raumangebot: Beengt ☐ Großzügig ☐ Sonstiger Eindruck: .....

Ausstattung/Mobiliar: Neuwertig ☐ Einfach ☐ Abgenutzt ☐ Vandalismusspuren ☐ Sonstiges: .....

Frequentierung: Viele Personen ☐ Einige Personen ☐ Nur Mitarbeiter ☐ Niemand weiteres.

Weitere Eindrücke oder Auffälligkeiten: .....

.....

IV. Interviewsituation

Ort des Interviews: Büro ☐ Besprechungszimmer ☐ Arbeitsraum ☐ Privatwohnung ☐ agis.

Sitzordnung: .....

.....

.....

Gewohnte Tätigkeit läuft nebenher weiter ☐ Für das Interview wurde zeitl. Freiraum geschaffen.

Wird etwas angeboten? Nein ☐ Ja, Kaffee/Tee ☐ Anderes .....

Gesprächsunterbrechungen (Telefonate/Personen): Einmal ☐ Häufig ☐ Keine ☐.

Sind während des Interviews weitere Personen anwesend? Nein ☐ Ja ☐ und zwar: .....

.....

Gesprächsatmosphäre: Entspannt ☐ Angespannt ☐ Hektisch ☐ Heiter ☐ Aggressiv

Gelangweilt ☐ Sonstiges .....

.....

Gesprächsfluss: Sprunghaft ☐ Sprudelnd ☐ Flüssig ☐ Stockend ☐ Zäh ☐.

Besonderheiten oder Auffälligkeiten im Gesprächsverlauf: .....

.....

V. Eindrücke zur Person

Person 1:

Äußerer Eindruck: Businesskleidung ☐ Sportlich ☐ Individuell ☐ Unauffällig ☐ Sonstiges .....
.....
.....
Befindlichkeit: Gelangweilt ☐ Souverän ☐ Unsicher ☐ Abwartend ☐ Fordernd ☐ Aggressiv
Sonstiges: .....

Weitere Eindrücke oder Besonderheiten: .....
.....
.....

Person 2:

Äußerer Eindruck: Businesskleidung ☐ Sportlich ☐ Individuell ☐ Unauffällig ☐ Sonstiges .....
.....
.....
Befindlichkeit: Gelangweilt ☐ Souverän ☐ Unsicher ☐ Abwartend ☐ Fordernd ☐ Aggressiv
Sonstiges: .....

Weitere Eindrücke oder Besonderheiten: .....
.....
.....

VI. Abschlusssituation

Durch wen wird das Interview beendet? InterviewerIn ☐ Interviewte Person ☐.
Werden noch weitere Informationen nachgeschoben? Nein ☐ Ja ☐.
Besonderheiten beim Gesprächsabschluss: .....
.....
.....
Dauer des Interviews: ☐ Stunden

VII. Eigene Einschätzung

Befindlichkeit in der Interviewsituation/Probleme/Anmerkungen.....
.....
.....
.....
.....
.....
Abschließende Gesamteinschätzung zum Interview: .....
.....
.....

Quelle: Geiling/ Schwarzer/ Heinzelmann/ Bartnick 2001: 241 f.

Anhang IV: Leitfaden für die Interviews mit Jugendlichen

Einstieg: „Ich interessiere mich dafür, wie man als Jugendlicher in Vahrenheide lebt, was Ihr hier in Eurer Freizeit macht und was Euch gefällt und was nicht. Beschreib mir doch bitte einmal, wie ein ganz normaler Nachmittag bei Dir aussieht, wo Du Dich aufhältst und was Du dort machst."

Zunächst abwarten, was der/die Jugendliche von sich aus erzählt. Dann nachfragen und das Gespräch strukturieren. Die folgenden Punkte dienen als Merkposten, sollen nicht stereotyp abgefragt werden, aber vorkommen.

Themenkomplex: Wohnsituation

Bitte erzähl mir etwas darüber, wie Du hier in Vahrenheide wohnst.
- Seit wann wohnst Du schon in Vahrenheide?
- Seid Ihr schon häufiger im Stadtteil umgezogen?
- In welcher Straße wohnst Du?
- Was ist das für ein Haus (Hochhaus/ Reihenhaus)?
- Wohnungsgröße, eigenes Zimmer?
- Beschreib mir doch bitte mal Dein/Euer Zimmer (Ausstattung: eigener Fernseher, Videorecorder, PC, Internetzugang, Handy, Musikanlage).
- Habt Ihr zu Hause Haustiere?
- Was machst Du zu Hause am liebsten?
- Bist Du gerne zu Hause?
- Zu welchen Tageszeiten meist und wie viele Stunden etwa am Tag?
- Dürfen Deine Freund/innen auch mit zu Dir nach Hause kommen?

Themenkomplex: Freiraumnutzung/ Cliquen

- Wo hältst Du Dich draußen im Stadtteil manchmal oder auch häufig auf?
- Wie ist es dort? Was ist das Besondere?
- Was tust Du dort?
- Viele Jugendliche sagen, Sie würden in ihrer Freizeit ‚abhängen', wie ist das bei Dir?
- Was ist mit ‚abhängen' eigentlich genau gemeint?
- Triffst Du Dich häufiger mit Freunden/ Freundinnen?
- Wo wohnen die?
- Verabredet Ihr Euch oder kommt Ihr ‚automatisch' an bestimmten Orten in Kontakt?
- Würdest Du sagen, dass Du zu einer Clique oder bestimmten Jugendgruppe gehörst?
- Was kennzeichnet Eure Gruppe?
- Habt Ihr einen bestimmten Bereich oder Ort im Stadtteil, der quasi ‚Eurer' ist?
- Kennst Du bestimmte (andere) Cliquen oder feste Gruppen im Stadtteil?
- Gibt es mit denen manchmal Ärger?
- Für manche Leute sind Jugendliche, die in Gruppen draußen herumstehen etwas bedrohliches. Was sagst Du denen?
- Wo gehst Du lieber nicht hin?
- Wo gibt es Konflikte? Welcher Art? Um was?
- Was sollte anders sein?

Themenkomplex: Institutionen

- Welche (Freizeit-)Einrichtungen im Stadtteil kennst Du?
- Wie findest Du ... (Jugendzentren Camp und Sahlkamp, Jugendkontaktladen der Straßensozialarbeit, Spielpark, Verein TUS Vahrenwald, Fußballverein (Borussia, Vahrenheide), Rollsportverein, Reiterverein, Lister Bad/ Wassersportverein, Kleingartenvereine, Berufsbildende Institutionen (ProBeruf, Lift), Nachbarschaftsinitiative, Kulturtreff, Angebote der

Kirchen) Bei Nutzung Nachfragen: Wie oft?, Mit wem?, was machst Du dort?, Gab es schon einmal Probleme?
- Kennst Du die Kontaktbereichsbeamten der Polizei?
- Hast Du schon einmal Kontakt zu einem Politiker im Stadtteil gehabt?
- Hast Du von der Sanierung im Stadtteil etwas gehört? (Teilnahme am Bürgerforum)
- Gehst Du manchmal hier im Stadtteil einkaufen? Wo und was?
- Gehst Du hier auch in Cafés oder Bistros? Welche? Wie findest Du die?
- Welche Einrichtungen hättest Du gerne hier in der Nähe?
- Was gefällt Dir besonders an Vahrenheide?
- Welche Probleme gibt es aus Deiner Sicht hier?

Themenkomplex: Gesamtstädtische Bezüge
- Welche Stadtteile von Hannover kennst Du sonst noch?
- Gehst Du auch an Orte außerhalb des Stadtteils?
- Wohin?
- Mit welchem Verkehrsmittel?
- Wie oft?
- Mit wem?
- Was machst Du dort?
- Warst Du schon mal am ... (Kröpcke, Raschplatz, Maschsee, Georgengarten, Zoo, Rathaus, Landtag, Altstadt)
- Gehst Du gerne in die Stadt? Würdest Du dort gerne häufiger sein?

Themenkomplex: Persönliche und familiäre Situation
Dann möchte ich noch etwas mehr über Dich wissen. *(nur ansprechen, was vorher noch nicht deutlich geworden ist)*
- Wie alt bist Du?
- Welche Hobbys hast Du?
- Welche Sportarten machst Du gerne?
- Gehst Du hier zur Schule oder machst Du eine Ausbildung? Wo?
- Was möchtest Du später am liebsten für einen Beruf haben?
- Bist Du Mitglied in einem Verein/ einer Partei?
- Gehörst Du einer Kirche an?
- Welche Nationalität hast Du?
- Ist Deine Familie aus einem anderen Land hierher gekommen?
- Hast Du noch weitere Geschwister (Anzahl, Alter und Geschlecht)?
- Was machen Deine Eltern (Familienstand, berufliche Situation, leben beide in der Familie)?
- Wie kommst Du mit Deinen Eltern klar? *(vorsichtig Beziehung zu den Eltern erfragen)*

Abschluss
- Wenn Du noch einmal abschließend einschätzt: Wo verbringst Du am meisten Deiner Zeit? Zu Hause, in der Schule/Ausbildung, in Freizeiteinrichtungen oder draußen? Und wo davon bist Du am liebsten?
- Wenn Du Dir vorstellst, Du würdest beispielsweise im Stadtteil List *(oder anderen bürgerlichen Stadtteil, den der/die Befragte kennt, z.B. Bothfeld)* wohnen, was wäre dann anders?
- An was denkst Du bei dem Begriff ‚Heimat'?
- Wo möchtest Du in Zukunft leben?

Nach dem Gespräch notieren: Kleidung/ Outfit, Verhalten im Gespräch.

Dank

Die vorliegende Arbeit gibt Einblick in die Lebenswelt einer gesellschaftlich marginalisierten sozialen Gruppe. Möglich wurde dies durch die Bereitschaft betroffener Jugendlicher, über ihr Handeln und Erleben Auskunft zu geben. Ihnen gilt mein besonderer Dank. Ebenso habe ich den Personen aus der Großwohnsiedlung Hannover-Vahrenheide zu danken, die mir Informationen über ihre Arbeit gaben, die Kontakte zu den Jugendlichen vermittelten und mich damit sehr unterstützt haben. Für die Aufbereitung und Bereitstellung von kleinräumigen Sozialstrukturdaten danke ich Andreas Martin, Leiter des Fachbereichs zentrale Dienste der Landeshauptstadt Hannover. Ich danke außerdem den Projektleiter/innen und Kolleg/innen der einbezogenen Forschungsprojekte für die Diskussionen und Anregungen in der gemeinsamen Arbeit sowie dem Gleichstellungsbüro der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover, welches mir über die Gewährung eines Stipendiums den Abschluss dieser Studie ermöglicht hat.

Hannover, im Januar 2009 Claudia Heinzelmann